

Stadtarchiv Wasserburg a. Inn

**FZ**  
**HaI**  
**14**



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1952

Januar

Nummer 1

## Dem sechzigjährigen Dr. Ritz

Von Theodor Heck

Am 2. Januar 1952 wurde Dr. Josef Maria Ritz 60 Jahre alt. Der in Drosendorf bei Bamberg als Sohn eines Lehrers Geborene studierte in München und Freiburg in der Schweiz Geschichte und Kunstgeschichte. Seit 1920 gehört er dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege an, dessen Direktor er als Nachfolger von Professor Dr. Georg Lill im Herbst 1950 wurde. Lange Jahre war er Museumspfleger von Bayern, in welcher Eigenschaft er nahezu 200 Heimatmuseen zu betreuen hatte, wovon eine Anzahl unter seiner Aufsicht völlig neu gestaltet wurde, so u. a. die Museen in Tölz, Trostberg, Feuchtwangen, Kulmbach, Schweinfurt, Bamberg, Weißenhorn, Landshut und Rothenburg o. T. Auch das vorbildlich schöne Wasserburger Heimathaus gibt Zeugnis von seinem Wirken und wenn man es mit Museen älterer Ordnung vergleicht, wird einem die Bedeutung seines Gestalters ins Auge fallen.

Ritz ist beileibe kein einseitiger Kunsthistoriker, dem nur die „hohe Kunst“ etwas gilt, der im Dienste der Wissenschaft ordnet, registriert und konserviert, sondern ein für das Leben aufgeschlossener Mensch, der das Schöne, Echte, Gehaltvolle und Liebenswerte überall sieht und erkennt. Ausgestattet mit dem ganzen Rüstzeug der modernen Kunstwissenschaft, maß er schon von jeher dem schlichten Werk des bodenständigen Volkes die Bedeutung zu, die ihm zukommt und sein Bestreben war, dieses nicht nur zu würdigen, sondern es auch lebendig zu erhalten. Die von Ritz eingerichteten Museen sind des-

halb auch nicht nur Altertumssammlungen, die lediglich den Fachmann ansprechen, sondern Volksbildungsstätten, von denen leider viel zu wenig Gebrauch gemacht wird. Sie zeigen, wie auch das Kleinste und Nebensächlichste zur Veredelung des Lebens beitragen kann und wollen dazu führen, den Weg wieder zu einer schönen Heimat zu finden, den viele bereits verloren haben. Damit ist schon gesagt, daß Ritz weit mehr ist als nur Kunsthistoriker, Volkskundler und Denkmalpfleger. Seiner vielseitigen Bedeutung, die auch wohlverdiente Anerkennung gefunden hat — Ritz ist Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, der Kommission für bayerische Landesgeschichte, des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, der Internationalen Volkskunstkommission (CIAP), Vorsitzender der bayerischen Landesstelle für Volkskunde und 2. Vorsitzender des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege — gerecht zu werden, ist nicht Aufgabe dieser Zeilen. Für uns Heimatfreunde ist Ritz jedoch auch noch durch eine weitere Eigenschaft bedeutsam. Er ist heute zweifellos der geistige Führer im Ringen um unsere heimatliche Kultur, wenn das auch durch seine persönliche Bescheidenheit nicht in dem Maße in Erscheinung tritt, wie es wirklich ist. Sein umfassendes Wissen, sein unbestechlicher Blick für das Wahre und Echte, seine Aufgeschlossenheit für das lebendig Schöne und seine wahrhaft tiefe Heimatliebe, die sich nie in Phrasen äußert, sondern in unentwegtem stillem Wirken, prädestinieren ihn dazu. Seine



**Dr. Josef Maria Ritz**  
Direktor des Bayerischen Landesamtes für  
Denkmalpflege

Fähigkeit, in jedem das Wertvolle zu erkennen und dieses der Heimat nutzbar zu machen, seine Zugänglichkeit für alles Gute und vor allem seine Gabe, immer das rechte Wort zu finden, und sei es furchtlose Kri-

tik, zeugen von einer Persönlichkeit, die gerade in unserer Zeit gefahrdrohender heimatlicher Entwurzelung noch lange nicht genügend gewürdigt wird. Es ist kein Zufall, daß die bisherig großzügigste Kundgebung wiedererwachten Heimatgefühls, der „Bayerische Heimattag“ — ein Zusammenschluß der großen Heimatverbände, des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege, des Verbandes bayerischer Geschichts- und Urgeschichtsvereine und des Bundes Naturschutz zum gemeinsamen Kampf um die Schönheit unserer Heimat — das ureigenste Werk von Dr. Ritz ist. Es ist auch kein Zufall, daß seit Jahren bei allen größeren Veranstaltungen der Heimatpflege seine wegweisenden Reden zu den Höhepunkten zählen, wie es auch kein Zufall ist, daß heute kaum ein wesentlicher Schritt zur Erneuerung unserer bodenständigen Kultur getan wird, ohne ihn zu hören. Und das ist gut so. Denn mit dem Wiedererstarren des Heimatbewußtseins allein ist es nicht mehr getan. Das Abwenden von der Tradition ist so einschneidend gewesen, daß es nicht möglich ist ohne weiteres wieder anzuknüpfen. Verfälschungen unseres Volkstums, sei es aus Gleichgültigkeit, Unverständnis oder billigen Modernitätsanwandlungen, aber auch aus gewinnsüchtigen Motiven gefährden gerade bei uns in Bayern eine gesunde Entwicklung. Deshalb brauchen wir einen Mann, der souverän über all diesen Verirrungen steht und für die Einhaltung der rechten Linie bürgt. Seien wir von Herzen dankbar, in Dr. Ritz diesen Mann zu besitzen, der ohne Rücksicht auf Popularität und materiellen Gewinn, unbeirrt und mutig seinen Weg vorwärtsschreitet.

## Die Geschichte von der gottseligen Alta

Von Adolf Hartmann, Lehrer zu Pürten.

Interessant ist die Geschichte von der gottseligen Alta, deren Gebeine in der Pfarrkirche ruhen und von welcher folgendes mitzuteilen ist:

Die heilige Alta soll eine Königstochter von Frankreich gewesen und schwer erkrankt sein, so daß ihr Tod nahe stand. Da sei ihr im Traum vorgekommen, daß in Bayern eine Kirche, „Porta“ genannt, wäre, zu der sie wallfahren sollte. Sogleich habe sie sich eine Sänfte mit zwei Eseln bespannen lassen, ihr liebstes Buch, das heilige Evangelium, mitgenommen und so die weite Reise angetreten. Aber sie starb auf dem Wege, gab jedoch zuvor noch den Auftrag, man sollte ihre Leiche auf das Buch legen und die beiden Esel sie fortführen lassen; wo sie aber stehenbleiben würden, da möge man sie begraben. So seien denn die Tiere mit der Leiche weitergezogen,

bis sie an der kleinen Kapelle bei dem Gotteshause Unserer Lieben Frau zu Pürten angekommen, dann aber nicht mehr vorwärts zu bringen gewesen seien. Da sei sie dann in der Kapelle auch begraben worden, das Buch wurde jedoch bei dem Gotteshause belassen, wo man es wohl werde brauchen können. Als bald sei aber bekannt geworden, daß diesem Buche eine wundersame Kraft innewohne, Geistesranke, Epileptische und Besessene zu heilen, wenn man solche ohne ihr Wissen vier Nächte nacheinander auf den vier Gemälden der Evangelisten und den Evangelien liegen lasse, also die erste Nacht auf dem Evangelium Matthäus, die zweite auf dem Evangelium Markus und so nach der Reihe fort. Es habe sich oft erwiesen, daß diese Armen, obwohl sie keine Ahnung von dem Buch gehabt, täglich mehr, am meisten

aber in der vierten Nacht tobsüchtig und wütend, dann aber ruhig und sofort geheilt worden seien. „So der offizielle Bericht des Pflegers Lösch von Kraiburg an den Kurfürsten Maximilian v. 11. September 1624“. Wie ein im Jahre 1872 verstorbener Mesner erzählt, floß das Haupteinkommen der dortigen früheren Pfarrmesner aus der Beherbergung der Geisteskranken, die „aus aller Herren Länder“ herbeiströmten. Hier wohnten sie, hier wurden sie auf das Wunderbuch gelegt und bis zum Umbau des Mesnerhauses (jetzige Krämerei) im Jahre 1919 waren in der Wohnstube noch die Eisenringe und Ketten zu sehen, mit welchen recht Störrische und Wütende so gefesselt wurden, daß sie ruhig liegen und nichts an dem Buch verderben konnten.

### Das Evangelienbuch der gottseligen Alta

Das Buch besteht aus 205 Pergamentblättern in Groß-Quart und enthält ein im 9. oder spätestens im angehenden 10. Jahrhundert geschriebenes Evangelium, d. h. die vier Evangelien mit den Prologen des hl. Hieronymus. Voran gehen die Seiten 1—8 die „Canones harmoniae evangelistarum“ zwischen gemalten Bogensäulen geschrieben. Blatt 18, 67, 100 und 152 enthalten die Bildnisse der vier Evangelisten. Den Schluß des Buches bildet das „Capitulare Kapitelregister evangelium anni circulo Clegendorum“. Auf der letzten Seite 205 steht folgender Schluß: „Auf den Knien bitte ich dich Leser dieses Evangelariums, das du betest für mich armseligen Sünder, Framegaudus, Mönch, Priester und Schreiber dieses in der Liebe Gottes“ Blatt 2b, 3b und 4b sind von einer Hand des 15. Jahrhunderts auf den Grundbesitz und die Ereignisse der Pfarrei Pürten bezügliche Randnotizen angebracht, auf der ursprünglich leer gelassenen Vorderseite des Blattes 9 aber sind zwei Traditionsurkunden von einer Hand des 11. Jahrhunderts eingeschrieben, von welchen die erste beinahe völlig unleserlich ist und eine Vergebung der Gräfin Irmengard, Gemahlin des Grafen Chadaloh, enthält. Das ist Beweis, daß das Buch, wenn die Sage wirklich begründet ist, von der betreffenden Königin aus Frankreich nicht vor dem 9. oder 10. und nicht nach dem 11. Jahrhundert nach Pürten gebracht worden ist. Ekel erregt der Zustand, in welchem sich das Buch befindet, da die Evangelienanfänge ganz durchtränkt und beschmutzt sind von dem Schweiß der Wahnsinnigen und Epileptischen, denen man das Buch in den vier Nächten unter den Kopf schob. Früher war es mit goldenen Knöpfen und Spangen versehen, die aber entfernt wurden. Gegen 18 Kreuzer Vergütung wurde das in einem Ledersack verwahrte Wunderbuch nach weithin ausgeliehen, wie Pflieger Lösch im Jahre

1592 berichtet. „Und Gebrauch willen, were es woll nott nötig, daß man anderst wiederhett eingebunden hatt aber Sorg tragen, Es möchte ihm sein Wirkung und Krafft dadurch entzogen werden, wirdt also in einem rauhen Kalbfellensack behalden, von dem Pfarrer verwahrt und verschlossen.“ In der Kirche zu Pürten ist über der Kanzel heute noch die Maueröffnung zu sehen, in welcher das Buch aufbewahrt wurde. Das Buch kam nach Aufhebung der Klöster im Januar 1805 durch die kurfürstliche Landesdirektion an die Hofbibliothek in München, wo es sich noch befindet. Ein im Pfarrarchive vorliegendes Buch berichtet, wieviele Heilungen Geisteskranker jeder Art, Tobsüchtiger ebenso wie Melancholischer geschehen, und daß an einem Tage sich dort 22 Gemeinden wallfahrend eingefunden hatten.

### Alta, die hochverehrte Selige. Pürten, ein Wallfahrtsort.

Im Pfarregister lesen wir, was Alta, die Königstochter aus Frankreich betrifft, nur, daß der spätere Erzbischof Adalbert, als er noch mit Irmengard verheiratet war, eine Tochter namens Alta gehabt habe. Koch-Sternfeld nimmt an, Alta sei die Tochter eines bajuwarischen Edlen und Richinas, eine Schwester Luitpold des Scheyern gewesen und an einen Grafen Ottokar, welcher am fränkischen Hofe lebte, verheiratet worden. Nach dem frühen Tode des Gemahls lebte sie in stiller Zurückgezogenheit. Sie ließ die Kapelle in Pürten, das sie aus ihren Kinderjahren kannte, wieder aufrichten und sprach, als sie eine tödliche Krankheit überfiel, als letzten Wunsch aus, hier begraben zu werden. Ihr wertvollstes Kleinod, das von dem fränkischen Priester Framegaudus gefertigte Evangelienbuch, schenkte sie der Kapelle.

Alta gilt nur als eine hochwertige Frau. Von einer Heilig- oder Seligsprechung derselben ist nichts bekannt. Auch wird ihr Andenken kirchlich nicht gefeiert. Jedenfalls wäre sie zu dem Gnadenbild in Pürten gepilgert, welches vielleicht dasselbe war wie heutzutage, eine Madonna mit dem Kinde. Nicht Alta war die Veranlassung der Wallfahrten nach Pürten, sondern das Marienbild und später erst begann ein Kultus der Seligen, die besonders im 17. und 18. Jahrhundert sehr groß war, worüber das oben erwähnte Buch im Pfarrarchiv berichtet.

Ueber das Gnadenbild schrieb am 3. April 1629 Herzog Albrecht von Bayern, der Bruder des großen Kurfürsten Max I. an den Erzbischof von Salzburg: „In Pürten befindet sich ein wundertätiges Marienbild, wohin er und seine Gemahlin öfters gewallfahrt seien. Da sich aber in derselben Kirche noch zwei

## Musikalische Erneuerung im Rahmen der Heimatvereine

Der vom Heimatpfeiler im Kreis Wasserburg, Theodor Heck, am 6. Dezember 1951 im dortigen Heimatverein gehaltene Vortrag über obiges Thema verdient wegen seiner grundsätzlichen Gedanken die Aufmerksamkeit aller wahrhaften Heimatfreunde. Wir möchten deshalb nicht verfehlen, ihn allen unseren Lesern zugänglich zu machen.

Die Redaktion.

Es war der Wunsch des Vorstandes, die heutige Monatsversammlung, als die letzte des Jahres, durch Musik etwas weihnachtlich zu gestalten. Das Collegium musicum hat seine Mitwirkung zugesagt, und was Sie an Musik hören werden, ist in diesem Sinne ausgewählt.

Ich möchte nun aber die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne das Angenehme — und ich hoffe, Sie empfinden die musikalischen Darbietungen als angenehm — mit dem Nützlichen zu verbinden, d. h., ich möchte die Stunde wahrnehmen, um über und für die Pflege der Hausmusik überhaupt zu sprechen. Ich möchte Ihnen sagen, daß die Förderung der Hausmusik sogar eine Aufgabe der Heimatpflege und somit auch unseres Heimatvereins ist.

Manchen wird diese meine Auffassung vielleicht befremden, mancher wird glauben, ich spreche von Volksmusik oder von der Pflege der mit unserer engeren Heimat besonders verbundenen Komponisten aus historischem Interesse, wie etwa von Megerle, Gumpelzhaimer.

Ich muß aber richtigstellen: ich meine die Pflege jeder guten Musik, soweit sie dem Dilettanten durch Selbstmusizieren, und zwar durch Musizieren im geselligen Kreis technisch erreichbar ist. Damit Sie verstehen, wie ich zu dieser Forderung komme, muß ich darauf hinweisen, daß sich die Aufgaben der Heimatvereine mit der Zeit ganz bedeutend gewandelt haben. Die historischen Vereine — die Vorläufer unserer Heimatvereine — machten Geschichtsstudien und sammelten Altertümer für die Museen. Die Heimatvereine dehnten ihren Arbeitsbereich außerdem noch auf die Pflege der Volkskunde, Volkskunst, Volkstums und Brauchtums aus.

Die Heimatvereine der Zukunft müssen aber noch einen Schritt weitergehen. Der allgemeine kulturelle Abstieg und die Gefahr einer immer mehr um sich greifenden Vermassung stellen die

Heimatvereine, gerade auf dem Lande, vor eine neue Aufgabe. Sie müssen aktiv für die Erhaltung unserer gefährdeten alten Kultur eintreten und sollen Ausgangspunkt einer kulturellen Wiedergeburt werden. Daß solche Bestrebungen notwendig sind, wird jeder einsehen, der mit offenen Augen die heutige Zeit erlebt, und daß in Kleinstädten wie Wasserburg mit rein bäuerlichem Hinterland die Heimatvereine vor allem dazu berufen sind, diese Aufgaben zu erfüllen und nicht etwa ein exklusiver Kulturkreis oder eine sonstige Vereinigung, ist eigentlich selbstverständlich. Wenn Sie mir soweit gefolgt sind, werden Sie auch zugeben, daß die Pflege der Musik ein Teil dieser Aufgabe ist. Sie brauchen nur einmal bildliche Darstellungen geselliger Zusammenkünfte aus dem 16. bis 18. Jahrhundert anzusehen. Bei den meisten dieser Bilder finden Sie dann, daß auf ihnen musiziert wurde, und zwar hat man den Eindruck eines improvisierten Musizierens. Die Leute überkam das Bedürfnis nach Musik. Ein Verein von der Größe unseres Heimatvereins hätte damals natürlich aus eigener Kraft seine weihnachtliche Musik gemacht. Das soll nun kein Vorwurf gegen den Heimatverein sein, aber es ist eine Anklage gegen unsere Zeit. In der alten Zeit stand die Musik in so inniger Verbindung mit dem Leben, daß sie eben überall in Erscheinung trat, und zwar — was sehr wesentlich ist — am rechten Ort. In Erscheinung tritt sie auch heute noch, aber nur allzu oft am falschen Platz. So ist es z. B. durchaus widersinnig, wenn ein Wiegenlied zum großen Orchester oder ein zartes, inniges Liebeslied von einem Massenchor gesungen wird. Vollends der Mißbrauch des Rundfunks wirkt sich auf unser gesundes Verhältnis zur Musik geradezu verheerend aus. Da beginnt manche Hausfrau ihr Tagewerk, indem sie zunächst den Radioapparat und dann den Staubsauger einschaltet. Ob nun aus dem Lautsprecher die erhabensten Klänge kommen oder der frivolste Schund, ist ihr meist völlig gleichgültig. Die Hauptsache ist ihr: nur keine Stille. Und so halten es ungezählte Menschen bis in die späte Nacht hinein. Jegliche Ehrfurcht und Liebe zur Musik muß auf diese Weise ja von Grund auf zerstört werden. Und Ehrfurcht und Liebe ist notwendig und wird um so größer, je näher man der Musik kommt. Und eigentlich ganz

eingeweiht worden. Leider hat der Krieg und die nachfolgende Revolution dieses Vorhaben nicht mehr zur Wirklichkeit werden lassen. So mußte auch die nachfolgende Zeit des 19. und 20. Jahrhunderts es erleben, daß die uralte und weit berühmte Wallfahrt Pürten ganz in Vergessenheit geriet. Nur mehr einige Votivtafeln, meist aus der Zeit 1620 bis 1680 zeugen von ihrer ehemaligen Berühmtheit. Die wertvollsten Kleinodien gingen im Spanischen-, Oesterreichischen und den Napoleonischen Kriegen verloren. Drei Votivtafeln wurden im Jahre 1946/47 — wahrscheinlich von den in den Lagern befindlichen Ausländern — entwendet.

nahe kommt man der Musik nur durch das Selbstmusizieren.

Diese Erwägung ist auch der Grundgedanke der musikalischen Erneuerungsbewegung, einer Zeitströmung gleichen Ursprungs wie etwa die neue Gesinnung im Handwerk und Bauen, ein Seitenstrom des großen Gedankens einer neuen Humanität. Die musikalische Erneuerungsbewegung ist bereits so alt, daß es eigentlich unverständlich ist, wie wenig ihr Wollen der Allgemeinheit vertraut ist. Die enge Verbindung der Musik mit dem Leben wurde in der Mitte des 18. Jahrhunderts zerrissen. Denn das Schergewicht der Musik wurde damals von der Familie, aus dem geselligen Kreis, und aus der Gemeinschaft in den Konzertsaal verlegt.

Der ehemalige, selbstmusizierende Dilettant, der Hausmusikant, wurde zum Publikum, d. h. zum öffentlichen Wesen. Die neue Musik wurde nicht mehr für den Liebhaber, sondern für den Berufsmusiker, den Virtuosen, geschaffen und wurde somit für den Laien technisch zu schwer. Niemand wird bestreiten, daß durch diese Entwicklung Werke von größter Bedeutung zustande kamen wie die ganze klassische und romantische Musik, aber geradesowenig ist zu bestreiten, daß damit der einzelne Mensch immer mehr vom unmittelbaren Genuß der guten Musik verdrängt und der sogenannten Salonmusik in die Arme getrieben wurde, bis es soweit kam, wie es heute ist, daß die Mehrzahl nur noch an der seichtesten Unterhaltungsmusik Vergnügen findet. Und selbst die dünne Schicht musikalisch Kultivierter ist zum passiven Zuhörer heruntergesunken, die sich ganz mit Recht sagt, daß das heutige Lebenstempo dem Laien im allgemeinen keine Zeit mehr läßt, ein Instrument so vollkommen zu erlernen, um z. B. den Klassikern gerecht zu werden.

Damit ist eigentlich der Weg vorgezeichnet für diese musikalische Erneuerungsbewegung, die im Grunde alles andere als eine Erneuerung ist, nämlich die Wiedererkenntnis einer uralten Selbstverständlichkeit. Man knüpfte deshalb auch zunächst an die alte Musik an und fand hier eine solche Fülle der kostbarsten Kleinodien, die unserem heutigen Bedürfnis voll und ganz entsprechen, daß wir es bei ihnen ruhig abwarten können, bis die Experimente unserer zeit-

genössischen Neutöner zu einem guten oder auch schlechten Ende geführt haben. Mit dieser Bemerkung soll aber nicht bestritten werden, daß inzwischen eine Reihe namhafter Komponisten bedeutende Werke im Geiste der musikalischen Erneuerung geschaffen hat.

Die alte Musik will natürlich auch verstanden sein. Wer in der Musik den Effekt, das Pathos, den „großen Ton“ oder Sentimentalität sucht, kommt bei ihr nicht auf seine Rechnung. Solche Eigenheiten liegen ihr gänzlich fern, denn sie will nicht Mittel zur Schaustellung sein, sondern in der Stille erfreuen. Sie verzichtet auf technische Kunststücke. Ihre Instrumente, auch die menschliche Stimme, haben einen stillen, verhaltenen Klang und ihr äußerer Aufwand ist oft so gering, daß auch der kleinste Kreis mit nur wenig technischen Fertigkeiten, unter richtiger Anleitung, zu einem genußvollen und befriedigenden Musizieren kommen kann.

Eine solche Musik verpflichtet. Es ist daher selbstverständlich, daß das Wasserburger Collegium musicum, das hier den Gedanken der musikalischen Erneuerung vertritt, nicht die Absicht hat, heute ein Konzert zu geben. Es ist sein Grundsatz, nur zu seiner eigenen Freude zu musizieren, allerdings auch seine Freunde davon teilhaben zu lassen, und nichts liegt ihm ferner, als seine Zuhörer als Publikum zu betrachten und sich selbst herausstellen zu wollen. Es will uns den heutigen Abend verschönern und ich möchte dazu sagen:

„Lassen Sie es nicht dabei bewenden, das Gebotene anzuhören, sondern lassen Sie sich von ihm anregen, dort, wo Sie Einfluß haben, in Ihrer Familie und bei Ihren Freunden, darauf hinzuweisen, daß der Weg zur Musik durchaus nicht so mühselig ist, wie mancher annehmen mag. Denn heute handelt es sich nicht so sehr darum, Virtuosen zu erziehen, als darum, möglichst viele Menschen überhaupt wieder zur Musik zu führen. Und wenn es Ihnen gelingt, gerade junge Menschen davon zu überzeugen, ist diese Tatsache nur ein Gewinn für das allgemeine Kulturniveau, sondern sie machen diesen damit ein unbezahlbares Geschenk. Denn von allen Gütern, die dem Menschen gegeben wurden, ist die Musik eines der höchsten.“

## Altbayerische Dorfkinder - Deutsche Kulturträger

Mitgeteilt von Eduard Stemplinger

Mayr Johann (1643—1718)

Von der Jugend des späteren Baumeisters Mayr wissen wir nur, daß er in der Einöde Hausstatt bei Litzldorf zur Welt kam. Vermutlich wurde er Maurer und erscheint bereits 1678 als Baumeister der Kirche auf dem Jakobsberg. 1684 baute er die Pfarrkirche in Dettendorf und ca. 1695 die von Irnschenberg. Auch die Wallfahrtskapelle zu Birkenstein ist Mayrs Werk; 1710 wurde der Bau begonnen. Aus den noch vorhandenen Rechnungen ist ersichtlich, daß Hans Mayr „ab 6 Wochen 4 1/2 Tag“ 14 fl. 51 Kr. erhielt. 1708 erbaute er die Pfarrkirche zu Litzldorf, wahrscheinlich ist auch die Kirche in Elbach 1689 von ihm vollendet worden; Sicheres ist nicht bekannt,

weil die dortigen Kirchenrechnungen dieser Zeit bei einem Brand verloren gingen. Die genannten Bauwerke verraten ein nicht gewöhnliches Talent.

Sein Sohn Johann (1677—1731) scheint bei Meister Gunetsrainer Martin beschäftigt gewesen zu sein, der seit 1678 Stadtbaumeister in München war. Nach dessen Ableben (1699) heiratete er die Witwe und wurde Münchener Stadtmaurermeister. Von ihm stammen Turm und Grabkirche zu Deggen-dorf, die Kirchen in Perlach und Farchant, der Herrenkonvent im Doppelkloster zu Altmünster und der Kreuzgang im Obermayerhaus zu München, lauter Werke gediegener Planung und Ausführung.

# Wir tanzen

Von Friedrich Herrgott

## Warum tanzen wir?

In mehreren Diskussionen über den Tanz kristallisieren sich folgende Meinungen heraus: In der Hauptsache war es die Freude an der rhythmischen Bewegung, dann die Freude am Partner und zuletzt die Freude an der gemeinsamen Betätigung, wie sie auch bei Gesellschaftsspielen auftritt.

## Wer tanzt?

Der Einzeltänzer kommt in Deutschland fast ausschließlich nur im Kunztanz vor. Die geläufigste Form ist der Paartanz. Es gibt nun Menschen, die nur tanzen, wenn sie in einer Masse untergehen können. Sie tanzen auch hier paarweise, aber es ist doch etwas ganz anderes als der Einzelpaartanz, wie unser Ländler, der viele Figuren hat. Sobald ein Tanz mehrere und schwierige Figuren aufweist, muß das Paar aus der Anonymität der Masse hervortreten. Die Frage moderner Tanz — Volkstanz spielt hier noch nicht herein.

Etwas grundlegend anderes ist der Gemeinschaftstanz. Er bietet die Freude an der rhythmischen Bewegung, am Partner und an der Gemeinschaft. Deshalb möchte ich ihn an die Spitze stellen. Reine Burschentänze stellen eine Sonderform dar, die ihre Wurzel entweder im Kultischen haben, wie die Schwerttänze, oder durch besondere Umstände bedingt sind, wie die verschiedenen Holzknecht-, Matrosen- und andere Handwerkerkänze. Der Kinderreigen ist oft die Restform eines Tanzes, der früher einmal von Erwachsenen geübt wurde. Vielfach hat auch er seinen Ursprung im Kultischen.

## Was tanzen wir?

Hier wollen wir wieder vom Paartanz ausgehen. Walzer, Polka, Rheinländer, Dreher in ihren Grundschritten bilden gewissermaßen das Fundament unserer Tänze. Das sind auch die Tänze, bei denen man zu wechselnder Musik die gleichen Formen tanzt. Einen Schritt weiter kommen die in Form und Musik festgelegten Tänze. Das Hiata-madl oder der Neubayerische (was braucht denn a Bäuer an Huat oder As Dirndl mitn rotn Miada) und viele andere sind sogar noch durch den dazugehörigen Text fixiert. Ein Zwischending sind die Zwiefachen, die über weite Teile unseres bayerischen Raumes verbreitet sind. In ihrem Wechsel zwischen Walzer und Dreher, der zwar immer symmetrisch aufgebaut ist, aber bei jedem Tanz ein neues System in der Abwechslung zwischen Zweier- und Dreiertakten aufweist, erfordern sie ein

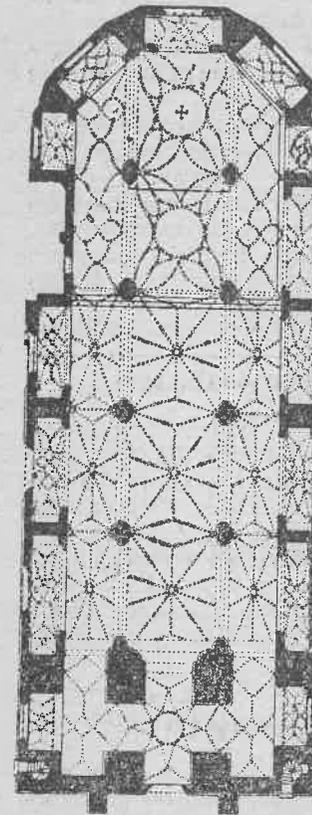
hohes Maß an rhythmischem Gefühl. Die Tänzer müssen den einzelnen Zwiefachen kennen.

Die Dreiertänze, bei denen ein Bursche mit zwei Dirndl tanzt — Dreierspinnradl, Sägetanz usw. —, führen schon zum Gemeinschaftstanz hinüber. Schon der Dreiertanz fordert ein gewisses Verhältnis in der Zahl der Burschen und Mädels. Der einfache Partnerwechsel während eines Tanzes, wie der Abklatschwalzer, ist die primitivste Form des Gemeinschaftstanzes. Der Schicksalskreis, der in seiner bodenständigen Form mit gebundener Musik als Jägermarsch getanzt wird, ist schon eine weitere Entwicklung. Rheinländer oder Siebenschritt mit geordnetem Partnerwechsel gehört zu den beliebtesten Formen. Wenn bisher nur der Partner gewechselt wurde, es also nur ein Paartanz in der Gemeinschaft war, so gibt es eine ganze Reihe von Tänzen, die in der Gemeinschaft ganze Figuren bilden. Das bayerische Mühlradl mit der Nachahmung von Schöpferrädern, Zahnrädern und sogar des klappernden Mühlengeräusches ist ein typisches Beispiel hierfür. Der Bandltanz, der Netzstanz, Sternstanz, Kronentanz usw. gehören auch in diese Reihe. Sie sind jedoch weitgehend schon zu reinen Schautänzen geworden. Bei ihnen sind nicht nur Form und Musik gebunden, sondern es ist auch die Zahl und das Verhältnis der Tänzer untereinander genau festgelegt. Meist müssen es 4, 8 oder 16 Paare sein. Diese streng geordneten Gemeinschaftstänze sind vor allem in Norddeutschland beliebt. Dort kommt es jedoch mehr auf die gelaufenen Figuren an, dagegen im Süden auf die plastischen Figuren, wie das Fensterl beim Ländler.

Bisher war im wesentlichen von bodenständigem Tanzgut die Rede. Daneben gibt es aber eine Anzahl von Tänzen, die sich zwar manchmal auch Volkstänze nennen, die aber damit nichts zu tun haben. Verschiedene Gymnastikunternehmungen, Sportanstalten, denen es von vornherein auf die Durchbildung des Körpers ankommt, haben einen anderen Ursprung als der Volkstanz und ein anderes Ziel. Der neue Gemeinschaftstanz, wie er z. B. im Haus Altenberg oder in Barsbüttel entwickelt wird, ist eine Mischung zwischen bodenständigem Volkstanz, gymnastischem und modernem Tanz. Durch ihn soll bei der tanzenden Jugend ein gewisses Gemeinschaftsgefühl erzeugt werden. Er soll auch dem modischen Tanz entgegenwirken. Die modernen Elemente im neuen Gemeinschaftstanz sollen dem an modernes Tanzgut Gewöhnten die Brücke zum Gemeinschaftstanz schlagen. Hier wird eine Tanzerziehung zum Gemeinschaftstanz erstrebt.

Fortsetzung folgt

# Der Kapellenkranz von St. Jakob zu Wasserburg



Um das Innere der Pfarrkirche St. Jakob von Wasserburg zieht sich ein reicher Kranz von Kapellen. Vielfach sind heute Ursprung und Bedeutung dieser Kapellen fast vergessen und die einstigen Verhältnisse nur durch eingehendes Quellenstudium klarzustellen. Doch die Mühe lohnt sich, denn die Einzelheiten fügen sich zusammen zu einem lebenden kulturhistorischen Bild aus Wasserburgs Vergangenheit.

Beginnen wir auf der Evangeliumseite im Norden, rückwärts beim Turm, mit der Taufstein-Kapelle. 1599 errichtete der damalige Pfarrer zu St. Jakob, Ernst Gruner, in dieser Kapelle einen

Taufstein und weihte das Taufwasser selbst. Für die Einwohnerschaft der Stadt hatte das seine besondere Bedeutung. Waren die Wasserburger doch bis dahin auf Grund eines alten Vertrages von 1255 mit der Mutterkirche Attel gehalten gewesen, alljährlich am Karfreitag und am Pfingsttag in feierlicher Prozession ihre Kinder zur Taufe nach Attel zu bringen und gleichzeitig das Taufwasser für die während des Jahres anfallenden Taufen abzuholen. Nun entfiel diese Verpflichtung von selbst, wie übrigens auch die meisten anderen Vertragspunkte im Laufe der Zeit, wenn auch die formale Abhängigkeit von Attel bis zur Säkularisation des Klosters 1803 bestand. Erwähnt sei noch kurz der rote Marmorgrabstein des 1485 verstorbenen Wasserburger Ratsbürgers Michael Egkstetter an der Westwand der Taufstein-Kapelle, der zu den kunstvollsten heraldischen Skulpturarbeiten Bayerns gezählt wird.

Die anschließende Kapelle, heute mit Mutter-Anna-Altar, verdankt ihre Entstehung einer vielgeübten Sitte des mittelalterlichen Bürgertums. War einem Bürger das Irdische wohlgeraten, so gedachte er sich auch das Jenseits zu sichern und stiftete zum Heile sei-

ner Seele eine Messe oder baute gar eine Kapelle. Ueber die Stiftung der heutigen Mutter-Anna-Kapelle berichtet im Stadtarchiv die Urkundenregeste Nr. 31: „1441 März 13: Abt Johannes, Prior Jörg Anzenperger und der Konvent des Benediktinerklosters Attel bestätigen die Meßstiftung zu Ehren der Hl. Bartholomäus und Stephan in der St.-Jakobs-Pfarrkirche zu Wasserburg, durch Ludwig den Rawter, Bürger zu Wasserburg, nachdem er mit Zustimmung des Klosters in dem Gotteshaus zu Ehren dieser Heiligen eine Kapelle erbaute.“ Derselbe Ludwig Reuter (oder Reiter, wie sich die Familie dann nannte) bestimmte testamentarisch auch noch ein „ewiges Nachtlcht“ vor dem Altar dieser Heiligen. Unter der Kapelle findet sich die Familiengruft der Reiter. Später, 1672, wurde in der gleichen Kapelle der von Rom nach Wasserburg überlassene Leib der hl. Eugenia zur allgemeinen Verehrung aufgestellt.

Auch die beiden folgenden Kapellen entstanden durch ähnliche Stiftungen wie die der Familie Reiter. Schon vor 1415 stiftete der Bürger Erasmus Martein ein eigenes Benefizium in der St.-Jakobs-Kirche. Die Kapelle wurde 1826 mit der Schaffung der Seiteneingänge zerstört. Die 1393 von Heinrich dem Werder, Pfleger und Zollner zu Wasserburg, errichtete Kapelle trägt heute den Namen der Schmerzhaften Muttergottes.

Im Zusammenhang mit den anschließenden St.-Josef- und Corpus-Christi-Kapellen begegnet uns die interessante Gestalt des Kapuzinerpaters Jordan Reisberger, Fragner- und Maurerssohn aus Wasserburg. Prediger, Guardian, Provinzial usw., kam Pater Jordan als Generaldefinitor nach Rom. Dort erwarb er sich so sehr die Hochschätzung des Papstes Clemens XII., daß dieser ihm 1738 für die Jakobskirche zu Wasserburg die Gebeine des hl. Viktor zum Geschenk machte. Die Aufstellung erfolgte zunächst in der Kapelle der Corpus-Christi-Bruderschaft, später, wahrscheinlich bei der Kirchenrenovierung 1879/80, in der Josefskapelle.

Wir sind nun hinter dem Hochaltar angelangt. Wieder haben wir es mit einer bürgerlichen Stiftung, und zwar des Jörg Estermann des Aelteren von 1495, zu tun. Ihren besonderen Wert erhält die Estermann-Kapelle durch den Grabstein des im Jahre 1500 verstorbenen Wasserburger Rentmeisters Hans Baumgartner. Der Stein ist eine Arbeit des Wasserburger Meisters Wolfgang Leb, dem Schöpfer der Stiftergräber in Attel und Ebersberg. — S. K. (Schluß folgt.)

## Aus der Arbeit des Heimatbundes Mühldorf

Die Zahl der Mitglieder betrug im Vereinsjahr 1951 247. Die Zahl der Veranstaltungen hat sich erhöht und war zu unterscheiden in 11 Monatsversammlungen mit 12 Vorträgen, 13 Sonderveranstaltungen und drei kunsthistorischen Fahrten.

In den Monatsversammlungen wurden u. a. Vorträge über „die Einwanderung der Baiern, die Baiern als Kolonisatoren, das goldene Zeitalter Mühldorfs, aus der Geschichte Landschutts, Kurfürst Maximilian I., das 1000jährige Mühldorf“ und zwei Lichtbildervorträge über „die Innschiffahrt“ und „das alte Mühldorf“ gehalten.

An Sonderveranstaltungen wären zu erwähnen der Rosenmontagabend, der Volksliederabend mit Kiem Pauli u. a., der literarisch-musikalische Gedenkabend für Mühldorfs Heimatdichter Rambold, ein Kammermusikabend, die beiden Lichtbildervorträge über „Südtirol“ und „ostbayerische Kunst in der Beziehung zur europäischen“ sowie die harmonisch verlaufene Vorweihnachtsfeier.

Zwischengeschaltet und abgerundet wurden die meisten dieser Veranstaltungen mit den Dichtungen von F. X. Rambold und anderer bayerischer Autoren. Aus den Reihen der Mitglieder wurden außerdem musikalische Beiträge ernster und heiterer Art dargeboten, so daß die Veranstaltungen stets ein buntes und alle befriedigendes Gepräge hatten.

Man blieb aber nicht nur in der Enge der Heimat, sondern fuhr dem Gehörten in der Praxis nach. So wurde Wasserburg und sein Heimathaus besichtigt, und der Tag unter der bewährten Führung von Prof. J. Kirmayer zu einem kunsthistorischen Erlebnis. Eine weitere Ganztagefahrt ging nach Landschut. Der Besuch der Residenz, der Trausnitz und die Besichtigung der kirchlichen Bauten aller Stilepochen, unter Leitung von Benno Hubensteiner wurde zum Erlebnis und wird noch lange die gotische Stadt an der Isar im Gedächtnis bleiben lassen. Zu Pfingsten unternahm man eine 3-Tage-Fahrt durch Süddeutschland an den Bodensee bis zum Vierwaldstätter-See in der Schweiz. Soweit wie möglich wurden dabei alle kunsthistorischen Stätten, die am Wege lagen, besichtigt.

Als Gegenbesuch konnten die Mühldorfer den Wasserburger Heimatverein begrüßen. Anlässlich des Georgirittes in Markt am Inn wurde das dortige Heimatmuseum besichtigt und fand anschließend ein reger Gedankenaustausch der anwesenden Vertreter der Heimatvereine des Inn- und Salzachgaaes statt.

Anlässlich des Volksfestes in Mühldorf nahm der Heimatbund mit einem Festwagen, der den Museumsturm aus gotischer Zeit darstellte, daran teil.

Der Besuch des Heimatmuseums, woran auch das Volksfest keine Aenderung brachte, war sehr mäßig. Eine Reihe von Neuerwerbungen durch Schenkung und Kauf konnte gemacht werden.

Eine Fülle von kleinen und großen Veranstaltungen erfüllte das verflossene Jahr. Mit viel Uneigennützigkeit wurde alles dieses gestaltet. Vieles konnte nicht erreicht werden, da es im materiellen Unvermögen lag. Aber mit idealistischem Handeln, entgegen dem Materialismus unserer Tage, muß es zum Wohle der Heimat gedeihen.

### Mitteilungs-Ecke

**Wasserburg.** In der ersten Monatsversammlung des Heimatvereins am 3. Januar las Oberlehrer A. Trautner ausgewählte Artikel aus seinem interessanten, 1951 erschienenen Büchlein „Tausend Jahre Haager Geschichte“. Letzteres kann in Leinwand gebunden um den Preis von 4,50 DM vom Verlag A. Lehner, Haag/Obb., „Haager Bote“, bezogen werden. Die Ausstattung des Büchleins ist mustergültig.

### Die Chronik

**1273.** Gleich anderen Klöstern kam, und zwar 1273, auch das Frauenkloster Altenhohenau in den Besitz einer kleinen Salzpflanze zu Reichenhall, indem eine dortige Wittib frowe Gerhild dem Kloster „ein sied Salz“ schenkte, wozu später noch Haus zunächst des „Gapfinger Haus“ und Wiese in Reichenhall kamen. Um 1300 besorgte die Salzpflanze der Frauen ein Klosterbruder. 1426 gaben die Nonnen das Sieden auf. (Mitterwieser, Altenhohenau S. 7, Altenh. Regesten Nr. 31. u. 217.)

**1289.** Der Winter um 1289 brachte allerlei Ueberraschungen. Er war schneelos, zeigte um Weihnachten schon Baumblüten, im Hornung (Januar) reife Erdbeeren, an Ostern Schneefälle, dann harten Frost. Die Ernte war nicht schlecht, anscheinend sogar gut, denn das Schäffel Korn kostete 12 Pfennig, Haber 3 Pfennig. Der Taglohn stand auf 2 Pfennig mit dem Essen, auf 4 Pfennig ohne Kost. Eine Henne galt aber 3 Pfennig, 14 Eier kaufte man für 1 Pfennig. (Stadtbiblioth., Bavar. 398.)

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1952

Februar

Nummer 2

## Die Frühgeschichte der Pfarrkirche Aibling

Von K. Braßler, Götting



Die Anfänge des christlich-kirchlichen Lebens in Aibling sind in Dunkel gehüllt. Erstmals hat J. Grassinger in seiner „Geschichte der Pfarrei und des Marktes Aibling“ (Oberbayer, Arch. f. vaterl. Gesch. Bd. 18, 1857) den Versuch gemacht, eine zusammenhängende Darstellung des Werdens der Pfarrei Aibling zu geben. Auf seinen Ausführungen fußen in der Folgezeit fast alle Heimatgeschichtler und Kirchenhistoriker, die sich mit der Kirchengeschichte Aiblings beschäftigten, so insbesondere Mayer und Westermayer

in ihrer „Statistischen Beschreibung des Erzbistums München-Freising“ (1874, 1880 und 1884), Pfarrer Anton Heinrich, Aibling, in seinem Vortrag über „Geschichte der Pfarrei Aibling“ im Histor. Verein Aibling 1916 und Geistl. Rat, Stadtpfarrer J. Albrecht in seinen verschiedenen kirchengeschichtlichen Aufsätzen, die im „Aiblinger Pfarrblatt“ 1934—1939 erschienen sind. 1905 hielt im Histor. Verein Aibling der erzbischöfliche Bibliothekar Dr. Max Fastlinger einen Vortrag über die Entwicklung der Kirche

in Aibling, der — abgesehen von den bekannten und sehr umstrittenen eigenwilligen Konzeptionen dieses Kirchenhistorikers auf dem Gebiete der Patrozinienforschung und deren Anwendung zur Lösung kirchenhistorischer Probleme — nichts Neues brachte. Im April 1951 behandelte nun Geistl. Rat Albrecht im Rahmen des Historischen Vereins Aibling abermals Fragen aus der Anfangszeit der Aiblinger Kirche, Pfarrei und des Dekanats, wobei er unter Berücksichtigung der Forschungsergebnisse des bekannten Heimatlers Kurat Christian Frank und des Kirchenhistorikers Romuald Bauerreiß (Benediktinerpater) die Sache von einer etwas höheren und allgemeineren Warte aus betrachtete, ohne auf Aiblinger Einzelheiten genauer einzugehen. Aber wir sind damit dennoch ein Stückchen weitergekommen in der Erforschung der frühkirchlichen Verhältnisse zu Aibling, denn die Klärung der allgemeinen kirchlichen Zustände in den ersten Jahrhunderten der Bayerngeschichte ist ja eine wesentliche Voraussetzung für die Aufhellung der dunklen Punkte in der Kirchengeschichte Aiblings und seines Hinterlandes.

Aber trotzdem wäre meines Erachtens die Frühgeschichte der Aiblinger Kirche schon sehr viel klarer, wenn man es bisher nicht unterlassen hätte, die Archivalien des Vatikans, des Klosters Tegernsee, des Klosters Chiemsee und insbesondere des Erzstifts Salzburg heranzuziehen. Mit Archivalien des Erzstifts Freising kommen wir nicht weit, weil eben Aibling früher salzburgisch war und nicht freisingisch. Zu dieser Erkenntnis hätten eigentlich unsere Kirchenhistoriker früher kommen sollen, als der Verfasser dieser Zeilen, denn bereits 1874 erschien aus der Feder des bekannten salzburgischen Kirchengeschichtlers Al. Huber ein Werk: „Geschichte der Einführung und Verbreitung des Christentums in Südostdeutschland“, wo es im Band II. heißt: „Die uralte Seelsorge zu U. L. F. in Aibling, welche sich um die gleichfalls von Chiemseer Mönchen gebildete Margarethenzelle zu Ellmosen bildete, hatte zu Getting St. Michael (= Götting!) ihren Taufbrunnen, an dem auch die St.-Laurentius-Kirche zu Feldkirchen teilgenommen hatte“. Dieser eine Satz birgt derart viel Aussagen über die Frühkirche zu Aibling und Umgebung, daß mit seiner kritischen Würdigung das ganze Problem so viel wie gelöst ist. Und er zeigt auch, daß das erforderliche Material für die seit bald einem Jahrhundert gesuchte Klärung der kirchlichen Verhältnisse zu Aibling in Salzburg zu suchen ist.

Als Lokalhistoriker für das bei Huber erwähnte Götting (bei Aibling) hat mich natürlich die eben zitierte Behauptung Hubers mächtig interessiert, und ich habe mich bemüht — soweit dies in den letzten zehn Jahren möglich war —, der Sache nachzugehen. Dadurch gewann ich ein gutes und übersichtliches Bild von den Anfängen des kirchlichen Lebens in und um Aibling, wenn auch noch nicht alles restlos zu klären war. Auf Einzelheiten kann ich hier wegen Raum mangels nicht eingehen; doch sei es mir gestattet, das gewonnene Bild kurz zu skizzieren, wobei ich bezüglich der Uranfänge auch auf meine vor- und frühgeschichtlichen Studienergebnisse — soweit sie Aibling und Umgebung betreffen — zurückgreife. Es ergibt sich folgendes:

Fortsetzung folgt.

## Wir tanzen

Von Friedrich Herrgott

(Schluß)

Zuerst sehen wir uns die Tanzenden an. Bei Kindern werde ich in jedem Fall die Reigentänze bevorzugen und keine Paartänze. Bei Ungeübten fange ich mit ganz einfachen Schritt- und Drehtänzen an. Wenn bei einer Gruppe schon Tanzgut vorhanden ist, so wird man in jedem Falle daran anknüpfen, aber ja nicht den Versuch machen, deren bodenständiges Tanzgut zu verändern. Ueberhaupt ist in jedem Falle nachzufragen, ob sie nicht schon bodenständige Tänze können. Dies wird auf dem Lande meist der Fall sein; in der Stadt jedoch sind wir sehr oft gezwungen, an modernes Tanzgut anzuknüpfen. Hier bieten uns Walzer, Polka und Rheinländer die besten Ausgangspunkte. Wie leicht kommen wir doch von einem Schicksalskreis zum Jägermarsch! Ausgesprochene Tanzgruppen werden sich eines Tages mit dem bodenständigen Tanzgut nicht mehr begnügen. Für sie bieten dann die Volkstänze anderer Landschaften, ja sogar anderer Länder eine wertvolle Bereicherung. Bei diesen Gruppen besteht jedoch immer die Gefahr, daß ihre Tänze zu Schautänzen werden. Das ist nicht der Zweck unseres Tanzens. Wenn ein Schuhplattler von einem Gebirgstrachtenerhaltungsverein womöglich noch in Mittelfranken auf der Bühne als Programmnummer gebracht wird, so ist das ein Unding. Der Schuhplattler ist ein Paartanz, in dem der Bursche dem Mädchen seine Kraft und Geschicklichkeit zeigt. Er ist in den Alpenländern beheimatet. Eine Verbreitung in andere Gebiete, zumal wenn sie nur der Fremdenverkehrswerbung dienen soll, ist abzulehnen.

Oft hört man die Meinung, daß mit der Musik der Tanz stehe und falle. Dies ist nur zum Teil richtig, denn es kommt keineswegs auf eine besondere Besetzung an. Freilich ist es schön, wenn ich z. B. zu zwei Klarinetten und einem Kontrabaß tanzen kann. Wir haben aber schon zu Gitarre und Mundharmonika, ja schon zu einer Blockflöte getanzt. Und wenn wir dies nicht hatten, so sangen wir uns die Tanzmelodien. Klavier oder das chromatische Akkordeon bieten nicht unbedingt die beste Tanzmusik.

Wenn wir für den Volkstanz werben wollen, so müssen wir darauf sehen, daß dieser schön und ordentlich getanzt wird. Ein Volkstanz ist kein Ringkampf! Wir dürfen nicht wild über die Tanzfläche laufen; der Kreis ist unsere Form. Wir wollen innerlich und äußerlich Ordnung bewahren, dann werden wir am Volkstanz immer unsere Freude haben.

## Die erneuerte Mühldorfer Heimattracht

Von Dr. Barbara Brückner

### I. Männertracht

Der Mühldorfer Heimatbund hat sich der Trachtenerneuerungsbewegung im Land zunächst inn und Salzach angeschlossen. Zunächst ging der Wunsch dahin, eine Männertracht für den Sonntag und eine sommerliche Frauen- und Mädchen-Werktags-, d. i. Arbeitstracht, zu schaffen. Trachtenerneuerung ist nicht nötig, wo noch eine lebendige, tragbare Tracht vorhanden ist. Sie ist leichter da zu gestalten, wo noch Reste echter alter Volkstracht weiterleben. Am schwierigsten ist sie dort zu schaffen, wo keine Trachten tradition mehr besteht. In der Regel darf man vom südbayerischen Gebiet sagen, daß sich noch am meisten Anknüpfungsmöglichkeit im gebirgsnahen Raum findet. Je weiter bei uns zulande die Entfernung vom Gebirge ist, desto weiter ist meist auch die Tracht aus dem Gesichtskreis weggerückt bis zum Versinken in völlige Vergessenheit. Die Gebirgstrachtenerhaltungsvereine als Zusammenschluß von Landsleuten aus dem Bergland und die weit darüber hinausreichende halb trachtliche, halb sportliche Mode in Grau und Grün haben eine gewisse positive Einstellung zur Tracht erhalten. Es sind nicht wenige, die gerne bereit sind, von der Trachtenmode, die ohne Bedenken den Steirer Hut zum Salzburger Janker und zur Berchtesgadener Lederhose fügt, den Weg zu einer heimatgebundenen Tracht aus alter Wurzel zu gehen.

Die selbstverständliche Anknüpfung an das, was vorher im Mühldorfer Gebiet Tracht war und die Berücksichtigung der Gegenwartsforderungen bezüglich Bequemlichkeit, Zweckmäßigkeit, Herstellbarkeit der Stoffarten, diesmal auf das Mühldorfer Gebiet angewendet, ergab eine eigenartige und wirklich schöne Tracht. Der Reichtum an Bestandsaufnahmen von alten Originalstücken sehr charakteristischer Art besonders im Mühldorfer Heimatmuseum und die Vielzahl der Motivtafeln in zahlreichen kleinen Wahlfahrten des Landstriches, ermöglichte eine Neugestaltung, die sowohl für die Männer wie für die Frauentracht den Beweis erbrachte, daß es sich lohnt, die alten Quellen auszuforschen.

Zuerst einmal einiges über die erneuerte Mühldorfer Männertracht! Es schien zunächst, als könne sie sich nicht viel von der Wasserburger Männertracht unterscheiden. Dennoch fanden sich Mühldorfer Besonderheiten von eigenem Reiz in Form- und Farbgestaltung. Wie für Wasserburg ergab sich auch für Mühldorf eine doppelte Möglichkeit für die Joppe. Als die Sitte auf-

hörte, daß der verheiratete Mann sich vom Burschen durch den Schoßrock unterschied, blieb dennoch für die Männerjoppe eine längere und ernstere Form, während der lüftige Bursch gern einen kurzen offenen Janker trug. Und darum bringt die Erneuerung nun beide Formen nebeneinander, aus denen sich jeder nach Alter und Geschmack die seine wählen kann; denn unsere Zeit nimmt ja keine Rücksicht in der Kleidung auf das Leidge- oder Verheiratetsein, auf Alter und Besitz. Die Männerjoppe der Mühldorfer zeigt den Abstand vom Gebirge dadurch, daß sie weder grau noch grün, weder den Steh-, noch den üblichen Liegkragen bringt und auch



ERNEUERUNG MÜHLDORFER HEIMATTRACHT

auf das grüne Paspel verzichtet. Die einreihige Joppe ist braun und hat einen Schalkragen. Die Knöpfe sind mit Vorliebe nicht halbkugelig, sondern flache Silberknöpfe, wo man alte Münzen benutzen kann. Der Burschenjanker, nur bis zur Hüfte reichend, hat ebenfalls einen Schalkragen, dessen Ränder schwarz abgesteipt sind. Typisch für Kraiburg bis Mühldorf war die Stepperei am Aermel und beim Janker auch am Rücken in der Kreuzgegend. Dazu konnten alte hübsche Motive der Stepperei und Stickerei mit schwarzer Seide direkt übernommen werden. Der Rücken des Burschenjankers hat seinen eng anliegenden dreiteiligen Schnitt vom Oberteil des alten Kirchenrockes, der vom Soldatenrock des 18. Jahrhunderts abstammt. Auch die Aermel des Jankers sind mit hübscher schwarzer Stepperei verziert. Die Ta-

schen sind geschweift, ringsum gesteppt und rot unterfüttert. Der Janker wird meistens offen getragen, kann aber auch geschlossen werden. Die Knöpfe sind wie bei den alten Stücken im Bogen abgebracht, je fünf auf jeder Seite, meistens silberne Münzenknöpfe. Was außerdem noch von der Wasserburger Tracht unterscheidet, ist das deutliche Lilabraun gegenüber dem warmen Rotbraun der Nachbarn. Dieses Lilabraun wiesen fast alle alten Mühldorfer Stücke dieser Form auf. Dazu gehört ein kariertes Innenfutter.

Und die Hose? Da sie sich in den letzten Jahren bei allen trachtenfreudigen Männern unseres südbayerischen Gebietes eingeführt hat und da sie sich hervorragend an die überlieferte Form anschließt, wurde die schwarzlederne Bundhose gewählt. Für die Tracht kann sie nicht grün oder braun sein wie sie gelegentlich in Sportgeschäften zu sehen ist. Man soll eine gestickte oder ungestickte Form wählen. Doch ist für jeden Fall von Gams- und Hirschjagden auf Leder, überhaupt von allzu reicher Stickerei abzusehen. In der Regel genügen schon die hellen Kanten und eine Ziernaht vollkommen. Wo ein Muster eingestickt wird, möge es eines von den zügigen, schwunghaften und dabei doch schlichten Mustern sein, wie sie bei alten Säcklern noch zu finden sind. Zeichnungen dafür können vermittelt werden.

Die Weste ist in der Regel aus rotem Tuch, hat spitzen Ausschnitt und schließt einreihig mit kleinen Silberknöpfen. Ein älterer Mann könnte sie auch violett oder grün aus Samt schneiden lassen.

Im Sommer tritt das weiße leinene oder halbleinene Hemd mit Liegkragen in Er-

scheinung. Der lederne Hosenträger, der dann sichtbar wird, sollte kein auffallendes Muster haben. Es gibt schwarze mit einfachen weißen Zierlinien, die sich dem Motiv der Bundhosen anpassen.

Die „Bindn“ (Krawatte) ist zum weißen Hemd rot mit feinen schwarzen Streifen oder kariert, zur roten Weste glatt schwarz. Die langen Kniestrümpfe sind für den Sonntag weiß, aus Baum- oder Schafwolle handgestrickt nach alten Mustern, wobei der Model der Liebe und Geschicklichkeit der Mutter, Braut oder Gattin überlassen bleibt. Für solche Einzelheiten ließ auch die alte Tracht immer Freiheit. Die Strümpfe könnten auch glatt getragen werden. Den Halbschuh wählt sich der Mann ebenfalls selbst unter den sportlichen Formen aus, kräftig, standfest, für den Sonntag vielleicht mit einer Metallschnalle, kappenlos, selbstverständlich schwarz. Vervollständig wird diese Mühldorfer Männertracht durch den dazugehörigen Hut. Er ist schwarz aus „Plüsch“ oder Filz, rund, hat ringsum aufgebogenen Rand, und eine zweifach gelegte schwarze Schnur. Wer will und sie hat, kann goldene oder schwarze Quasten dazu tragen. Der Gupf ist nicht steif, sondern leicht eingedrückt.

Das besondere Braun, das Sammettschwarz, etwas Rot oder Weiß, das Silberblinken der Knöpfe, wirken in einer schönen Harmonie zusammen. Die Form kann jeder gute Schneider herstellen. Das einheimische Gewerbe möge sich der dazugehörigen Schuhe, Hosenträger und Hosen, Krawatten und Knöpfe annehmen. Die einheimische Schneiderinnung möge den Schnitt nach der maßstabgetreuen Zeichnung abnehmen.

Fortsetzung folgt.

## Der Kapellenkranz von St. Jakob zu Wasserburg

(Schluß)

Wenn wir von der Estermann-Kapelle aus nunmehr die Südseite der Pfarrkirche entlang gehen, kommen wir als erstes wieder zu einer Bruderschaftskapelle, derjenigen der Bruderschaft von der Unbefleckten Empfängnis, die nach der Corpus-Christi-Bruderschaft einst die bedeutendste in der Stadt war. Im Jahre 1770 erhielt diese Bruderschaft für ihre Kapelle den Leib des hl. Märtyrers Benedikt, der dann am Ende des 19. Jahrhunderts in die nächstliegende Franz-Xaver-Kapelle verbracht wurde. Beim Bau der letztgenannten Kapelle scheint eine besondere Stiftung nicht vorgelegen zu haben. Spät erst, 1452, gelangte die größte und geräumigste Kapelle von St. Jakob, die einstige Münzmeister- und heutige Herz-Jesu-Kapelle zur Vollendung. Stephan III., der Kneißel (der Prächtige) von

Bayern, hatte neben anderen Orten auch in Wasserburg eine Münzschmiede errichten lassen und 1415 findet sich erstmals der Name Niklas Münzmaister. Der gleiche Niklas Münzmeister, 1432 auch als Kirchenpropst erwähnt, stiftete 1451 eine Messe auf dem Hl.-Geist-Altar der im folgenden Jahr fertiggestellten Kapelle, die dann seinen Namen trug. Ein Benefizium der von Kernschen Familie wurde später gleichfalls in die Kapelle verlegt. Die Gruft der Kern befindet sich unter der Kapelle. Ein Stein im Pflaster mit den Worten: „Fores sepulchri nob. Familiae Chern. Anno 1625“ zeigt ihren Eingang.

Die Erinnerung an dunkle Tage beschwört die Sebastiani-Kapelle herauf. Ob sie ihren Namen von Anfang an trug oder erst 1634 erhielt, weiß man nicht. Ein Motivbild erzählt von der Bedeutung der Kapelle: „Als im

Jahre 1634 dahier und in der ganzen Umgegend die Pest herrschte, machte die hiesige hochwürdige Geistlichkeit, die Churfürstlichen Herrn Beamten, die Mitglieder des innern und äußern Rathes, sowie die ganze Bürgerschaft Gott dem Allmächtigen das feyerliche Gelübte, daß sie und ihre Nachkommen das Fest des heiligen Märtyrers Sebastian in der St.-Jakobs-Pfarr-Kirch alljährlich höchst feyerlich begehen wollen, damit Gott, der Allergütigste durch die Fürbitte des heiligen Märtyrers Sebastian.... die hiesige Stadt vor schweren ansteckenden Krankheiten gnädigst verschonen wolle. Dieses Gelübte wurde im Jahre 1653 wieder feyerlich erneuert, und zur ewigen Erinnerung an dasselbe diese Votivtafel aufgestellt.“

Drei bedeutsame Wasserburger Bürgergeschlechter gaben den anschließenden Kapellen ihren Namen. Jakob Fröschl der Ältere, Ratsbürger zu Wasserburg, stiftete im 16. Jahrhundert jene Kapelle, die später wegen des in ihr aufgestellten Denkmals Kaiser Ludwig des Bayern in Kaiser-Ludwig-Kapelle umbenannt wurde. 1826 wurde auch hier, wie in der gegenüberliegenden Martenkapelle ein Eingang durchgebrochen. Die Kaiserstatue blieb erhalten. Laut einer Inschrift über dem Sockel in der Nische wurde sie 1842 durch die Stadt renoviert. An den Kapellenstifter erinnert ein roter Marmorgrabstein in Renaissance-Ornamentik. Nach den Surauern wurde die nächstfolgende Kapelle benannt, als Franz Anton Surauer, Bürgermeister und Lebzelter, und seine Gattin Regina 1729 der St.-Jakobs-Kirche zur feierlichen Aufstellung die Reliquien der hl. Julia schenkten, die sie von Rom erhalten und in Freising hatten kostbar fassen lassen. Ueber die letzte Kapelle im unteren Kirchenraum berichtet die Regeste Nr. 123 im Stadtarchiv: 1511 Dezember 15: „Wolfgang Wider, Bürger zu Wasserburg, stiftet in Ausführung des letzten Willens seiner Eltern Steffan Wider und Elisabeth eine Wochenmesse zu Ehrens Gottes und einiger Heiligen in die St.-Jakobs-Kirche zur Abhaltung in der Kapelle, die er, sein Vater, von den Hellern in Röttenbach mitsamt einer Gruft gekauft hat.“ Heute ist in der Wider-Kapelle das Kriegerdenkmal aufgestellt.

Alle bisher genannten Kapellen waren bis zur Säkularisation mit Gittern abgeschlossen. Beenden wir nun unseren Rundgang mit der ehemaligen Elisabethen-Kapelle im ersten Obergeschoß des Turmes. Ihr Einbau erfolgte mit großer Wahrscheinlichkeit zwischen 1470 und 1478, zur gleichen Zeit, als der Turm erhöht wurde. Altäre auf den Westemporen entsprachen damals den üblichen Kircheneinrichtungen.

S. K.

## Drei Wünsche

Ein altes Inntaler Märchen

Der liebe Herrgott und sein Himmelspförtner Petrus kamen einmal auf einer Erdenwanderung ins schöne Inntal. Müde von langer Fußreise, baten sie den Schmied von Rumpelbach um Atzung und Quartier. Der Schmied war außer sich vor Freude über diese große Ehre und seine Meisterin wußte gleich gar nicht, was sie tun sollte, um dem hohen Besuch gebührend aufzuwarten. Sie wandte ihre ganze Kochkunst auf, buk Forellen im schwimmenden Schmalz heraus, schlug extra ein paar Eier mehr in den Schmarrnteig und kochte Fleischknödel, so groß und so locker, daß man „Sie“ dazu sagen mußte.

Der Herrgott und der Petrus lobten die trefflichen Inntaler Gerichte und ließen sich zum abschließenden „Rahmuaserl“ manches Stamperl Zwetschgengeist schmecken.

Zeitig am Morgen verabschiedeten sich die Gäste voller Dank für die ausgezeichnete Bewirtung. Der Petrus nahm die Meisterin auf die Seite und sagte:

„Derfst da ebbas wünsch'n, wost d' mogst, weilst ins gor so guat aufnumma host!“

„Mei!“ antwortete glücklich die Schmiedin. „I hob koan andern Wunsch mehr, als daß i in Himmi kimm.“

„Mach amoi dei Mäu auf!“ forderte der Petrus die Schmiedin auf, und als er sah, daß die Alte keine Zähne mehr hatte, versicherte er: „Feit nix, Schmiedin! Kimmst scho nei in Himmi, do steh i guat dafür. Werst ja wiss'n, daß g'schriebn steh in da Heiligen Schrift: In der Höll' wird Heulen und Zähneknirschen sein. Du host aber koane Zähnd mehr, mit wos sollst na klappern und knirschen? Also, mach dir koane Gedanka! Wos i versprich, hoit i, du derfst eini in Himmi.“

Die Meisterin war beglückt und steckte dem Petrus noch eigens einen Kletzenwecken in den Rucksack.

Dann sagte der Petrus zum Schmied: „Moasta! I sag da Vageltsgood für d' Logie und 's guate Ess'n. Zahln kenna ma da nix. Woaßt scho, mir san selm arm; aber drei Wünsch san da frei. Ueberleg dirs guat!“

Der Schmied von Rumpelbach besann sich nicht lange und antwortete: „Des laß i mir ei'geh, hätt' scho lang a paar Wünsch'. Der oa waar der, daß koana mehr von mei'm Birnbaum hinterm Haus obakimmt ohne mein Wui'n, der wo aufsteigt.“

„Guat!“ meinte der Petrus, der Wunsch ist da genehmigt. Und da zwoate, wos is des für oana?“

„Do is drent in meina Schmied'n a alter Büchs'nlauf. Wer in den einschläft, soll nimma außakemma, wenn i 's net hob'n wui!“

„Du host aber scho eigentümliche Wünsch, Schmied!“ sagte drauf der Petrus; „aber es soll sei'. Denk etz guat noch, daß dir a richtiga letzter Wunsch eifallt, net daß das späta bereust!“

„I woaßt scho, wos i wui“, entgegnete der Meister. „Nacha möcht i no, daß i do aa hiderf, wo i mei Zipfhaub'n hi'tua und daß ma's neamd wegtoa derf, wenn is net leid.“

Der Petrus schüttelte den Kopf ob dieser seltsamen Wünsche, versprach aber, sie getreulich zu erfüllen.

Uebers Jahr starb die Schmiedin und kam wie gewünscht in den Himmel. Bald darauf stellte

## Kraiburger Heimatmuseum bisher wenig beachtet

Wenn man vom Kraiburger Marktplatz in die Trostberger Straße einbiegt, kann man der rechten Straßenseite an einem weißgetünchten, schon im Jahre 1617 erbauten Haus ein bescheidenes Täfelchen mit der Aufschrift „Heimatmuseum“ erblicken. Im Jahre 1934 wurde das Museum eröffnet und seitdem hat man sich eifrigst bemüht, historisch wertvolle Gegenstände, Urkunden usw. zu sammeln. So verhältnismäßig wenig populär das Kraiburger Museum auch sein mag, so sind doch — das haben des öfteren Fachkundige bestätigt — genug Raritäten in diesen Räumen geborgen.

Groß ist der Bestand an Frauentrachten. Wer die stilechte Tracht der Inntalerin kennenlernen will, findet im Kraiburger Museum zahlreiche guterhaltene Exemplare, meist aus der Zeit von 1750—1850. Die Kostüme zeugen von bester Facharbeit und sind zum Teil mit Goldfäden besetzt. Auch eine gediegene Auswahl von Frauenkopfbedeckungen ist vorhanden: Pelzhauben aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, eine meisterhaft gearbeitete Brautkrone aus etwas späterer Zeit, güldene Riegelhauben und schwarze Witwenhauben. Die Männertracht ist durch Fracks und Burschenjacken aus den 20er bis 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts vertreten. Besonders auffallend sind die langen, von Pfaufederkielen durchzogenen Geldkatzen, die Portemonnaies früherer Zeit.

Neben der Münzensammlung fällt unser Blick auf zwei wuchtige Siegel, die einen Durchmesser von 19,5 bis 17 Zentimeter haben. Das eine Siegel stellt die kurfürstlich-bayerischen Wappen, das andere die Doppelfelder Ludwigs des Bayern oder Karl VI. dar. Die Doppelfelder symbolisieren hier die

deutsch-römische, nicht die österreichische Kaiserwürde.

Das Museum beherbergt auch viele alte Truhen und Schränke. Eine Truhe von 1610 fällt durch besonders gute Ausführung auf.

Neben feinen Proben von Hinterglasmalerei erblicken wir ein wertvolles Oelgemälde, das von dem Maler Sperl stammt, einem intimen Freund des bekannten Münchner Malers Leibl. An die vor 60 Jahren in Kraiburg erfolgte Uraufführung von Martin Greifs Schauspiel „Ludwig der Bayer“ erinnern Eintrittskarten, Programme, Szenenbilder usw.

Aus der Erbauungszeit des Hauses, in dem das Museum untergebracht wurde, ist noch eine Küche erhalten, mit Dreifuß und breitem Kamin unmittelbar über der Feuerstelle. Auch Küchengeräte, deren sich die Hausfrau um 1600 bediente, findet man vor. Für den Bauern sind landwirtschaftliche Geräte aus der Mitte des 17. Jahrhunderts von Interesse. Aus der Zeit der Hunneneinfälle stammt eine Anzahl von Hufeisen, die in der Nähe Kraiburgs gefunden wurden.

Soweit dieser kleine Einblick in das Kraiburger Heimatmuseum. Wir wünschen der Sammlung, deren sich Herr Ludwig Kraut seit zwei Jahren in uneigennütziger Weise angenommen hat, mehr Beachtung seitens der Bevölkerung. Erhard Bergmann

## Die Chronik

1370. Dr. Vietzen berechnet, daß in diesem Jahre von Reichenhall nach München rund 100 900 Salzscheiben mit zusammen 151 400 Zentnern auf 6250 Wagen rollten. (Chronik Kirmayer.)

sich beim alten Schmied der Sensenmann ein und forderte ihn auf, mit ihm zu gehen.

„Hon grod net derweil; muaßt a weng wart'n!“ vertröstete der Schmied den Tod. „Geh zua, tua da von mei'm Birnbaum hinterm Haus Birn oba, san ganz süaße und guate! I kimm glei noch!“

„Der kriagt koite Füaß do drob'n am Baam“, dachte sich der schrullige Schmied und ließ den Tod erst vom Birnbaum herunter, als dieser feierlich versprochen hatte, ihn nicht mehr zu belästigen.

Ein Jahr darauf kam der leibhaftige Gottseibeiuns nach Rumpelbach in die Schmiede. „Moasta! Dei Zeit is um, geh mit mir!“ befahl er kurz und bündig.

„Is do no a weng z' fruah für mi“, meinte der Schmied und suchte den Teufel abzulenken.

„Do schau her, do is a Büchs'nlauf! Zoag amoi, wos d' konnst und schliaf eini! Wennst des z'sammbringst, geh i mit.“ Der Teufel ließ sich übertölpeln, ein paar Zauberworte und er saß im Lauf. Der Schmied aber schob den Büchsen-

lauf zwischen die glühenden Kohlen in der Esse und hämmerte dann auf dem Amboß mit aller Kraft drauf los, daß dem Teufel Hören und Sehen vergingen. Erst als dieser versprach, den Schmied in Ruhe zu lassen und nicht mehr zu kommen, wurde er mit einem befreienden Wort aus der Enge des Laufes erlöst. Der Teufel zog Hörndl und Schweif ein und suchte das Weite.

Wieder ein Jahr später klopfte nachts ein Engel an das Fenster der Rumpelbacher Schmiede. Dieses Mal konnte sich der Alte nicht mehr weigern und fort ging auf den Weg ins Jenseits. Wie ihn der Petrus durchs Guckfenster dem Himmel zusteuern sah, verriegelte er die Pforte und verwehrte ihm den Einlaß. Da warf ihm der Schmied schmitzig lachend seine Zipfelhaube durchs offene Fenster! zu und rief: „Petrus, etz laß mi eini zu meiner Haub'n! Woäß scho, wos d' ma vasprocha host!“

Nun mußte der Petrus wohl oder übel sein Wort einlösen und so kam der Schmied von Rumpelbach auf seine Weise in den Himmel.

## Die „Spreißbande“

Vor etwa hundert Jahren, und zwar in der Zeit vom September 1854 bis Mitte Mai 1855, trieb eine Bande, bestehend aus fast 20 Personen, in der Gegend von Miesbach, Tegernsee und Aibling ihr Unwesen. Sie hatte neben zahlreichen Diebstählen nicht weniger als 8 schwere Raubüberfälle verübt und dabei ihre Opfer aufs grausamste gepeinigt. Die geraubten Summen beliefen sich auf etwa 1600 Gulden, was zur damaligen Zeit ein Heidengeld war.

Der „Räuberhauptmann“ Josef Engelsberger, nach dessen Spitznamen „Spreißl“ man die Bande bezeichnete, erblickte 1828 zu Hundham, Kreis Miesbach, das Licht der Welt; er galt schon in frühen Jahren als ein verwegener, arbeitsscheuer Bursche. 1852 wurde er als Soldat wegen Diebstahls zu 1½jährigem Arbeitshaus verurteilt und aus dem Heeresdienste verwiesen. Nachdem er am 2. September 1854 wieder entlassen worden war, verübte er noch in dem selben Monat zwei Diebstähle und lebte von nun an ausschließlich von Diebstahl und Raub.

Sein erster Spießgeselle, Balthasar Zachenbacher, war eine mehr als originelle Figur. Der gedrehte Bart, das stehende Auge, die Jägerjoppe und der spitze Hut machten glauben, man sehe den Kaspar aus dem Freischütz. Zur Spreißbande gehörte auch ein hübsches Mädchen vom Lande in Gebirgstracht und mit üppigen Haarzöpfen.

Der größte Teil der Komplizen konnte aus früherer Zeit, wie ihr Hauptmann, ein langes Strafregister vorweisen.

Nach Ausführung eines Unternehmens begaben sich die Burschen nach München und verbubelten in Gesellschaft ihrer Konkubinen die erbeuteten Summen. Sie tranken dabei Champagner aus Bierkrügen.

Die Voruntersuchung dauerte fast drei Jahre, während welcher sie die Richter durch fortwährendes Leugnen hinzuhalten und zu täuschen wußten. Dagegen machten sie ihren Keuchgenossen die umständlichsten Mitteilungen über alle Verbrechen. Psychologisch merkwürdig war dabei, daß einer der Räuber, der Bauernbursche Ponkratz, den man im Besitz eines blutigen Beiles traf, jedesmal sehr unruhig wurde und an schweren Träumen litt, wenn ein Delinquent aus der Fronfeste zur Hinrichtung abgeführt wurde, während er bei anderen Gelegenheiten durch Ausgelassenheit sich hervortat, ja sogar vor und nach Ermordung einer Bäuerin lustige Schnaderhüpfel zum besten gab. Auch in der öffentlichen Sitzung war das Benehmen der Angeklagten frech und trotzig. Einem Neugierigen, der ihn beim Wegführen besonders ansah, spuckte Spreißl ins Gesicht.

Ueber die einzelnen Verbrechen wissen wir folgendes zu berichten:

Am Ostermontag, den 9. April 1855, begaben sich Engelsberger und Zachenbacher mit dem Dienstknecht Jakob Pörtl aus Teisendorf zur Verübung eines von ihnen verabredeten Raubes vormittags halb 9 Uhr während der Kirchenzeit an die Wohnung der 82jährigen Ledererswitwe Rosine Nutzinger zu Weyarn, welche sich damals allein im Hause befand. Die Räuber drangen, da sämtliche Zugänge des Hauses verschlossen waren, durch den Stall, dessen Türe sie ge-

waltsam öffneten, in das Haus. Einer von ihnen trat, in der Hand eine Schlegelhacke haltend, in der anderen einen Stutzen tragend, zu Rosine Nutzinger in die untere Wohnstube und forderte diese, indem er das Gewehr anlegte, auf, ihm zu sagen, wo ihr Sohn das Geld aufbewahrt habe. Die Nutzinger bat um ihr Leben, worauf der Räuber seinen Stutzen zur Seite legte und Stricke aus seiner Tasche hervorholte, mit denen er ihre Hände und Füße fest zusammenband. Er trug hierauf die alte Frau in die Nebenkammer, hob das Ober- und Unterbett samt den Polstern aus der Bettstelle, legte die Nutzinger auf den Strohsack und warf alle Polster und die schweren Bettstücke auf die hilflose Frau, daß sie darunter wie begraben lag und nach ungefähr einer Stunde bei der Rückkehr ihres Sohnes dem Ersticken nahe war. Ihre Hände und Füße waren hoch geschwollen, als man die Stricke von ihr abnahm. Während Nutzinger auf diese Weise in der unteren Stube gebunden dalag, sprengten die Räuber im oberen Stockwerk mehrere verschlossene Behälter auf und entwendeten daraus 200 Gulden und verschiedene Effekten im Werte von 155 Gulden.

— Acht Tage später begaben sich Engelsberger, Zachenbacher und Pörtl mittags 2 Uhr in gleicher räuberischer Absicht an das Anwesen des Loitenkistlerbauern Nikolaus Estner zu Weyarn, woselbst die Schwester des Letzteren, die ledige Anna Estner, sich allein in der Nähe des Hauses befand. Einer von ihnen lockte sie, indem er sie um einen Trunk Wasser bat, in die Küche. Hier warfen die Räuber sie sogleich zu Boden, verbanden ihr die Augen mit einem Tuche, knetelten sie mit Stricken an Händen und Füßen, schleppten sie die Kellerstiege hinab, stellten sie im Keller auf den Kopf, banden ihr die Röcke mit dem Hemde über dem Kopf zusammen und ließen sie dann, den Kopf abwärts, die Füße aufwärts gegen die Wand gelehnt, liegen. Hierauf erbrachen die Räuber in verschiedenen Teilen des Hauses zwei Türen und mehrere Behältnisse, entwendeten an Geld und Geldeswert 147 Gulden und entflohen. Nach einer halben Stunde wurde Anna Estner aus ihrer lebensgefährlichen Lage von ihren heimkehrenden Hausgenossen befreit. — Kurz darnach verabredeten sich Engelsberger und Zachenbacher mit dem Tagelöhner Andreas Pongratz aus München und dem Gürtlerssohn Konrad Wimmer aus Großhöhenrain zur gemeinschaftlichen Verübung eines Raubes in dem Hause des Bauern Obermüller zu Sarreit bei Waakirchen. Die vier Genannten begaben sich, teilweise mit Prügeln bewaffnet, am 3. Mai zwischen 4 und 5 Uhr nach Sarreit. Engelsberger trat zuerst in das Obermüllersche Haus und gab sodann seinen Genossen durch einen Pfiff das verabredete Zeichen, ihm zu folgen. Die allein zu Hause anwesende 57jährige Bäuerin Maria Obermüller wurde von den Räufern auf dem Hausfletz überfallen, zu Boden geschlagen, mit den heftigsten Streichen auf den Kopf mißhandelt und dann in den Keller geschleppt. Die Räuber sprengten eine Türe und vier Kästen und entwendeten ungefähr 100 Gulden und Effekten im Werte von 50 Gulden. Nach der Entfernung wurde Maria Obermüller von ihrer Tochter bewußtlos aufgefunden. Sie starb, ohne wieder zu sich gekommen zu sein, am 5. Mai 1855. Bei der Sektion zeigte sich ihr Schädel ganz zerschmettert.

# Altbayerische Dorfkinder - Deutsche Kulturträger

Mitgeteilt von Eduard Stemplinger

## Hund Wiguleus auf Lauterbach (1514—1588)

Aus bayerischem Adel entsprossen, kam Wiguleus zu Kaltenberg bei Landsberg zur Welt, studierte in Bologna und Ingolstadt Rechtswissenschaft, lehrte auch Jurisprudenz daselbst, wurde 1538 Aufseher über die kurfürstliche Dokumentenkammer, 1539 Hofrat, 1551 Kanzler des niederbayerischen Herzogs, 1552 Hofratspräsident in München.

Zwei große Werke verdanken wir ihm: Die Metropolis Salisburgiensis (1582); sie enthält die Einführung des Christentums in Bayern, die Gründungsgeschichte von 122 Klöstern, die Bischofsverzeichnisse von Salzburg, Freising, Passau, Regensburg und Seben-Brixen; Christoph Gewold gab eine erweiterte Neuauflage des Werkes 1620 heraus. — „Das Bayerische Stammenbuch“ (I u. II 1583, III erst

In der öffentlichen Sitzung des Schwurgerichtes in München vom 4. bis 15. März 1858 wurden „Spreißl“, Zachenbacher, Pötl, Wimmer und Ponkratz zur Todesstrafe, Osler zur Kettenstrafe, Magdalena Bosh und Hohenester zu drei Jahren Arbeitshaus etc. verurteilt. Nachdem der Oberste Gerichtshof das Urteil geprüft hatte, milderte der König durch Entschließung vom 12. August die Todesstrafe für Andreas Ponkratz, Konrad Wimmer und Jakob Pötl in Kettenstrafe. Bezüglich des Josef Engelsberger und Balthasar Zachenbacher wurde ausgesprochen, daß kein zureichender Grund zur Begnadigung gefunden worden sei. Demzufolge wurde am 19. August das Todesurteil an den beiden Räubern öffentlich vollzogen.

Nachdem sie tags zuvor von ihren drei zur Kettenstrafe verurteilten Komplizen theatralischen Abschied genommen hatten und am Morgen des Hinrichtungstages nach Beichte und Empfang der Kommunion alle jene um Verzeihung bitten ließen, welche an ihren Verbrechen Aergernis genommen, wurden sie um 6 Uhr von der Fronteste abgeführt. Anschließend wurde die geschichtliche Darstellung ihrer Verbrechen verlesen und der Stab gebrochen. Nun bewegte sich der Zug — auf dem ersten Wagen Engelsberger, vulgo Spreißl, auf dem zweiten Zachenbacher, vulgo Hausl, dessen gegenüber je zwei Seelsorger — nach der Richtstätte. Engelsberger wurde direkt dorthin gebracht, Zachenbacher dagegen bis nach erstvollzogener Hinrichtung zwischen die Salzstädel gestellt. Engelsberger, welcher auf dem Wege ziemlich gebrochen schien, stieg noch rüstig vom Wagen, Zachenbacher sprang herab, ohne sich auch nur anzuhalten. — Nach kurzem Aufenthalt im Armensünderstübchen schritt Engelsberger rüstig zum Schaffot, wo seine Knie brachen; der andere dagegen blieb fest bis zum letzten Augenblick. Fünf Minuten vor 6.45 Uhr hatte das vom Scharfrichter Schellerer besonders schnell gehandhabte Fallbeil den Kopf des Engelsberger, fünf Minuten nach 7 Uhr den des Zachenbacher vom Rumpfe getrennt. O. K.

1830) enthält die Genealogie aller bayerischen Adelsfamilien.

Auf Veranlassung des Herzogs Albrecht V. gab Hund im Verein mit Hieron. Ziegler Aventins Annalen heraus.

## Hagenauer Johann

(1732—1810)

Der Hansl des Hagenauerbauern in Straß, westlich von Laufen, zeigte schon in früher Jugend eine bildnerische Begabung und kam zum Bildhauer Iglfeldner im nahen Tittmoring in die Lehre. Zufällig entdeckte Erzbischof Sigmund von Salzburg das starke Talent des jungen Mannes und sandte ihn auf seine Kosten nach Wien und Italien, wo der Künstler wiederholt Preise errang. Nach der Rückkehr wurde er Hofbildhauer in Salzburg. Von ihm stammen die Kolossalstatue des Königs Sigismund und die übrigen Skulpturen am Neutor; die Maria-Immaculata-Gruppe am Domplatz ist von ihm modelliert. Später wurde er Akademieprofessor und Direktor der Gravierschule in Wien. Dort schuf er u. a. zwei Marmorgruppen am Springbrunnen im Schloßhof zu Schönbrunn.

## Mitteilungs-Ecke

**Bad Aibling.** (Historischer Verein.) Die Weihnachtskrippe mit mehr als sechzig Figuren in der Höhe von zwanzig Zentimetern, holzgeschnitten und sehr liebevoll gearbeitet, welche der Verein im Vorjahr aus der Verlassenschaft der Familie Sanitätsrat Dr. Streicher erworben hat, war während der Weihnachtszeit und im ganzen Monat Januar zur Besichtigung im Heimatmuseum ausgestellt. Der unermüdete Betreuer des Museums, Oberlehrer a. D. Nowak, hat in vielen Arbeitsstunden einen prächtigen Stall geschaffen, welcher der Größe der Figuren angepaßt ist. Selten wird ein Museum eine solche schöne Weihnachtskrippe besitzen.

**Mühldorf.** Am 2. Montag im März nächster Heimatabend. Themen: 1. Mühldorf und seine Zugehörigkeit zu Salzburg. Referent: Lehrer Alois Markt. 2. Das Pflege- und Stadtgericht Mühldorf. Referent: Rektor Fraitzl. — Ferner findet im März eine Sonderveranstaltung statt. Es spricht Anton Legner aus Freiburg i. Br. Thema noch unbestimmt.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1952

März

Nummer 3

## Ostereier / von Oskar von Zaborsky

Leiter der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde

„Man verguldet, man versilbert, man belegt mit schönen Flecklen, und macht allerhand Figuren darauff, man marmelierts, man mahlt's auch und zierhts mit schönen erhebt'n Farben, man kratzets aus, man machet etwann ein Oster-lämblein, ein Pelican, so seine Junge mit eignem Blute speiset, oder die Urständ Christi, oder was andres darauff, man siets (siedets), man färbt's grün, roth,



gelb, goldfarb, etc. Man machts auch schön gesprängt, und verehrt es hernach ein guter Freund dem andern.“ So erzählt uns Pfarrer Andreas Strobl, der gegen Ende des 17. Jahrhunderts zu Buchbach b. Neumarkt a. d. Rott amtierte. Aus Paris hören wir im Jahre 1717 von Ostereiern „von Schildcroten mit ein paar Ringelger (Ringlein)“, und in der Rokokozeit schmückten dort die berühmtesten Maler Frankreichs Ostereier mit Miniaturbildern. Am Zarenhof waren solche Eierkunstwerke bis zum Untergang des russischen Kaiserreichs im Brauch.

Aber kehren wir zurück zu Pfarrer Strobl und sehen wir uns an, wie die einzelnen Eier seiner Sammlung verziert waren. Die vergoldeten und versilberten waren oft außer-

dem noch mit Gold- oder Silberfäden umspinnen und mit künstlichen Perlen belegt. Solche Kleinkunstwerke entstanden besonders in Frauenklöstern. Die Zisterzienserinnen von Mariantal und Marienstern in Sachsen fertigten noch vor hundert Jahren derartige Ostereier an, in denen man zudem noch aus winzigen Figuren aufgebaute biblische Szenen bestaunen konnte. Das weltliche Gegenstück dazu waren am Anfang des vorigen Jahrhunderts ausgeblasene und mit Goldgepinsel verzierte Eier, in deren Inneren auf einer durch beide Enden gesteckten Welle, die man mit einem kleinen Werfer drehen konnte, ein Papierstreifen aufgewickelt war, auf dem Liebesverse standen. Durch einen Längsschlitz in der Eierschale konnte er heraus- und hineingezogen werden. Mit bunten Stoff-Flecken, auch Buntpapier- und Goldfoliestücken beklebt, mit Binsenmark teilweise unwickelt, umflochten, oder mit Schnecken



daraus belegt, schmückte man Ostereier früher in ganz Süd- und Mitteldeutschland. „Marmelieren“ kann man sie, indem man Schreinerleim unter die Farbe mischt. Man



## Die Frühgeschichte der Pfarrkirche Aibling

(Schluß)

1. In spätrömischer Zeit, nach Einführung des Christentums als Staatsreligion durch Theodosius (392 ff. n. Chr.), also im Zeitalter der römischen Reichskirche, existieren zwei Tempel nächst dem Römerkastell zu Aibling, darunter einer zu Thierham (St. Georg) und ein zweiter am Platze der späteren „Eichkapelle“.

2. Nach Einwanderung der Baiwaren wird das Römerkastell zu Aibling eine Herzogsburg der Aigolfinger. Der Burg wird eine Eigenkirche der Herzöge zur Seite gestellt, außerdem erhält Ellmosen nächst Aibling eine Kirche (St. Margareth). Weder die Eigenkirche noch die Ellmosener Kirche haben Taufrecht. Dieses haftet vielmehr an der seit Ende des 6. Jahrhunderts im Zuge einer salzburgischen Rupertus-Mission gegründeten St.-Michaels-Kirche zu Cotingas (= Götting) westlich von Aibling.

3. 740 wird das Benediktinerkloster Tegernsee gegründet. Die Mönche kommen bald in den Besitz der aus der Römerzeit stammenden Kirche St. Georg zu Thierham. Von diesem Zeitpunkt an ist diese Taufpfarrkirche auch für die Aiblinger, und Götting scheidet als Taufbrunnen aus. In Thierham steht somit die erste Pfarrkirche Aiblings. Wir sind in der Zeitperiode der „bajuwarischen Landeskirche“.

4. Die herzogliche Eigenkirche bei der Hofburg in Aibling wird von Tassilo III. an das Kloster Chiemsee gegeben. Damit kommt diese Kirche über das Kloster Chiemsee automatisch in die Hoheit des salzburgischen Erzstifts (ca. 780).

5. Im Zuge der späteren Bestrebungen, daß Klöster keine Pfarrkirchen haben und Mönche keine Pfarrer sein dürfen, wird die klösterliche Pfarrkirche zu Thierham („ecclesia baptismalis ad Theorhage“) 804 dem Kloster Tegernsee weggenommen, wird dem Bischof Atto von Freising zugeeignet und dieser würdigt sie als Pfarrkirche ab und überträgt deren Rechte auf die schon bisher bischöflich gewesene St.-Margarethen-Kirche zu Ellmosen. Damit wird diese nun Pfarrkirche für Aibling, und zwar als Bischofskirche, nicht als Reichspfarrkirche.

6. Die herzogliche Kirche zu Aibling kam nach der Absetzung Tassilos III. i. J. 788 an die Karolinger. Die Herzogsburg wurde karolingischer Reichshof, die Burgkirche eine „Reichsrunderkirche“ („Pfalzkirche“ im Range einer karolingischen Reichspfarrkirche, aber nicht für das Volk, sondern nur für die Krone und ihr Gefolge bestimmt), die den Auspizien des Erzbischofs von Salzburg unterstand.

7. 955 sind die Ungarn (Hunnen) in unserer Gegend. Thierham wird zerstört (ebenso Kloster Chiemsee), Ellmosen als offener Ort ist stark gefährdet. Man sucht weltlich und kirchlich Schutz im sichereren Aibling. Jetzt löst die Marien-Kirche zu Aibling Ellmosen ab und wird Pfarrkirche, aber natürlich nicht unter der Oberhoheit des Bischofs von Freising, sondern unter der des Erzbischofs von Salzburg. Die Pfarrei Aibling ist eine salzburgi-

sche Kirchenenklave im Bereich des Bistums Freising.

8. Der Erzbischof von Salzburg verließ auch die Aiblinger Kirchenvogtei (nicht zu verwechseln mit der weltlichen herzoglichen Vogtei zu Aibling). Kirchenvögte waren die Falkensteiner und dann die Grafen von Neuburg und Falkenstein. Der letzte Kirchenvogt, Graf Siboto III., vermachte seine Güter und Rechte, darunter auch das ererbte salzburgische Vogtrecht, 1247 dem Stift von Freising. Seit dieser Zeit datiert ein Streit zwischen dem Freisinger Bischof und dem Salzburger Erzbischof um das Besetzungsrecht zu Aibling, und damit um die Pfarrei Aibling, der schließlich nach 60 Jahren durch den Papst zu Gunsten Freising entschieden wurde. 1312 erklärt der Freisinger Bischof Gottfried v. Hexenacker, daß er das Besetzungsrecht in Aibling habe, und er vergibt im gleichen Jahre die Pfarrei an den Freisinger Domscholastikus Wolhard v. Rehlingen.

9. Da in der „Conradinschen Matrikel“ (= älteste freisingische Diözesanbeschreibung) v. J. 1315 Aibling erstmals urkundlich als freisingische Pfarrei und zugleich als Sitz eines Dekanats erwähnt ist, kann kein Zweifel darüber sein, daß Aibling durch Bischof Gottfried 1312 in dem Augenblick, in dem dieser Herr der Aiblinger Pfarrkirche und Pfarrei geworden war, zum Dekanatssitz erhoben wurde.

Es wurde hier nur ein Gerippe gegeben, um das sich aber viele interessante weltliche und kirchliche historische Einzelheiten ranken.

## Die Chronik

1315. Das Schäffel Getreide stand in diesem Jahre auf 60 Pfennig, was eine große Teuerung bedeutet, war doch der Tagesverdienst etwa 1 Pfennig. Zur Teuernis kam noch die Pest.

1459: Ein fremdes Weib, das vorher wegen Dieberei zu Augsburg und München auf den Pranger gestellt und „mit dem Staubbesen ausgehauen worden war, zündete mit ihrem Sohne hier in Wasserburg ein Haus an, wodurch mehrere Häuser gleichfalls in Rauch aufgingen. Bei ihrem Verhöre und bei der Tortur, selbst auf dem Scheiterhaufen, wozu sie verurteilt wurde, behauptete sie beständig, sie sei von den Augsburgern zu dieser schändlichen Tat gedungen worden, und habe von denselben 1 fl (Gulden) Darangeld erhalten. Die von Augsburg erklärten die Aussage des boshaften Weibes für grobe Verleumdung; jedoch das Unglück war geschehen. (Oefeles-Script. rer. Boic.)

1476: Einen „Lindwurm“ führten schon 1476 die Wasserburger in ihrer Fronleichnamprozession mit, wahrscheinlich zu Ehren des Erbprinzen Georg des damals auch Wasserburg einschließenden Landes Bayern-Landshut. Der Drache blieb 300 Jahre ein Bestandteil des Wasserburger „Umganges“, bis 1780 in Bayern die Mitführung derartiger Schauffiguren verboten wurde. (Heimat am Inn, IX, 7.)

1284: Während einer Belagerung durch Herzog Heinrich entstand in Mühldorf ein schrecklicher Brand. Der Ort wurde erobert.

## Die erneuerte Mühldorfer Heimattracht

Von Dr. Barbara Brückner

(Schluß)

Der Gebirgs-Nähe entsprechend ist das werktägliche Arbeitskleid ein Leibkittel, d. i. ein weiter Rock mit angenähertem Leibchen. Was die Farbgebung betrifft, so zeigten die Quellen im Gegensatz zum Gebirge für den Rock eine Ueberraschung: Kam bisher und auch da nur selten einmal ein Unterrock mit breiter Querborte vor, so war der Oberrock immer glatt. Die Mühldorferinnen aber trugen schon vor mehr als 100 Jahren einen bunten, längstgestreiften Rock. Da die Votivtafeln meist die Kirchentracht und viele ältere Frauen darstellen, sind natürlich auch hier wie anderwärts viele ganz schwarze Röcke belegt, außerdem bei jüngeren Frauen glatte rote. Das Typische und Hervorstechendste aber waren die zahlreichen bunten Streifen.

Die Zusammenstellung rot-schwarz, wobei ein Streifen breit und einer schmal im Verhältnis 2 zu 1 bevorzugt wird, herrschte vor. Für etwas ältere Frauen gibt es die Variation schwarz-rot, wobei Schwarz den Eindruck bestimmt. Das nächst häufige Vorkommen bei den gestreiften Röcken war (aber nur mit einem Drittel der Häufigkeit von schwarz und rot): Rot-grün und rot-weiß. Mit je  $\frac{1}{6}$  der Zahl von rot-schwarz folgten die Streifen: Rot-blau, weiß-blau, schwarz-blau, grün-rot-schwarz und braun-rot-blau-gelb. Es ist die Zeit des Biedermeiers, in der die Farbigekeit im Vergleich zu älteren Trachten schon gelockert ist, wofür auch das Vorkommen von ungemustertem Braun und Grün und von kleinen Karos und Streumustern zeugt. Die Erneuerung, die hier eine gewisse Parallele zur jetzigen Mode vorfindet, hält sich bewußt an den gestreiften Stoff, schon weil Hoffnung besteht, daß die genannten Streifenmuster nicht allzu schwer käuflich sein werden. Für den Sommer wird es nicht Handwebe sein, sondern wegen der größeren Leichtigkeit und Billigkeit ein waschbarer Baumwollstoff. Der Streifen rot-schwarz bzw. schwarz-rot soll die Grundlage bleiben; er wird nicht waagrecht, sondern senkrecht genommen. Der Besatz der unteren Rockkante, zugleich Futterstreifen, das sogenannte „Blech“, ist aus demselben Stoff wie der Halsrand des Leibchens. Dieses ist hoch geschlossen, einfarbig rot, vom Rosa bis zum Kirschrot variierend. Es hat Rückenteilung und Halsbesatz aus einem Karomuster, in dem die Grundfarbe des Leibchens wiederkehrt. Bei der Umkehrung des Rockstreifens ergibt sich auch ein dunkleres Leibchen. Nicht weniger als 34 Belege der Gegend bezeugen das glatte, rote Miederleibl; gleich darnach

kommt Schwarz. Zu einem gelb-braun-gestreiften Rock könnte auch ein einfarbig-braunes Leibl gewählt werden. Blau und Grün kommt so verschwindend selten vor, daß es nicht berücksichtigt wird. Mit weißen Knöpfchen, evtl. perlmutternen, wird das Leibchen sichtbar auf einer paspelierten Mittelleiste geschlossen. Das Fürtuch, die Schürze, wäre nach den kirchentrachtlichen Belegen für junge Mädchen weiß 39 x). Für eine Arbeitstracht kommt das nicht in Frage, wohl aber für eine Ausgehtracht. Zur Arbeit und für den Werktag wählen wir das nächsthäufige Vorkommen: Ein helles Waidblau, einen hübschen Blaudruck, wofür es jetzt bereits gute Werkstätten gibt, die alte Modell benutzen. Die einfarbig wirkende Schürze wird zu dem lebhaften Streifenrock besser passen als eine auffällig gemusterte. Ein feines weißes Streumuster wird nicht stören. Die reichliche Schürzenschleife wird vorne in der Mitte gebunden.

Die Strümpfe sind je nach Zweck weiße Modelstrümpfe aus Baumwolle oder blaue Söckchen. Auch Kniestrümpfe wären denkbar. Der Schuh ist ein derber schwarzer Halbschuh in guter Form, vielleicht auch eine Sandale. Das Unterziehblüschchen ist aus Leinen oder Wäschestoff. Es sichert dem Ganzen einen freundlichen Eindruck. Gerade weil es oft gewaschen werden kann und muß, wird es so sauber wirken, wie es zu einer Tracht gehört. Die Aermel werden nicht nach altem Muster genommen, sondern zweckentsprechend gekürzt auf  $\frac{1}{3}$  der Länge. Sie sind reichlich weit, an der Achsel schön gezogen und mit einem schmalen Bündchen oder mit abgesteppten Falten über dem Ellbogen gefaßt. Unsere junge Mühldorferin trägt zur Tracht eine schlichte Knoten- oder Gretelfrisur. Gut würde es passen, wenn der in der Gegend heimische „Zegerer“ von dem guten Kunstgewerbe wieder eingeführt würde. Die offene rechteckige Henkeltasche aus Stroh oder Bast, die mit farbigen Filz- oder Lederstreifen in drei Felder aufgeteilt ist. Diese sind mit einfachen ausgeschnittenen Zierformen oder Monogrammbuchstaben und mit farbiger Zackenleiste geschmückt.

So eigenartig beide Trachtenerneuerungen für Mühldorf im Vergleich zu anderen vorausgegangen geraten sind, so erscheinen sie doch sehr kleidsam in ihrer frischen bodenständigen Farbigekeit. Dabei muß aber betont werden, daß es nötig ist, sich in Form und Farbe nicht in Gegensatz zu setzen mit den Belegen aus den Quellen, sonst könnte sich das Ganze ins Regellose verlieren und das typisch Mühldorferische aufheben.

## Beredtes Oberbayern

Vom Chiemsee fällt das Land mit breitem Rücken nach Nordwesten hin zum Inntal ab. Wo nicht Bäche Seitentäler eingegraben haben, kommt es in jähren Leitern hernieder. Dieser breite Rücken schloß einst den Römern ihre Provinz Noricum ab; er war aber auch die Bastion, die sie am längsten gegen die vordringenden Bajuwaren gehalten haben. Es ist ein Land mit weitverstreuten Kirchen. Lage und Form der Waldreste verraten ein Rodungsland. Die Besiedlung ist dünn; auf eine Viertelstunde im Geviert wohnen 50 bis 60 Menschen. Rehwild äst in Sichtweite des ackernden Bauern. Vom Süden schauen die blauen Berge schweigsam herüber. Alles scheint nach innen gekehrt; auch die stattlichen Hofstätten sind still nach außen, denn die Wohnstuben gehen durchweg zum umschlossenen Hofe. Schweigsam wie Natur und Höfe sind die Menschen. Und doch: wie freundlich öffnet sich alles dem, der hier heimlich fragt!

### I.

Die Gesichter verraten, daß es Germanen waren, die das Land nahmen. Sie verraten aber gleichzeitig, daß die römischen Siedler in den Eroberern aufgegangen sind, wie sie selber vorher die keltischen Bewohner in ihrem Gemeinwesen ließen. Steigen wir vom Inntale her eine Leiter hinauf, so treffen wir oft schon am Fuße, meistens aber immer oben eine Mulde. Gehen wir ihr längs der Leitern nach, so finden wir sie heute noch wohl erhalten, oder doch in Resten den Hochrand umsäumen und weit in die Seitentäler der Bäche hinauflaufend. Römische Legionäre haben einst diese Römerschanzen ausgehoben, um nach dem Verlust des nördlich der Donau verlaufenen Limes die bajuwarischen Eindringlinge zurückhalten zu können. Dem Waffenkundigen sagt die Anlage, daß die Bajuwaren zur Hauptwaffe die Streitaxt gehabt haben und durch die Schanze der Wurf nach oben erschwert werden sollte.

Hin und wieder finden wir neben der Schanze seltsame Gruben, aber auch Auffahrten zur Höhe. Wir sehen uns dann stets auf einen Vorsprung gestellt, der uns eine weite Uebersicht gibt. Der Boden, auf dem wir stehen, ist heute noch planiert. Hier stand einst ein Kastell, das Sicht nach ein und zwei anderen ermöglichte, und so ein strategisches Zusammenarbeiten gegen den Feind erzielen ließ. Grabungen ergeben in der Regel reichhaltige Funde. Leider ist weder die Ausbeute noch die Sichtung in Mühldorf so trefflich geordnet, wie in der Beckschen Stiftung des Altöttinger Heimatmuseums. — Unterhalb der Kastelle, im Tal, läßt sich für gewöhnlich der Rest einer Römersiedlung ermitteln, in der die Familien der Legionäre hausten. Un-

terhalb Höhenberg bei Mühldorf liegt so das Dorf Monham; der Wortstamm ist für den Hof Höhenberg verdeutscht, im Worte Monham jedoch bis heute geblieben.

### II.

Eine unerwartet reiche Auskunft erhalten wir, wenn wir auf die Mairhöfe achten. Auch dieser Name geht auf die römische Siedlung zurück und zeigt den großen, ersten Bauern an, der über die anderen — sozusagen Bürgermeisterrechte und -pflichten ausgeübt hat. Mangels Kirchen war der Mairhof auch überhaupt Mittelpunkt, und es ist kein Zufall, daß er oft in der Nähe eines Kastelles stand. Durchaus bajuwarisch ist indessen die Abgrenzung des Verwaltungsgebietes, und wir wissen, daß sie besonders in der fränkischen Zeit mit dem Aufgebot und der Führerschaft für den Kampf zusammenhing. Im Roman „Der Urmair“ wird uns aus dem Füssener Gebiet die Bedeutung der Grenze zwischen den Mairn in geradezu heiliger Bedeutung vorgeführt. Die Grenze war aus Rundhölzern gebildet, hoch und fest, und hieß Ester (niederdeutsch Etter). An den Durchgängen saß ein Bauer, der die Wächterpflicht hatte. Diese Einteilung scheint sich sehr weit hingezogen zu haben, denn Prof. Dr. Cascorbi vermerkt in seinem Buch der Familiennamen den „am' Ester“ als einen der ältesten Familiennamen der nordöstlichen Schweiz; seine Feststellung geht auf das XI. Jahrhundert zurück. Von diesem Namen hat sich in der Westschweiz wahrscheinlich der Name „d' Ester“ gebildet. Die Esterer finden sich im ganzen Raume zwischen Inn und Salzach, gingen aber mit den bayerischen Siedlern bis nach Graz. Im Gebiete, das wir hier besprechen, sind die Wimmösterer oder -ester häufig und verraten uns durch die Zusammensetzung den Weinbau, denn Wimmer ist der geschrumpfte Weinmair.

### III.

Einen geradezu lückenlosen Aufschluß über den Besiedlungsvorgang vermitteln uns die in unserem Gebiete üblichen Hofnamen. Die immer wiederkehrende Verbindung -hofer ergibt bei näherer Nachforschung, daß die normale Hofgröße eine ganz bestimmte war und etwa 80 Tagwerk umfaßte, sowie die Haltung von vier Pferden und entsprechenden Ochsen und Kühen einschloß. Die -huber hingegen hatten nur eine „Hube“, die halbe Größe eines Normalhofes. Die große Ausdehnung des Waldes können wir den vielen Ortsnamen „Wald“ und „Holzhausen“ entnehmen. Sie liegen heute zumeist frei, und oft ist der Wald sehr weit zurückgewichen, sie müssen aber einmal aus einem Weiler oder einem einzelnen Hause im Holz hervorgegangen sein.

Wie die Rodung vor sich ging, überliefern uns die Hofnamen „Brandstetter“, „Reiter“, „Rottner“, „Holzner“. Der Brandstetter hatte Wald niedergebrannt, um sich Ackerland zu beschaffen. Der Hoch-, Nieder-, Unter-, Donisl-reiter, und auch der Reiterer, haben „gr'eitt“, mit der Axt gerodet. Der „Rottner“ dürfte Beauftragter oder Leiter für Rodungen gewesen sein, die größere Grundherrn, vielleicht die Kirche, ausführen ließen. Um diese Zeit dürften die „Lehner“ aufgekommen sein, in unserer härteren Mundart allgemein „Lechner“ gesprochen. Dem Frühgeschichtsforscher, der anderen Namen nachginge, könnte sich mit manchem Gewinne der Sprachforscher beigesellen, denn mancher Hofname geht sprachlich sehr weit zurück, so z. B. der „First“, auch „First im Dorfe“, in dem das einstige First, der Erste, erhalten ist (first, im Englischen „der Erste“).

### IV.

Die Dörfer unseres Gebietes sind ausschließlich erst mit der Missionierung entstanden, die hier recht spät Erfolg hatte und auch dann sich mehr als anderswo heidnischem Brauchtum einfügen mußte. Briefe der Missionare vom Ende des IX. Jahrhunderts nach Rom beklagen sich noch darüber, daß die Bajuwaren auf Steinplatten gefangene Feinde ihren Göttern opferten, und ihren eigenen Tierheiligen mehr zutrauten, als den nicht dafür spezialisierten christlichen Heiligen.

Um aus den ersten Keimen, die Wurzeln schlugen, ihre Lehre zu verbreiten, wurden die „Taufkirchen“ errichtet. Es fällt auf, daß von den alten so manche dem hl. Leonhard gewidmet ist. Wahrscheinlich noch älter als die Taufkirchen müssen die Burgkirchen sein, die sich besonders die Alz entlang ziehen und schon dadurch bekunden, einmal Zufluchtsstätte bei den Ungarneinfällen gewesen zu sein. Wir wissen, daß diese „Burgen“ wenige Geviertmeter groß aus Stein gebaut waren und einen hölzernen Oberbau besaßen, der

etwa acht Meter über dem Erdboden ein Einsteigeloch hatte. Auf uns gekommene Inventarlisten lehren uns auch die Eisenknappheit: von neun Mann Besatzung hatten nur vier je eine eiserne Beinschiene, die anderen fünf entweder ein Eisenkoller oder eine Eisenhaube. Die allgemeine Wehr für den Leib waren Stücke aus hartgekochtem Leder. An diese Türme sind später Kirchenschiffe angebaut, und wohl noch später die Burgtürme zu Glockentürmen hochgeführt worden. Dieser Vorgang ist für das kundige Auge an manchen „Burgkirchen“ zu verfolgen.

Vom Baumaterial spricht ein „Mauerkirchen“ denn die Mauerung kann nur hervorgehoben worden sein, weil es auch Holzkirchen gab. Die Häufigkeit der Dörfer „Neukirchen“ zeigt die Ausbreitung des Christentums an, und dasselbe tut die Häufigkeit der Unter- und Oberneukirchen.

### V.

Ungemein viel wäre noch von der Sprache abzuleiten und insbesondere davon aufzuzeigen, daß die „seltsamen“ Wörter nicht Dialekt, sondern lebendig gebliebenes Mittel-, oder Althochdeutsch sind. Das gleiche gilt für die Aussprache: der Engländer versteht den Bauern der den „Foam“ (engl. foam) vom frischgefüllten Bierglas bläst, und auch den, der Scheiter „kiabt“ (engl. to cleave). Er versteht auch, wenn der Weichling „län“ gescholten wird (engl. lean), und der Lästige „loadsam“ (engl. loathsome). Der Engländer würde auch verstehen, daß die lange bäuerliche Lederhose aus Roß- oder Rindsleder durch Regen und Sonnenschein schließlich in den Kniebeugen „grant“ (engl. to groan, knarren), und sich nicht dazu verleiten lassen, dies in das Hochdeutsche „Krachen“ zu „verdeutschen“. Jeder Deutsche, vor allem aber die süddeutschen Zeitungen, sollten wissen, daß das Wildleder der Kurzen nie „granen“ kann, und darum schon nicht die „Krachlederne“ ist.

M. Esterer.

## Die Wasserburger Familie von Kern

Von August Sieghardt, Grassau

Stolz und prächtig wie ein Palast, wenn auch mit stark verwitterter und sehr erneuerungsbedürftiger Fassade, steht das Kernhaus mit seinen vier zweigeschossigen Erkern, den breiten Laubengängen und der herrlichen Rokokostukkierung auf dem Marienplatz der Stadt Wasserburg. Es ist nicht bloß das schönste Bürgerhaus der Stadt, hat nicht nur die am reichsten geschmückte Fassade aller bayerischen Innstädte, sondern ist in seiner Art überhaupt einzigartig in Süddeutschland, seit die Prachtfassade des be-

rühmt gewesenen Falkenhauses in Würzburg den Bomben zum Opfer gefallen ist. Stünde dieses Kernhaus — es handelt sich eigentlich um zwei zusammengebaute Häuser mit einheitlicher Fassade — restauriert in München, es wäre eine der größten architektonischen Sehenswürdigkeiten der bayerischen Landeshauptstadt.

Kernhaus heißt das Gebäude, weil es vom Ende des 16. Jahrhunderts von der alten Wasserburger Bürgerfamilie Kern bewohnt wurde, der es auch bis zum Jahre 1730 ge-

hörte. Ein Mitglied dieser Familie, der im Jahre 1628 verstorbene Wasserburger Bürger Abraham von Kern, den Prof. Josef Kirmayer in seinem Wasserburger Führer als „Diktator des Honigpreises in Bayern“ bezeichnet, hat sich um seine Vaterstadt als Verfasser einer Wasserburger Chronik verdient gemacht, die aber leider nicht mehr existiert. Die Familie Kern betrieb in Wasserburg den Getreide- und Salzhandel; sie kam dadurch zu großem Vermögen, erwies der armen Bevölkerung zahlreiche Wohltaten und wurde dieserhalb 1583 durch Kaiser Rudolf II. in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Der erwähnte Abraham v. Kern stiftete für Wasserburg ein Stipendium und erwarb 1604 die Hofmark Zellerreith an der Attel (zwischen Wasserburg und Rott am Inn). Das dortige Schloß, das nicht weniger als dreimal niederbrannte, war der Stammsitz der Zeller, die es an die Dellinger verkauften; von dieser Familie gingen Schloß und Hofmark an die freiherrl. Familie von Kern über, die sich nun „Freiherrn von Kern auf Zellerreith und Lerchenhub“ schrieb. Abraham Freiherr von Kern war der Sohn des Peter von Kern und seiner Gattin, einer geborenen Adler aus München, er starb im Jahre 1672 in seinem Haus zu Wasserburg. Johann Freiherr v. Kern war um das Jahr 1700 kurfürstlich bayerischer Kämmerer und Kastner zu Wasserburg, seine (erste) Frau war eine geborene Freiin Franziska v. Liedl auf Schloß Hart (nördlich von Zellerreith); dieser Edelsitz mit seinem schönen Hof, der Kapelle und einer mit guten Stuckverzierungen versehenen Halle besteht heute noch als Brauerei und Oekonomiegut.

Aber auch im Inn t a l südwärts von Rosenheim traten die Freiherrn von Kern auf Zellerreith und Lerchenhub als Schloßherrn auf, sie erbten dort das im Jahre 1738 bei Oberaudorf unmittelbar am rechten Innufer gelegene Schloß Urfahr samt Hofmark von dem Wirklichen Hofkammerrat Johann Georg von Messerer, der eine geborene von Kern zur Frau hatte und einer bürgerlichen Bierbrauerfamilie aus Aibling entstammte. Die Familie v. Kern lebte auf Schloß Urfahr (das eine reizende Schloßkapelle, ein Kabinettstück der Rokokobaukunst, besitzt), bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Der genannte Joh. Gg. v. Messerer hatte sich durch Kriegslieferungen ein großes Vermögen erworben und war vor der Erwerbung des Schlosses Urfahr bereits Eigentümer des Schlosses Großhöhenrain bei Glonn (nördlich von Aibling). Da ihm aber das alte Urfahrer Schloß nicht schön genug war, ließ er sich in Großhöhenrain ein neues Schloß bauen, das ganz im Geist des Rokoko gehalten ist. Dieses Schloß fiel im Erbgang ebenfalls an die freiherrl. Familie v. Kern. Es

erbte Anton v. Kern, der von der einheimischen Bevölkerung kurzweg der „Kern-Toni“ geheißt wurde. Sein Sohn Kajetan Freiherr v. Kern auf Höhenrain brachte es am kurfürstlichen Hof in München bis zum Kapitän der Leibgarde des Kurfürsten. Er war ein großer Geizhals, und man erzählt sich von ihm in Großhöhenrain heute noch, daß er seine Frau habe verhungern lassen.

Den Spuren der freiherrl. Familie v. Kern können wir auch im Chiemgau nachgehen. In Traunstein gibt es eine Kernstraße. Sie liegt nördlich des Bahnhofes, und ganz in der Nähe steht auf einer Anhöhe das Kernschloß, das bis vor wenigen Jahren von einem großen, schönen Park umgeben war. Dieses Schloß war ebenfalls ein Besitztum derer von Kern. Es wurde zwar nicht von ihnen erbaut, bekam aber im 18. Jahrhundert von der Familie v. Kern nicht bloß seinen Namen, sondern durch den 1732 geborenen kurfürstlichen Kämmerer und Amtskastner sowie Mautner zu Traunstein, Johann Anton Freiherr von Kern, auch seine letzte Gestalt. Dessen Sohn, Joseph Anton Freiherr v. Kern, geboren 1759, war Regierungsrat in Burghausen und starb im Jahre 1848 als der Letzte seines Geschlechts, das aus einfachen bürgerlichen Verhältnissen zu Ehre, Macht und Reichtum gestiegen war. Das Kernschloß in Traunstein kam in bürgerliche Hände, gehörte von 1885 ab dem Traunsteiner Ehrenbürger Königl. Wirkl. Rat, Sanitätsrat Eugen Rosner, und wurde 1926 von der Stadtgemeinde Traunstein erworben. Nachdem es eine Zeitlang als Nervensanatorium gedient hatte, wurde es im Frühjahr 1950 von dem Orden der „Missionare vom Kostbaren Blut“ gekauft, der in ihm eine Schloßkapelle errichtete.

### Mitteilungs-Ecke

**Mühldorf.** Der Heimatbund hat im Laufe des Monats April folgende Veranstaltungen: Am 2. April Lichtbildervortrag von Dr. Peßler, „Volkskunst in Europa“. In der Monatsversammlung am 14. April spricht Karl Fraitzl über „das Pflege- und Stadtgericht Mühldorf“. Schließlich bringt Josef Weiler, Neuötting, am 28. April einen Lichtbildervortrag „Schöne Heimat“.

**Wasserburg.** Der Heimatverein bringt in der nächsten Monatsversammlung am 3. April einen Lichtbildervortrag des Museumsdirektors i. R. Dr. Wilhelm Peßler, einer international anerkannten Kapazität auf dem Gebiet der Bauernhofforschung. Das Thema lautet „Volkskunst in Europa“. Die Veranstaltung findet im Fletzingersaal statt. Gäste sind herzlich willkommen.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1952

April

Nummer 4

## Zum 45. Todestag des Rembrandtdeutschen

Von Gerhard Skrabal

Vor nunmehr 45 Jahren, am 30. April 1907, verschied zu Rosenheim der „Rembrandtdeutsche“. So hatten, unkundig seines persönlichen Namens und Schicksals, die Zeitgenossen den geistesgewaltigen Denker und Volkserzieher August Julius Langbehn genannt. Sein Buch „Rembrandt als Erzieher, von einem Deutschen“, war das epochemachende literarische Ereignis des Jahres 1890 gewesen. In rascher Folge erlebte es mehr als 40 Auflagen.

Der ungenannte Verfasser strebte darin eine Erneuerung deutscher Kunst, Wissenschaft, Politik und Bildung an. Er nahm damit den Kampf auf gegen Halbbildung und entseeltes Denken, gegen schulmeisterliche Enge und einseitige Wissensbildung, gegen Entwurzelung des angestammten Volkstums und die Überschätzung mechanischer Leistung vor den organischen, lebendigen Werten, gegen den Nihilismus der Gelehrtenwelt und den Materialismus der Zeit. Wenige Jahre nach dem Erscheinen des Buches erhob sich die deutsche Jugendbewegung und trug das urgesunde Gedankengut dieses einsamen Hüters deutscher Seelenkultur ins Volk. Mit Nietzsche hatte Langbehn die Forderung nach freier Entfaltung der Persönlichkeit, die Verachtung alles Herdentums gemeint. Doch war er im Gegensatz zu ihm ein in Gott, Volkstum, Geschichte und Heimat wurzelnder aufbauender Geist. Das in seinen Stämmen verankerte unverfälschte Deutschland verteidigte er gegen zersetzende fremde Einflüsse. Die Mission seines Buches ist deshalb heute keineswegs zu Ende, mögen auch man-

che zeitgebundene Gedankengänge darin überholt sein. Im höchst eigenartigen, Stil einer glänzenden Sprache birgt es vielfach zeitlos bedeutsamen Inhalt, war doch dieser eine geniale Wurf das Ergebnis eines halben Menschenlebens voll mühevoller Geistesarbeit und bildungsvertiefender Reisen und Wanderungen im In- und Ausland. Wiederholt lud Bismarck den Verfasser zu sich. Mit geistigen Führern seiner Zeit war der für die Allgemeinheit Verschollene dauernd in Fühlung. Die Maler Hans Thoma, Wilhelm Leibl und Karl Haider haben ihn porträtiert.

Sein Übertritt in die römische Kirche (1900) brachte Langbehn in regen geistigen Austausch mit hervorragenden katholischen Männern wie Bischof Keppler von Rottenburg. Möge der Rembrandtdeutsche auch fernerhin uns Mahner sein, daß über wirtschaftlichem Aufstieg die geistige Entwicklung und die sittliche Erneuerung unseres Volkes nicht ins Hintertreffen geraten dürfen, und daß nicht Geld, sondern Gott die Welt regiert! —

Nach Rosenheim war Langbehn zuletzt gekommen, um sich im Kaiserbad einer Kur zu unterziehen. Mit dem treuesten Freunde, seinem Landsmann Benedikt Momme Nissen, hatte er sich im Hotel „König Otto“ eingemietet. Dort starb er, in wahrer Seelengröße, das Kreuz des Heilandes und seine Altöttinger Sterbekerze vor Augen. Momme Nissen verdanken wir Langbehns Lebensbild „Der Rembrandtdeutsche“ sowie die Ordnung seines geistigen Vermächtnisses in dem Buche „Der Geist des Ganzen.“

In den Jahren 1875 bis 1880 hatte Langbehn

# Beim Wachszieher und Lebzelter

Von Rudolf Greiner, Strub

Einer der angesehensten Bürger von Kraxelstein war der Wachszieher und Lebzelter Eustachius Cucelmeier. Er hatte mitten auf dem Marktplatz neben der Florian-Kirche ein behäbiges Haus mit einem winzigen Ladl, in dem er seine Kostbarkeiten feil hielt.

Im Glasschrank hinter der Ladenbude lagen haufenweis kleine und große Kerzen für die Florian-Kirche und die Mutter Gottes von Kirchwald. Beide Gotteshäuser waren Cucelmeiers beste Kundschaft und darum war er auch ihr treuester Sohn, der mit wahrem Fanatismus alles bekämpfte, was gegen gutes altes Herkommen war und was andere so kurz Fortschritt nannten. — Für die Kraxelstoaner gab es zum Hausegebrauch kunstvoll geflochtene Wachsstöcke für Liebesleut oder Dienstboten. Für Vereine und Gemeinden fertigte Cucelmeier zuweilen riesige Votivkerzen mit schönen farbigen Blumen an. — In kleinen Glasstürzen waren allerlei Heiligenfiguren, so die hl. Notburga mit der Sichel, der hl. Leonhard in Handschellen hinter einem ruhenden Ochsen stehend, dann die Mutter Gottes mit dem Jesukindlein auf dem Arm, das Christkindl in der Krippe, der Auferstandene mit der Osterfahne in der Hand, Adam und Eva vor dem Sündenbaum und viele andere biblische Gestalten, die Meister Eustachius aus farbigem Wachs zusammenknietete und mit hauchdünnen Wachshäuten bekleidete. Die Kinder schauten sich schiefer die Augen aus, aber heute beachtete kein Mensch mehr diesen Zweig der Volkskunst, die „Wachsdocken“. Um Weihnachten prangten in der Auslage allerliebste Krippenfiguren, von groß und klein bestaunt. — Dann gabs auch allerlei Votivgaben aus Wachs: Herzen für Brautleute, Arme, Füße, Augen und Köpfe für Kranke, Wickelkinder für Eheleute, denen der Kindersegen versagt war, u. a. geheimnisvolle Sachen, die man der lieben Mutter Gottes zu Kirchwald opferte. Bauersleute schenk-

auf der Münchener Universität studiert. Ein Sohn Schleswigs, zwischen Heide und Meer geboren, liebte er tief und innig auch die bayerische Erde:

„Bierland, Weinland,  
Bergland, Seenland,  
Wunderschönes Bayerland,  
Edelstein in Gottes Hand!“

Er ruht auf dem stillen Gottesacker von Puch bei Fürstenfeldbruck, ganz nah der Stelle, wo Kaiser Ludwig der Bayer in den Armen eines Bauern verschied.

ten auch wächserne Pferde und Rinder und erflehten auf diese Weise die Fürbitte für Glück im Stall.

Herr Cucelmeier war nicht bloß ein Künstler in der vielseitigen Verarbeitung des Bienenwachses, er verstand auch wahre Gedichte für den Gaumen zu bereiten. Er hat nach uralten Rezepten Lebzelten gebacken viereckig, rund und herzförmig, wie man sie gerade brauchte und sparte nicht mit Mandeln, Nußkernen, Honig, Nelken, Zitronat, Pfeffer, Zucker und Likör. Am Sonntag nach der Kirche kamen die Leckermäuler in seinen kleinen Laden, um von den Backkünsten zu naschen. Die Bäuerinnen brachten ihre Kinder mit, spendierten ihnen ein Glaserl Met und Lebzelten und schlürften genießerisch ein Viertel Muskateller oder ein süßes Schnäpslein. Meister Eustachius hatte für jeden Geschmack etwas besonderes.

Da trug sich nun einmal eine wundersame Geschichte zu. Jedes Jahr kam von weit her eine Bäuerin zum Wallfahrten nach Kirchwald. Beim Lebzelter Eustachius Cucelmeier stärkte sie sich nach dem weiten Marsch mit einem wohlbekömmlichen Magenschnaps, den der biedere Meister nach altem Herkommen selbst bereitete, unter Verwendung von Kalmuswurzeln, Tausendgüldenkraut, Alpenschafgarbe und köstlichen Weichseln. Damit ihn auch die Frauen gerne tranken, gab er zum Schluß noch ein reichliches Quantum Kandiszucker dazu. Als die Bäuerin ihr Stamperl Magenschnaps verlangte, wußte Eustachius immer gleich, welchen sie wünschte.

Nun wurde der Laden neu eingerichtet, und Herr Cucelmeier war verreist, als die Bäuerin kam und ihren bekömmlichen Magenschnaps verlangte. Der Geselle wußte nichts davon und behauptete kurz: „Magenschnaps hama koan!“ — „Ja, i woäß aba ganz gwiß, daß ös an Magnschnaps habts, i hab ja jeds Jahr oan trunken!“ — „Woäß was, jiatzt probiern mir de Flaschn der Reih nach durch, dann findn ma scho den Magnschnaps!“ Die Bäuerin war damit einverstanden und trank aus jeder Flasche ein Stamperl, aber es dauerte lange, bis sie endlich an den berühmten Magenschnaps kamen. „Da möcht i jetzt scho no oans, weil er so woltern guat is!“ Nun zahlte sie und wackelte hinauf nach Kirchwald. Sie kniete im Kreuzgang nieder und nahm ein Holzkreuz auf die Schultern. Als sie eben knieend sich fortbewegen wollte, streckte sie plötzlich die beiden Arme aus und rief: „Na, dö Gnad! Früher bin i um die Kirch rum und heut draht si die Kirch um mi rum! Na, dö Gnad, dö Gnad!“

## Die Edlen vom Thal

Von M. Oswald, Pfarrer in Beyharting

### Thal war einst ein Adelssitz

Der Codex traditionum monasterii Beyhartingen (Hauptstaatsarchiv München, Kl. Lit. Beyharting, Nr. 4<sup>1/2</sup>/1) beweist ganz klar, daß in Thal bei Schönau in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts Adelige gesessen haben. Der Codex ist eine Zusammenstellung der frommen Stiftungen an das neuerstandene Chorherrenstift Beyharting, das acht Kilometer von Thal entfernt ist, und stammt aus dem Jahr 1130/32. Er umfaßt 24 Stiftungen, hauptsächlich Güterschenkungen. In 10 von diesen Urkunden-Abschriften sind Herren von Thal erwähnt, und zwar achtmal Gerhard, offenbar das Familienoberhaupt als Aeltester der Brüder, viermal Otto, zweimal Tagno und Arnold, je einmal Friedrich und Ulrich. Wahrscheinlich waren alle sechs Brüder, die ersten vier werden ausdrücklich als solche benannt.

Gerhard wird miles genannt, als Ritter, ferner ministerialis ecclesiae Ratisbonensis, d. h. Dienstmann der Kirche von Regensburg, gehörte also zum niederen Adel.

Otto von Thal wird genannt Dominus ministerialis Friderici comitis de Cheleheim, d. h. Dienstmann des Grafen Friedrich von Cheleheim, also gleichfalls vom niederen Adel.

Es gibt viele Ortschaften mit dem Namen Thal. Daß der Codex die Ortschaft Thal in der Pfarrei Schönau meint, ist leicht zu beweisen. Gerhard schenkte zunächst ein Landgut, einen Bauernhof in Thal, später seine Mühle in Thal. Beide Güter und dazu ein weiteres Bauernanwesen in Thal, die im Salbuch des Klosters vom Jahre 1344 aufgeführt werden, verblieben ohne Aenderung im Besitze des Klosters bis zur Säkularisation i. J. 1803. Die drei Höfe waren das Schwäbl-, das Gusterer- und das Sargermühle-Anwesen, die heute noch unter diesen Namen bestehen.

Die Herren von Thal werden im Codex zu meist als Zeugen oder als Bevollmächtigte aufgeführt, Otto von Thal auch als Verkäufer. Er verkaufte sein Gut in der Provinz Zillertal (in Tirol), gelegen auf dem Hügel Gukunberch, an das Kloster Beyharting gegen vier Talente und einem dem Kloster gehörigen Gut in Langkofen.

### Thal war einst Sitz einer Burg

Der Volksmund weiß heute noch davon zu erzählen, daß die Burg beim Schwäbl gestanden sei. Es ist auch nicht gut denkbar, daß die Edlen von Thal, die doch großen Besitz hatten — sonst hätten sie nicht zwei Güter verschenken können —, auch einen ansehnlichen Adelssitz hatten. Ob dieser nun beim Schwäbl gestanden hatte oder im Westen der Kirche, wird sich kaum mehr feststellen lassen, es

müßten denn zufällig noch Reste von Grundmauern gefunden werden.

### Das Kirchlein in Thal ist ein Werk der Edlen von Thal

„Die Kunstdenkmale Bayerns, Oberbayern“ (S. 1669 ff.), datieren die merkwürdige, zweigeschossige Kapelle in die Zeit gegen oder um das Jahr 1200. Die Aufdeckung der romanischen Fresken i. J. 1951, die ganz grundlos eine gewisse Aufregung in Thal hervorgerufen hat, weist auf ein noch früheres Datum hin und führt in die Mitte des 12. Jahrhunderts hinein. Und das ist eben die Zeit, wo die Edlen von Thal bei der Klostergründung von Beyharting so selbstlos mitwirkten. Ritter Gerhard von Thal muß ein frommer, glaubenüberzeugter Mann gewesen sein, daß er neben den Schenkungen an das Kloster auch die Kapelle in Thal neu aufbaute und die Apsis mit ganz hervorragenden Fresken schmücken ließ, die seit 1951 schon viele Besucher aus nah und fern angezogen haben. Die Fresken sind von einer Frische und naturhaften Ausdrucksfähigkeit, daß man sie ohne weiteres nicht bloß zum ältesten Zeugen der Romanik, sondern auch zum Besten zählen darf, was unsere engere Heimat hervorgebracht hat. Es besteht gute Aussicht, daß im Laufe der nächsten Jahre dieser so seltene Bau aus dem 12. Jahrhundert eine sinngemäße Wiederherstellung erleben wird.

Abgesehen von der überraschenden Aufdeckung der Fresken ist der Bau an sich schon sehenswert genug. Der hohe, fast turmartige, gedrungene Bau zeigt an der Nordseite des Quadergefüges im oberen Stockwerk eine später zugemauerte Tür. Spuren einer früheren Treppe sind nicht zu finden. Das obere Stockwerk war also ehemals nur mit einer Leiter bzw. Strickleiter zu erreichen. Dieser Raum diente also offenbar zum Schutz von irgendwelchen Gefahren. Mag sein, daß er auch in Kriegszeiten von den Bewohnern von Thal benützt wurde; darüber hinaus war er gedacht als Pilgerherberge für die im Mittelalter so gern reisenden Pilger. Gibt ja noch Aventin († 1534, unseren Vorfahren das Zeugnis: „Das bayrische Volk ist geistlich, geht und läuft gern auf Kirchfahrten.“ Das galt aber noch viel mehr zur Zeit der Kreuzzüge im 11. und 12. Jahrhundert.

Um diesen Pilgern bei Nacht den nötigen Schutz zu bieten, hatte Ritter Gerhard von Thal die Pilgerherberge über der Kirche gebaut, wie solche auch anderwärts schon standen. Heute stehen von den vielen Pilgerherbergen der damaligen Zeit in Südbayern nur noch drei, nämlich außer Thal noch in Unterschondorf am Ammersee und Piesenkofen bei Mühlhof.

Der viereckige Raum mißt rund 4 zu 6 m, war früher flach bedeckt und hatte nur eine

## Einwanderer aus dem Süden

Von Geistlichen Rat Jakob Albrecht, Pfarrer von Aibling

Gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges besaß Deutschland nur mehr 5 Mill. Einwohner gegen 18 Mill. vor dem Kriege. Nicht so sehr die Schärfe des Schwertes als Hungersnot und Pest hatten unserem Volke so zugesetzt. Ganze Landstriche waren entvölkert, ganze Dörfer verödet. So schreibt der Pfarrer des an der Heerstraße von Augsburg nach München gelegenen Dorfes Mammendorf, daß in einem Kriegsjahr keine Taufe stattgefunden habe und gibt auch den Grund an, wenn er im Taufbuch hinzufügt: „Hoc anno omnes nos aufugimus propter nostrorum et hostilium militum vexationes“ (In diesem Jahre haben wir alle die Flucht ergriffen wegen der Drangsalierungen, denen wir bei Freund und Feind ausgesetzt waren). Als wieder Ruhe eingetreten war, bemühte sich die Regierung im Verein mit den Pfarrern, die menschenleeren Gegenden wieder zu bevölkern. Dabei konnte man nur auf jene Teile des Reiches sein Augenmerk richten, die vom Kriege und den ihn begleitenden Hungersnöten und ansteckenden Krankheiten verschont geblieben waren. Für unser Altbayern kamen hier nur die Alpenländer in Betracht. Daß die Zahl der Einwanderer nicht gering war, beweisen die vielen Familiennamen, die sich aus dieser Zeit erhalten haben. So gibt es in dem genannten Mammendorf Familien mit den Namen Sanktjohanser, Nauder (von Nauders), Romy, Gluy, die beiden letzteres ladinischen Ursprungs.

Noch weiter aus dem Süden, nämlich aus Italien kamen die ersten Kaminkehrerfamilien, z. B. die Cuta in Burghausen und die Progino in Traunstein. Während bei uns noch Rauch und Ruß über dem Herde zum Dach hinausfuhren, kannte man in den steinernen Häusern Italiens schon längst Kamine, die vom Ruß gereinigt werden mußten. Als auch bei uns, vor allem in den Städten, größere Häuser gebaut und dabei die italieni-

Höhe von 2½ m. Lichtschlitze sind noch vorhanden, eine Feuerstelle war wohl abgeschlossen. Zur Nachtruhe behalf man sich mit Stroh und Decken. Eine Feuerstelle als Herd war unnötig, da die Pilger ja herkömmlich und sogar gesetzlich in jedem Haus gepflegt werden mußten, wo sie einkehrten. In der Einstiegsmauer in Thal ist noch das Balkenriegelloch zu sehen, in dem der Sperrbalken lief, um die Türe von innen zu sperren.

Der Ritter Gerhard von Thal hat mit dem Bau dieser Kapelle mit Pilgerherberge ein frommes und zugleich soziales Werk vollbracht und darüberhinaus das Andenken an sich und sein Geschlecht erhalten.

schen Kamine nachgeahmt wurden, erschienen wandernde Italiener, die mit der Reinigung dieser Kamine vertraut waren, und siedelten sich bei uns an. Dadurch kam eine ganze Reihe italienischer Familien in unser Land.

Am Südhang der Alpen, vor allem im venetianischen Gebiet, gab es aber auch tatkräftige, dem Handelsstand angehörige Männer, die sich bei uns niederließen, ein Kaufmannsgeschäft gründeten und es zu großem Wohlstand brachten. Sie spielten im gemeindlichen Leben meist eine große Rolle und standen in hohem Ansehen. Wir nennen hier die Barbarino in München, Traunstein und Burghausen, die Palmano in Freising und Wasserburg, die Dall-Armi in München und Erding, fast alle geschäftstüchtige Handelsherren. Auch in Bad Aibling ließen sich zwei solche Familien nieder, die Bonin und die Cozzi, beide aus dem Venetianischen, die letzteren aus dem Städtchen Paluzza. Die Bonin lassen sich hier schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts nachweisen. So starb 1709 die Handelsmannswitwe Elisabeth Bonin, von der im Sterbebuch rühmlich erwähnt wird, daß sie der Pfarrkirche die Summe von tausend Gulden vermachte für Anschaffung eines Baldachins und sechs silberner Altarleuchter, die heute noch im Besitze der Kirche sind, da sie durch Wohltäter vor dem Zugriff der Säkularisation gerettet wurden; ferner erhielt die Sebastianskirche 240 fl. für Abhaltung von jährlich zwei Engelämtern und für den samstäglichen Rosenkranz. Von ihrem Sohn Dominikus heißt es, daß er im Verein mit dem Bader Wörschi für den Kassenverwalter Anton Huber von hier Kautions geleistet hat, ein Beweis, daß er vermögend war. Dessen Sohn Johann Bonin, der die Würde eines Bürgermeisters bekleidete, verheiratete sich nach dem Tode seiner ersten Frau Eleonore, einer Italienerin, mit der Aiblinger Metzgerstochter Maria Franziska Niggel im Jahre 1750. Dieser zweiten Ehe entsprossen noch sechs Kinder, von denen der älteste, schon fünf Jahre vor der Eheschließung erzeugte Sohn, namens Anton im Jahre 1766 in das Kloster der Augustiner Chorherren in Beyharting eintrat, dort zum Priester geweiht wurde und dann von 1794 bis 1805 Pfarrvikar in Schönau war. Er ging zwei Jahre später dort mit Tod ab, da er in sein Kloster nicht mehr zurückkehren konnte, weil es im Zuge der Säkularisation aufgehoben worden war.

Im Jahre 1659 hatte der Gemeinderat die Brandstätte des adeligen gefreiten Hofes, Schweighart oder Ahamer Hof genannt, an der unteren Glonn gelegen, sehr wahrschein-

lich in der jetzigen Bahnhofstraße gekauft. Im österreichischen Erbfolgekrieg hatte Aibling viel zu leiden.

Bei der Taufe des obengenannten Johann Anton Bonin, späteren Chorherrn von Beyharting, erscheint als Taufpate Anton Cozzi, italienischer Kaufmann aus Paluzza. Schon sein Vater Nikolaus Cozzi ist hierher gekommen. Er starb im Jahre 1739 und wird im Sterbebuch als Fremdling aus Italien bezeichnet. Von seinem Bruder Josef, gestorben 1742 heißt es, daß er der deutschen Sprache nicht mächtig war, so daß man sich bei Abnahme der Beichte der Zeichensprache bedienen mußte. Von einem weiteren Sohn Jakob Cozzi heißt es, daß ihn die Oesterreicher, als sie im Jahre 1745 endgültig abzogen, als Geisel mitnahmen. Als es ihm unter Lebensgefahr gelungen war, zu entfliehen, wandte er sich wieder nach Aibling, erhielt das Bürgerrecht kostenlos und vermählte sich zu Anfang des nächsten Jahres mit der Tochter Katharina des angesehenen Malers Blasi Vizelli. Jakob Cozzi starb 1775 als Bürgermeister und Kaufmann; seine Frau folgte ihm nach zehn Jahren im Tode und wurde in der Pfarrkirche beerdigt, ein Zeichen des hohen Ansehens, dessen sich die Familie erfreute.

## Altbayerische Dorfkinder - deutsche Kulturträger

Mitgeteilt von Eduard Stemplinger

### Utzschneider Josef

(1763—1840)

Der Bauerssohn von Rieden am Westufer des Ammersees ging im nahen Utting und später im Kloster Polling zur Schule. Durch Vermittlung eines Onkels in München wurde die Herzogin Maria Anna auf den begabten Jungen aufmerksam und ließ ihn auf ihre Kosten auf der Universität Ingolstadt weiterstudieren. Dort unterlag er wie viele andere den freiheitlichen Ideen des Professors Adam Weishaupt und schloß sich seinem Illuminatenorden an. Schon frühzeitig zum Geheimsekretär seiner herzoglichen Gönnerin ernannt, trat er 1783 aus dem Orden aus, als ihm ein Bundesoberer, Marquis von Costanzo, den Befehl erteilte, die zwischen Friedrich dem Großen und Herzogin Anna betr. Ländertausch Karl Theodors gewechselten Briefschaften auszuliefern. Offenbar wollte der Orden Bayern nach dem Ableben Karl Theodors unter Kaiser Josefs II. Herrschaft bringen. Maria Anna wurde davon verständigt und beauftragte ihren Geheimsekretär, eine Denkschrift über den Illuminatenorden zu verfassen, die dem Kurfürsten vorgelegt wurde. Schon am 2. März 1785 wurde der Orden im bayerischen Kurfürstentum verboten.

Im selben Jahre wurde der junge Utzschneider Hofkammerrat und Salinenadmini-

Das Geschäft des Johann Bonin übernahm sein Sohn Dominikus aus erster Ehe, der sich mit der Brauereibesitzerstochter Maria Elisabeth Barth von Erding vermählte. Seine Frau schenkte ihm nicht weniger als dreizehn Kinder. Nachfolger im Geschäft wurde sein Sohn Franz Sebastian, der im Jahre 1790 die Maria Anna Goban, eine Tochter des Bürgermeisters und Handelsherrn Josef Goban von Wasserburg heiratete. Die Trauung fand hier statt, wurde aber vom Pfarrer von Wasserburg, Dr. Josef Anton Schmid, vorgenommen. Die beiden Eheleute erreichten ein hohes Alter. Ihr Sohn und Nachfolger Dominikus Anton nahm im Jahre 1853 die Posthalterwitwe Notburga Hefter zur Frau und nach deren Tode im Jahre 1862 die Glasermeisters-tochter Elise Pauliel, starb aber bereits nach zwei Jahren. Mit ihm, der viele Jahre Bürgermeister war und im Sterbebuch als ein vir probus et verax (ein rechtschaffener und wahrheitsliebender Mann) geschildert wird, erlosch die Familie Bonin, die mehr als 150 Jahre zu den angesehensten Familien Aiblings gehörte und im gemeindlichen Leben eine große Rolle spielte.

strator in Berchtesgaden, 1799 Referendar für landständische Angelegenheiten beim geheimen Finanzdepartement, 1801 aber durch unbekannte Machenschaften gestürzt.

1807 holte ihn der Staat zurück; zum Generaladministrator und geheimen Finanzreferendar ernannt, führte er die Solenleitung von Traunstein nach Rosenheim weiter und erreichte, daß die Administrationen der Salinen Berchtesgaden und Hallein (Oesterreich) in bayerischer Hand vereinigt wurden. In München bereitete er die Anlage des bayerischen Parzellen-Grundkatasters vor und wurde 1811 Vorstand der Staatsschuldentilgungskasse. 1814 gelang es seinem alten Feinde Montgelas, ihn aufs neue aus dem Staatsdienst zu drängen.

Aber der rastlose Mann gründete alsbald eine Hauerei und Tuchmanufaktur und wurde zum Bürgermeister von München gewählt (1818—1821), ferner zum Abgeordneten der Ständekammer (1819—1840). 1827 wurde er Vorstand der polytechnischen Zentralschule.

Als Bürgermeister verteilte er allmonatlich seinen Gehalt an mittellose Magistratsbedienstete; als die Kolonisten von Hallbergmoos durch die unpraktischen Spekulationen des Freiherrn von Hallberg in große Not gerieten, verschaffte er vielen Verzweifelten Arbeit und Verdienst in der Zuckerfabrik, die er in Erching gegründet hatte.

## Das Volksschauspiel früher und jetzt

Von Dr. Hans Moser

Altbayern und nicht zuletzt gerade die Landschaft den ganzen Inn entlang war bis vor anderthalb hundert Jahren von einer Spielfreudigkeit, einer wahren Theaterwütigkeit, erfüllt wie kaum ein anderes deutsches Land, höchstens noch das benachbarte Tirol. Sie war damals gebunden an das hochentwickelte religiöse Festleben der Barockzeit und verlor den festen Grund, als unter den Stürmen der Aufklärung eine neue und nüchternere Kulturperiode anbrach. Es verschwand damals ein unendlich reiches, aller Möglichkeiten des Theaters sich bedienendes kirchliches Brauchwesen, es verschwanden im besonderen die großen spielmäßigen Figurenprozessionen und ebenso die breit ausgespannten Darstellungen der Leidensgeschichte Christi und des Lebens der Heiligen in Kirchen und auf offenem Markt, Veranstaltungen größten Stils, an denen jeweils die ganze Ortsgemeinschaft unmittelbaren Anteil hatte. So war es, um nur einige Orte unseres Gebiets zu nennen, in Aibling, in Rosenheim, im oberen Inntal vor allem in Kiefersfelden, Oberaudorf und Flintsbach, dann innabwärts in Wasserburg, Kraiburg, Mühldorf und noch in Neumarkt an der Rott gewesen.

Natürlich entwickelte sich da und dort auch späterhin, im vorigen Jahrhundert, wieder ein Spiel aus der Bevölkerung heraus, aber sein Rahmen war nun bedeutend eingengt auf eigene Theatergesellschaften und Vereine verschiedenster Art. Der Spielplan wandelte sich, weltliche Stoffkreise kamen in den Vordergrund, zunächst das Ritterschauspiel, dann auch Stoffe aus der Heimatgeschichte und schließlich das sogenannte Volksstück aus der bäuerlichen Welt. Diese Entwicklung endete vielfach mit der Darstellung von recht fragwürdigen Bauernpossen, mit denen man dem Geschmack der großstädtischen Sommerfrischler Zugeständnisse machen zu müssen glaubt.

Dazu kam dann seit dem Ende des ersten Weltkrieges eine wahre Invasion von Heimatfestspielen, vor allem im Anschluß an bestimmte Jubiläen der Ortsgeschichte, mit viel äußerem Aufwand, mit viel Propaganda und mit deutlicher Spekulation auf Fremdenverkehr und Geschäftsinteressen. Natürlich ist grundsätzlich nichts dagegen zu sagen, wenn eine Stadt oder eine Gemeinde ein Stück ihrer Vergangenheit in festlicher und würdiger Form zu verlebendigen weiß, aber andererseits ist doch der damit verbundene Ehrgeiz und die Neigung zur Veräußerlichung keine recht erfreuliche Erscheinung. Auch sei es allen jenen Gemeinden, die sich einen solchen Aufwand und das unvermeid-

liche Risiko nicht gestatten können, zum Trost gesagt, daß der Typ des Festspiels keineswegs die Idealform des Volksschauspiels darstellt.

Es ist klar, daß sich bestimmte Erscheinungen im Volksleben der Gegenwart, die nun einmal einem Zug unserer betriebsamen und maßlosen Zeit entsprechen, schwer aus der Welt schaffen lassen. Es ist auch ebenso klar, daß man eine vergangene Periode, etwa die des Barock, nicht wieder lebendig machen kann und auch gar nicht soll. Es ist wahrhaftig nicht leicht, den echten Freunden der Heimat, denen eine Erneuerung des Volkslebens am Herzen liegt, eine klare Richtung zu weisen. Das gilt im besonderen auch für die Fragen der volkstümlichen Theaterpflege. Nur eins kann man auf jeden Fall sagen: Wir müßten wieder dahin kommen, daß man nicht bei jedem Spielvorhaben in erster Linie an Wirkung und Erwerb und nur an eine von außen herkommende Zuschauerschaft denkt. Das Spiel muß wieder zur eigenen Freude der Spielenden selbst und dann zur Freude auch der eigenen als Zuschauer oder Zuhörer daran teilnehmenden Gemeinschaft werden, wie es ehemals war, da sich das Spiel — gleichgültig in welchen Stoffkreisen es sich bewegte — ohne strenge Trennung in „Schauspieler“ und „Publikum“ vollzog, sei es auf offenem Schauplatz inmitten eines Ortes, sei es in der beschränkten Räumlichkeit einer Bauernstube.

Wenn wir nun, vielleicht zur Verwunderung mancher Leser, gerade auf die zuletzt genannte Möglichkeit des sogenannten Stubenspiels hinweisen wollen, so denken wir dabei weniger an Volkstheater als vielmehr an die bescheideneren Formen des Brauchspiels. Wir haben damit aber nicht die Ausgrabung bestimmter „historischer“ Formen, etwa im Sinne des vorbarocken Spiels, im Auge, sondern die Wiederbelebung der zeitlos gültigen einfachsten Formen des Volksspiels.

Da gab es, um nur das einstmals weitestverbreitete Beispiel zu nennen, im ganzen Alpenvorland, im besonderen im Chiem- und Salzachgau und im Inntal, dann aber auch im Rottal und im Bayerischen Wald in der Advents- und Weihnachtszeit eine Menge von Hirten-, Dreikönigs- und Paradeis-Spielen, die von kleinen Spielgruppen in einfachster Kostümierung und ohne Dekorationen oder sonstige Bühnenrichtungen im Herumziehen von Haus zu Haus gegeben wurden. Diese Stubenspiele sind heute so gut wie ausgestorben, und um sie ist es schade.

Schluß folgt

## Von unseren Vesperbildern

Der mittelalterliche Meister schuf nicht immer aus Eigenem, sondern ließ sich auch nach Vorbildern leiten. Er kopierte ein älteres Gnadenbild. Dennoch wurde das Werk nicht Kopie im heutigen Sinn, es wurde eine neue Schöpfung und nicht selten wieder ein neues Gnadenbild. Ein Beispiel: unsere schönen Madonnen von Weildorf, Pürten und Ramoldsberg wiederholen alle das Bild von Maria Säul zu St. Peter in Salzburg. In den beiden Mühldorfer Ortschaften wurden diese Nachbildungen selbst neue, vielbesuchte Gnadenbilder. Da sehen wir, worauf es dem Mittelalter ankam: auf das Bild allein, das der Mensch nicht erfinden kann, sondern der Tradition entnehmen muß.

Bei unseren Vespergruppen war es nicht anders. Und deshalb sehen sie sich oft zum Verwechseln ähnlich. Diese von Kirchdorf bei Haag gleich ganz der von Seon oder Marienstatt. Etwas jünger ist das Vesperbild von Gars. Und die eminent feine Madonna von Feichten, die kleine aus der Winhöringer Feldkapelle und die in Wald an der Alz müssen im gleichen Zug mit den „Marienklagen“ genannt werden. Überhaupt möchte man glauben, daß die ganzen Vesperbilder und „Schönen Madonnen“ des frühen 15. Jahrhunderts in unserer Gegend aus einem großen Werkstattzusammenhang hervorgingen.

Diese Gebilde sind nicht aus Holz, nicht aus Stein und nicht aus Ton. Sie sind aus Steinguß. Man fertigte ein künstliches Steingemisch und goß es in eine Holzform. So gewann man den Materialblock als eine Art Steinersatz. Das Material der Feichtener Madonna besteht aus Quarzsand, Gipskristall, Kalk, Eisenoxyd und Leim.

Die Votivtafel mit dem Vesperbild und dem Ritter Tollinger von Gars sagt es uns genau, daß die Marienklage des Klosters, die noch bis ins 17. Jahrhundert am Hochaltar stand, „aus verschiedenen Materialien“ geformt ist, womit die sehr alte Verwendung des Steingusses erwähnt wird.

Aber — und das muß betont werden — die Holzmodellen dienten nur zur Herstellung des Blocks. Sie waren nicht etwa Hohlformen, mittels derer man die Vesperbilder sozusagen serienweise fabriziert hätte. Das gab es im Mittelalter nicht. Immer wieder handwerklich wird aus dem Block das neue Bild geschaffen.

Diese Technik des Steingusses war in Salzburg daheim. Die Stadt hat gerade im frühen 15. Jahrhundert eine selten feine und hohe Blütezeit erlebt. Neben den rotmarmornen Grabsteinplatten hat man dort am liebsten die „Schönen Madonnen“ und die Vesperbilder gearbeitet. Ja, neuerdings will es



Vesperbild von Kirchdorf bei Haag Anfang des 15. Jahrhunderts. Foto: Legner

gar nicht so abwegig scheinen, daß dieser lyrisch feine Typus der Marienklage überhaupt erst in Salzburg geprägt wurde. Unser Kirchdorfer Werk jedenfalls, und alle, die noch zu dieser Gruppe gehören, stammen sicher aus Salzburger Werkstätten. Selbst eine Art Export trieb die Stadt mit ihrem Vesperbildschaffen.

Das Kirchdorfer Vesperbild muß eines der frühesten sein, etwa um 1400. Feinstes Leben des so empfindsamen „weichen Stils“ liegt in ihm. Beispiel einer der schönsten Andachtsbilder, die die Kunstgeschichte kennt.

Was waren das für Menschen, die solche Bilder wollten und schufen? Man muß an den glänzenden Hof von Burgund erinnern. Dort entstand eigentlich der „weiche Stil“ und Burgund ist damals das große Vorbild der vornehmen Welt geworden. Seine prächtigen Hoftrachten ahmte man überall nach. Menschen in solchen Trachten waren es, die vor diesen stillen Andachtsbildern hinknieten, Ritter und Edelleute und auch Bürger, deren Wohlstand eben angebrochen war. Im Jahrhundert vorher sahen die Vespergruppen noch anders aus. Da wirkten sie wie ein ungeheuer quälender Aufschrei, der heute noch jeden erschüttert, der vor sie hintritt: Maria in ihrer großen Klage und Christus jämmerlich mit Wunden übersät wie an den „Urgarnkreuzen“ jener gleichen Zeit, deren eines bei uns in Altenhofenau noch hängt. Und dann im neuen Jahrhundert ein ganz anderes Bild: sanfte Anmut und lyrische Stimmung in den Zügen der Mutter. Wie trauernde Schwestern der „Schönen Madonnen“ muten sie an, diese feinen süddeutschen Werke, deren so viele in unseren Kirchen noch stehen.

# Armenpflege in der Herrschaft Hohenaschau

Von N. Barth, Pfarrer zu Niederaschau im Chiemgau

Im Pfarrarchiv zu Niederaschau ist noch ein Bündel Rechnungen erhalten, das Aufschluß gibt über die Armenpflege, die unter den Preysing auf Hohenaschau von 1673 bis 1709 geübt wurde in den zur Herrschaft gehörenden Seelsorgsbezirken Sachrang, Niederaschau, Bernau, Frasdorf und Söllhuben. Bestellter Eleemosinar war jahrelang der H. H. Simon Mayr, Hochgräfl. Preysingscher Schloßkaplan und Benefiziat der Weidachmesse. Die zur Verfügung stehenden Mittel, die anfangs ca. 26 Gulden waren und dann bis 139 Gulden jährlich stiegen, wurden gewonnen aus einem bei Wolfgang Blimetsrieder in Aufing liegenden Kapitel von 60 Gulden, das jährlich 3 Gulden Zinsen einbrachte, und aus Sammlungen innerhalb der einzelnen Kirchengemeinden. Diese Sammlungen wurden abgehalten an allen Sonn- und Feiertagen, außer es war eine andere Sammlung angesetzt, z. B. für eine Kerze zum Bittgang nach Tuntenhausen. Außerdem fiel für die Armen etwas ab bei den Hochzeiten, an den Kirchweihagen der einzelnen Gotteshäuser, auch wenn eine Nachbargemeinde an den Bittagen mit dem Kreuz kam, und schließlich bei den Jahrtagen der Zünfte: der Holzknechte am Vinzentiustag (22. Januar), der Herren Schützen am Georgitag, der Schneider und der Schmiede Ende Juni, der Leinweber am 4. Juli, der Hammerleute am Leonharditag (6. November). Die Spenden wurden in die „Armen Leith Pixen“ gegeben.

Was so gesammelt worden war, wurde gewöhnlich an den Quatembersonntagen nach dem Gottesdienst an die Armen verteilt. Diese Verteilung wurde vorgenommen in Niederaschau z. B. durch Pfarrer Matthias Winkler und so auch an den anderen Kirchen durch den jeweiligen Ortsgeistlichen. Anweisung und manchmal geradezu Befehl zur Unterstützung bestimmter Personen erging durch den „wohledlen und gestrengen Herrn Johann Stephan Ziegler, Juris utriusque licentiatum, Hochgräfl. Preysing. Gerichtsverwalter alhie“ und seine Nachfolger.

Gegeben wurden, um nur einige Beispiele zu nennen, zwei armen Weibern von Söllhuben 18 Kreuzer, dem armen und kranken Tropfen morbo caduco laboranti in Sachrang 55 Kreuzer, dem alten schwachen Wolfen Holzner von Bernau 2 Gulden, einem sehr bresthaften und lange krankliegenden armen Mann zu Frasdorf 45 Kreuzer, einem in großer Not befindlichen Wanderer samt seiner einem Kinde entgegensehenden Ehefrau 40 Kreuzer, dem sehr bresthaften und krummen Simon Spiel zu Söllhuben 1 Gulden, der Fleidtochter wegen geheilten Beinbruchs

an den Bader 1 Gulden 30 Kreuz., dem Christian Pfaffinger zu einer Badkur 8 Gulden. Auch die Salome Greisser zu Haindorf erhielt eine Unterstützung, um ihr Kind Adam, zehn Jahre alt, in die Schule schicken zu können. Eigene Sammlungen wurden veranstaltet, z. B. für einen armen Mann, dessen Behausung samt allem durchs Feuer in die Asche gelegt worden war, dann für einen armen Schmiedknecht, der sich einen Beinbruch mit Schnittwunden zugezogen hatte, ebenso für Leute, „so von Hagl und Schaur großen Schaden erlitten“.

So geben die erwähnten Rechnungen Aufschluß, wie man damals in den einfachen Verhältnissen der Landbevölkerung das königliche Gebot der christlichen Nächstenliebe befolgte, wobei freilich diese Rechnungen nicht enthalten, wie die Leute sich sonst noch auf vielerlei Weise gegenseitig geholfen haben. Die Preysing aber gingen damals und auch später mit bestem Beispiel voran. So hat, um nur eines hervorzuheben, Graf Max IV. von Preysing i. J. 1749 in Hohenaschau ein Waisenhaus für 6 Knaben und 6 Mädchen gestiftet. Sie alle handelten mehr oder weniger in der Erkenntnis, die Ernst Wiechert in der „Missa sine nomine“ in die Worte kleidet: „Wer den Armen eine Brücke baut, ist mehr, als wer den Königen ein Reich baut!“

## Die Chronik

1295. Zur Sicherung des Anteils am Innverkehr erwarb Kloster Tegernsee Ende des 13. Jahrhunderts Pfaffenhofen mit Länd und Brück, Stift Salzburg im gegenüberliegenden Ort Langenpfunzen fünf Höfe.

1316. Herzog Ludwig hob das bis dahin auch an den bayerischen Flüssen geltende Strandrecht (Grundruhr) in seinem Hoheitsgebiet auf. Damit erlosch das grausame Wohnheitsrecht, das den Anliegern gestattete, das Gut verunglückter Wasserfahrzeuge sich anzueignen. (Heimat am Inn, 5. Jhrg. (1931/32), S. 8.)

## Mitteilungs-Ecke

Wasserburg. Berichtigung: In dem Artikel „Ostereier“ in Nr. 3 unserer Zeitschrift hat sich ein Fehler eingeschlichen. Leiter der bayerischen Landesstelle für Volkskunde ist nicht Dr. Oskar von Zaborski, sondern Dr. Hans Moser.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasser-



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1952

Mai

Nummer 5

## Eine Dichterin des Chiemsees

Zum 100. Geburtstag Anna Mayer-Bergwalds, 11. Mai 1952

Auf der Fraueninsel im Chiemsee, die im Jahre 1828 Münchner Künstler zur Malerkolonie erkoren haben, steht nördlich der mächtigen uralten Lindengruppe, unterhalb des Kriegerdenkmals, ein zweistöckiges gartenumfriedetes Landhaus, das heute dem Kunstschlössermeister Holzmeyer, einem altingesessenen Insulaner, gehört. Bis zum Jahre 1935, dem Todesjahr der Dichterin, war es — ein Vierteljahrhundert lang — Eigentum und Wohnsitz von Anna Mayer-Bergwald, deren Name als Verehrerin des Chiemsees, als vielgelesene Schriftstellerin des Bayerischen Hochlandes (und auch des Frankenlandes) heute noch nicht vergessen ist. Sie war Ehrenbürgerin der Gemeinde Chiemsee und nicht bloß eine berufene Werkünderin der Schönheiten von Chiemsee und Chiemgau, sondern auch eine ausgezeichnete Kennerin von Land und Leuten unserer Chiemgauheimat, die sie ein Menschenalter hindurch in Hunderten von Aufsätzen und Gedichten in Tageszeitungen und Zeitschriften, sowie in einer Reihe gehaltvoller Bücher und Schriften gepriesen hat. Der Chiemgau war dieser — am 11. Mai 1852 in Ansbach in Franken geborenen — Frau, zur zweiten Heimat geworden. Das Landhaus Bergwald auf der Fraueninsel, in das sich die Dichterin mit ihrer treuen Freundin Geheimrat Martha v. Aegidi, geb. Freiin v. Sanden, (einer Freundin Bismarcks, Scheffels, Steubs und Emanuel Geibels) teilte, war ein von dichterischem Geist erfülltes und von zahlreichen Kunstwerken und kulturgeschichtlichen Erinnerungen getragenes Dichter- und Künstler-

heim, in dem hervorragende Männer und Frauen des deutschen, besonders des bayerischen Kunst- und Geisteslebens zu Gast waren, Träger berühmter Namen, Dichter, Künstler, Gelehrte, Schriftsteller und Musiker.

Es gab keinen Winkel zwischen Garmisch und Berchtesgaden, auch nicht im Allgäu, den Anna Mayer-Bergwald nicht durchstreift und über den sie nicht geschrieben hätte. Bis in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts gehen ihre Studienfahrten und Bergbesteigungen zurück. Ein reiches Material auf dem Gebiete der Heimatgeschichte, der Volkskunde, der Kunst- und Kulturgeschichte hat Anna Mayer-Bergwald aus diesen Wander- und Reisegebieten zusammengetragen und literarisch verwertet, und es gab keine führende Zeitung Südbayerns, kein Provinzblatt, das sich nicht gerne ihrer Mitarbeit im Feuilleton bedient hätte. Aber auch angesehene Tageszeitungen und Zeitschriften außerhalb Bayerns, in Süd- und in Norddeutschland und in Schlesien, brachten die gehalt- und gemütvollen Schilderungen und Plaudereien Anna Mayer-Bergwalds über das altbayerische Land und Volk, über Sitte und Brauch, Kunst und Kultur, Landschaft und Geschichte im Bayerischen Hochland, Chiemsee und Chiemgau standen bei all dem im Vordergrund, besonders von der Zeit an, da auf der Fraueninsel das Prunkschloß König Ludwigs II. entstanden war. Ein nicht geringer Teil des Fremdenverkehrs am Chiemsee und im Chiemgau, aber auch im Innthal zu damaliger Zeit hatte seine ursächlichen Wirkungen in den



## Bauernhof im Chiemgau

Unser Bild zeigt einen alten Bauernhof, wie er vor dem Kriege aussah. Er liegt hinter dem Stadtsee in Rosenheim, und zwar an der Chiemseestraße, dem Verbindungsweg zwischen Innstraße und Rathausstraße. Das mächtige, eigenartig geformte Dach sowie die niedrigen Mauern lassen darauf schließen, daß es sich um ein sehr altes Gebäude (250 Jahre alt, früher zu Frauen- und Herrenchiemsee gehörend) handelt. Das Anwesen wurde 1866 von dem Vater des Kunstmühlenbesitzers Oswald (†) käuflich erworben und war vor dem Kriege weit über die Grenzen Rosenheims hinaus als „Oswald-Gütl“ bekannt. Während des Krieges wurde es leider zum größten Teil ein Opfer der Bomben. Nur der Wohnteil blieb erhalten. Seit 1946 erfolgte durch den heutigen Besitzer, den Rosenheimer Architekten Max Butscher, eine geschmackvolle künstlerische Instandsetzung. E. R.

zahllosen Abhandlungen, die man in der Presse aus der Feder der Anna Mayer-Bergwald las. Unsere Chiemgaudichterin gehörte auch zu jenen deutschen Schriftstellerinnen, die sich um die Propagierung des Oberammergauer Passionsspiels hervorragende Verdienste erworben hat. Sehr oft las man ihren Namen in alpinen Zeitschriften, wo ihre Darstellungen über winterliche Bergbesteigungen ungewöhnlichem Interesse begegneten.

Bald erschienen die gesammelten Aufsätze 'Anna Mayer-Bergwalds in Buchform, so ihre „Oberbayerischen Dorfgeschichten“, ihre „Freudentage am Tegernsee“, ihre gemütvollen Erzählungen „Alpenluft“, ihr volkscundlich sehr wertvolles Buch „Werdenfelser Land und Volk“, und ihr Band „Aus meiner Wandermappe“. Wie bei Ludwig Steub, Heinrich Noe und Karl Stieler ist in all diesen heimatlichen Büchern ein ungeheuer reichhaltiges historisches, kulturgeschichtliches und volkscundliches Material zusammengetragen,

das eine wahre Fundgrube bildet für Historiker und Forscher. Daneben schrieb Anna Mayer-Bergwald eine große Anzahl Märchen- und Heimatfestspiele, Prologe, Jugenderzählungen, sie schuf volkstümliche Kompositionen in Form von Terzetten, Männer-, Frauen- und gemischten Chören. Zwei Werke hat sie unserer engeren Heimat gewidmet, ihre „Chiemseebilder“ (München 1921) und ihre „Chiemgau-Heimat“ (Ansbach 1927), in der sie lebendig den „Traunsteiner Georgiritt“ schildert. Oberbayerische Gedichte aus dem Chiemgau enthält ihr Büchlein „Am Weg brockt“ (Priem 1922).

Am 13. November 1935 ist Anna Mayer-Bergwald in Traunstein gestorben, am Traunsteiner Waldfriedhof liegt ihr Grab. Die Anbringung einer Gedenktafel an ihrem einstigen Dichterheim auf der Fraueninsel wäre eine verdiente Ehrung im Tode für die unvergessene Dichterin des Chiemsees.

August Sieghardt

## Das Volksschauspiel früher und jetzt

Von Dr. Hans Moser

(Schluß)

Texte dieser Art und auch die dazugehörigen Liederweisen sind früh schon gesammelt und zu einem großen Teil auch veröffentlicht worden. Es kommen für unsere Heimat vor allem drei Werke in Betracht: Karl Weinhold, Weihnachts-Spiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien, Graz 1853 (2. Auflage; Wien 1875), August Hartmann, Weihnachtslied- und Spiel in Oberbayern, Oberbayerisches Archiv, Bd. 34, München 1875, und A. Hartmann, Volksschauspiele, in Bayern und Oesterreich-Ungarn gesammelt, Leipzig 1880. Einzelne Spiele sind auch in heimatkundlichen Darstellungen, in Heimatzeitschriften und Zeitungsbeilagen enthalten. An Spielunterlagen fehlt es also nicht und der Abschrift und Verwertung dieses Volksguts stehen keine Hindernisse entgegen.

Wahrscheinlich liegen aber auch, wie die Erfahrung beweist, manche alte Aufzeichnungen noch in verborgenen Winkeln und auf Dachböden und es würde sich empfehlen, überall einmal Umschau nach solchen Dingen zu halten. Da das Interesse der Volksschauspielforscher bisher hauptsächlich dem Chiem- und Salzachgau galt, ist das westlich und nördlich anschließende Gebiet stark vernachlässigt worden und harret eigentlich noch der Entdeckung. Archivalische Quellen bezeugen, daß das Verbreitungsgebiet dieser Spiele wesentlich größer war. Aus den Klosterrechnungen von St. Veit bei Neumarkt z. B. ergaben sich Belege für Weihnachtsspiele, im besonderen für Dreikönigsspiele, der Neumarkter und der Mühldorfer vom Anfang des 17. Jahrhunderts und das war ja die Zeit, in der das ländliche Volksschauspiel zur breitesten Entfaltung ansetzte. Karl Weinhold besaß vier Weihnachtsspiele (im oben angegebenen Werk, S. 175ff.) aus dem gleichen Zeitraum, die ihrer Sprache nach wohl aus der Landschaft zwischen Rott und Salzach stammen. Das Bruchstück eines Adventspiels, ein dialogisches Lied zwischen Maria und Joseph auf der Herbergssuche, ist aus Altötting bekannt und ein anderes von der Verkündigung des Engels an Maria aus Rott am Inn.

Die Darstellung solcher Stubenspiele erfordert kaum besondere Mittel und Auslagen, da Dekorationen völlig wegfallen und die Kostümierung sich auf die denkbar einfachsten Andeutungen beschränken kann. Ein kürzlich erschienenes Buch von Leopold Kretzenbacher, Lebendiges Volksschauspiel in der Steiermark (Graz 1951) gibt in eingehenden Spielbeschreibungen sehr genaue Einzelheiten und damit wertvolle Anregungen für den szeni-

schen und mimischen Darstellungsstil solcher Stubenaufführungen.

Eine Erneuerung dieser einfachen Spiele hinge somit tatsächlich nur vom guten Willen, von der Spielfreude und der richtigen Spielgesinnung jeweils nur weniger, dem heimatlichen Brauch aufgeschlossener Menschen ab.

Außer den weihnachtlichen Spielen gab es in gleicher Form noch eine Reihe kleiner biblischer Stücke, z. B. von David und Goliath, von Joseph und seinen Brüdern, vom verlorenen Sohn usw., die meisten in sehr hübschen, ursprünglich volkstümlichen Fassungen. Daneben ist aber auch eine ansehnliche Zahl von weltlichen Spielen überliefert. Unbedingt eine Wiederaufnahme würde der einst auch in unserer Landschaft stark verbreitete Streit zwischen Winter und Sommer verdienen. Ebenso jene Gattung, die als „Drischellegspiel“, der Aufführungszeit nach der Beendigung des Dreschens zufolge, bekannt geworden ist. August Hartmann hat auch von diesen Stücken eine Auswahl veröffentlicht, u. a. Die vier Jahreszeiten, Die alte und die neue Mode, Der dumme Baumann, Der Josl und das schöne Tresl, alles Spiele, deren Reiz in der guten Zeichnung typischer Gestalten aus dem Volk und im drastischen Ausdruck des Volksempfindens gegenüber bestimmten Zeiterscheinungen liegt. Sie könnten sehr wohl heute eine Umarbeitung auf die Gegenwartsverhältnisse hin finden, wenn sich da und dort ein geschickter einheimischer Zeitkritiker über diese dankbare und erfolgversprechende Aufgabe machte. Man brauchte nur die alte Darstellungsform übernehmen, den Inhalt und die sprachliche Formung aber neu erfinden und gestalten. Es wäre schön, wenn auf diese Weise wieder junges, unverfälschtes Volksspielgut entstehen könnte. Der bodenständige Humor ist zum Glück ja immer noch nicht ausgestorben und auch nicht der Einfallsreichtum des Volksschlags. Das beweisen immer wieder viele ländliche Fastnachtsveranstaltungen, die nicht bloß der städtischen Faschingsschablone folgen, sondern aus eigener Erfindung und aus dem Erbe alter Ueberlieferungen schöpfen.

Die Wiederbelebung des guten, echten Fastnachtsspiels muß sich auf die alten brauchwürdigen Volksrügespiele, Dorfgerichte und Narrentaude stützen. Es könnte, wenn es sowohl von der genormten Faschingsgaudi wie auch von dem Vielfach-nur-witzig-sein-Wollenden und dabei witzlosen Großstadtimport abräckt und aus gutmütigem, nicht verletzendem Spott eine komische Ortschronik des vergangenen Jahres nicht bloß in abgele-

## Der Kranztag

Aus der Geschichte des Fronleichnamfestes in Rosenheim, Aibling, Mühldorf und Wasserburg

In der Hochblütezeit des Jahres begeht die katholische Kirche das strahlendste ihrer Feste: Fronleichnam, im altbayerischen Volksmund auch Kranztag genannt, weil weiße Blütenkränze von den Altären leuchten, die Mädchen mit Blumenkränzen das gewellte Haar schmücken, und die Frauen und Männer geweihte „Wetterkranz“ aus Mauerpfeffer, Thymian und Rosmarin bei der Prozession mittragen. Auch Prangertag heißt dieses Fest bei uns; denn Stadt und Land sind seit Jahrhunderten bestrebt, die Geburtsfeier des heiligsten Abendmahles in prächtigem Schmuck zu begehen. Prangt doch um diese Zeit auch die Natur und huldigt in ihrer sieghaften Schönheit und Frische dem göttlichen Schöpfer.

In Bayern fand das im Jahre 1264 durch Papst Urban IV. eingesetzte Fest in der Zeit der wunderbaren Hostien, der Entstehung der Kirchen zum Hl. Blut, der Donnerstagprozessionen, der Meß-, Versegung- und Ewiglichtstiftungen gutvorbereiteten Boden. Die Bischofstädte gingen mit bestem Beispiel voran. Augsburg scheint führend gewesen zu sein, München folgte als Landeshauptstadt bereits 1343. In Freising bewegte sich erstmals im Jahre 1407 die Fronleichnamsprozession vom Domberg herab durch die Stadt. Maut-

senen Knittelversen, sondern in wirkungsvollen knappen dramatischen Szenen gibt, sogar wieder wie einst alljährlich zum heiteren Akt der Rechtfertigung und Säuberung des örtlichen Lebens werden.

Damit soll noch einmal an den ersten Teil dieser Anregungen angeknüpft werden. Das Spiel soll wieder etwas aus der Gemeinschaft Herauswachsendes werden, anstelle eines bloß von außen her Bezogenen, es soll wieder auf der lebendigen Freude am Spiel selbst ruhen und nicht auf der geschäftlichen Spekulation, es soll wieder eine, die Spielenden wie die Zuschauenden verbindende Brauchübung werden anstatt einer Schaustellung für Fremde. Dieser kurze Beitrag wollte wenigstens andeutend zeigen, daß es auch jenseits der groß aufgezogenen, in ihrem Wert oft recht zweifelhaften und schließlich auch wirtschaftlich riskanten Massenaufführungen offizieller Festspiele oder reiner Fremdenverkehrsunterhaltungen auch heute noch nicht an verhältnismäßig leicht durchführbaren Möglichkeiten für eine bescheidenere, aber gesündere Wiederbelebung guten altbayerischen Volksschauspiels nicht fehlt.

rechnungen aus den Jahren 1443 und 1469 bezeugen bereits für Wasserburg am Inn den „Umgang am antlostag“. Für Mühldorf am Inn weisen städtische Kammerrechnungen aus den Jahren 1477, 1483 und 1485 nach, daß am „gotzleichnamtag“ die 8 Stadtpfeifer, Stadttürmer, der Schulmeister und die „Amtleute“ für ihre Tätigkeit bei der Prozession ein Trinkgeld bekamen.

Schon die Anlaßumgänge des 15. und 16. Jahrhunderts trugen dramatischen Charakter. Lebende Bilder, sogenannte „Figuren“, gestellt von den einzelnen Zünften, Fronleichnamsspiele und lange geistliche Gesänge dehnten die Fronleichnamsprozession auf viele Stunden aus. So berichtet eine Fronleichnamordnung von Wasserburg aus dem Jahre 1588, daß die Zünfte 44 Figuren stellten, weil man den Besuch des Herzogs erwartete. 540 Personen waren notwendig, um die Figuren aus dem alten und neuen Testament sowie die Gruppen St. Josef (Fischer), St. Sebastian (Stachelschützen), St. Stephani Steinigung (Zimmerleute), St. Georg (Schloßbeamte) etc. darzustellen. Das erste Evangelium war auf der Burg beim Richterturm, das zweite beim Schmiedtor, das dritte bei den letzten Häusern hinter dem Bruckstadel und das letzte beim Torhaus der Innbrücke. In der Oktav beschränkte sich die Prozession auf den Friedhof.

Einen beliebten Abschluß des Fronleichnamumzuges bildete früher das Georgsspiel. Der Heilige wurde als Sieger über den Antichrist in Altbayern sehr verehrt, weshalb man auf die Ausstattung dieses Zugteiles — Ritter St. Georg in Harnischrüstung, begleitet von der Jungfrau Margareta, die einen Drachen am Seidenband führte — besonderen Wert legte. Auf offener Bühne wurde der „Trakhen erwirgt“. Solche dramatische Handlung kam der Schaulust des Volkes stark entgegen. Für Wasserburg ist das Drachenstichspiel schon 1476 nachgewiesen. Das „Wurm- oder Trakhenstechen“ spielte sich auch in Aibling, Oberaudorf und Kiefersfelden (im Hause des Veitbauern) ab. Eine Beschwerdeschrift aus Oberaudorf (1784) bezeugt: „... auch der Drach mit Begleitenten Teufeln wird Vorgesteht und mitgeführt, am End aber auf der Errichten Bühne gestochen, so zwar, daß das Allerhöchste mittragende Gut wenig Beehret wird, weilnen Vast alles diesen Phantantistischen Vorstehlungen Vor und nach Lauff.“

In Rosenheim war die im Jahre 1608 durch Pfarrer Magister Johannes Pfrandtner und Pfleger Wilhelm Hundt von Falkenstein gegründete „Corporis Christibruderschaft“ für die lokale Entwicklung der Fronleichnamprozession von besonderer Bedeutung. Diese „löbliche, andächtige Bruderschaft des allerheiligsten, zartisten Fronleichnam“ zählte schon 1637 über 400 Mitglieder, und erwarb

rasch durch Spenden und Stiftungen so viele Gerechtigkeiten, Rechnisse und Vermögen, daß sie mithelfen konnte, die Rosenheimer Pfarrprozession würdig auszustatten. Obwohl Rosenheim durch die Pest im Jahre 1634 ein Drittel seiner Einwohner verloren hatte, konnte trotz der Kriegswirren schon 1637 ein „Umgang“ durchgeführt werden, wie ihn der Markt noch nicht erlebt hatte. Eid berichtet in seiner Chronik „Aus Alt-Rosenheim“ u. a., daß sich die Prozession vom Garten des Herrn Weidacher vor dem Münchener Tor zum Wiesentor, dann durch die Schmiedgasse zum Färber- und Fleischtor bewegte, und hierauf den Weg durch das Mittertor in die Pfarrkirche nahm. Schuljugend und Jungfrauen in spanisch-niederländischer Tracht eröffneten den Zug. An Bildern wurden gezeigt: 1. Der Baum des Lebens im Paradies mit den vier Tugenden Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Weisheit und Stärke. 2. Das Brand- und Versöhnungsoffer Abels. 3. Der Hohe Priester Melchisedech, flankiert von zwei Engeln. 4. Abraham und sein Sohn Isaak als Vorbild des eucharistischen Opfers. 5. Sechs Hebräer begehren das Osterlamm zu essen, das auf goldenem Altar vorangetragen wurde. 6. Vom Himmel fällt Manna. 7. Die Schaubrote als Sinnbild des himmlischen Brotes. 8. Die Gesetzestafeln und Moses. 9. Josua und Kaleb kommen mit Weintrauben und Früchten aus dem Gelobten Land. 10. Aaron, das Vorbild der hohenpriesterlichen Wunderkraft Christi. 11. Die eiserne Schlange. 12. Ein schwerbewaffneter Engel. 13. David und die Bundeslade. 14. Ein goldener Kelch mit Hostie. Der zweite Teil der Prozession zeigte die hl. Märtyrer und Jungfrauen, geführt von der Muttergottes. Dann folgten 12 Engel mit den Marterwerkzeugen Christi und das Bruderschaftskreuzifix, begleitet von vier kerzentragenden Knaben und den jungen Mitgliedern der Bruderschaft.

Eine „bey Lucas Straub in München im Jahre 1667 gedruckte Ordnung der gantzen Prozession des allerheiligsten und hochwürdigsten Sakraments. Wie dieselbe in dem Churfürstlichen Markt Aybling auff das Fest Corporis Christi dieß 1667. Jahr mit vielen schönen und zierlichen Figuren, auch gesprochen Versen gehalten wurdet“, nennt 29 Bilder aus dem Alten Testament und 37 Bilder aus dem Neuen Testament.

Im 16. und 17. Jahrhundert bürgerte sich in Altbayern auch in einzelnen Pfarrdörfern das Abhalten einer festlichen Prozession am Kranztag ein, wie Kirchenrechnungen bestätigen. Doch kann man von einer allgemeinen Einführung der Fronleichnamsprozession auf dem Lande um diese Zeit noch nicht sprechen. Die Schuld trug hier vor allem der Dreißigjährige Krieg. Die Pfarrei Riedering bei Rosenheim, die ursprünglich viel größer war als

heute, erhielt 1676 von Erzbischof Maximilian Gaudolph von Salzburg die Genehmigung zur Gründung einer Bruderschaft des Allerheiligsten Altarsakramentes, die sich u. a. zum Ziel setzte, „Jesum für die unverdiente Gnade der Erlösung und seiner immerwährenden Gegenwart im heiligsten Sakramente zu allen Zeiten und Stunden des Tages und der Nacht zu loben und zu preisen.“ Im kleinen Markt Neubeuern bestand seit 1641 eine Rosenkranzbruderschaft, von der „8 Männer zum Himmel und 2 zum Weisen des Priesters“ bestimmt waren. In der Pfarrei Rohrbrunn wurde das Fronleichnamfest zum „Großen Tag“, an dem der Samerberg die Musik stellte und das Bergwerk Aschau Pulver für die Böller lieferte.

Die Rokokozeit (etwa 1720—1780) zeigte für das Schaugepränge feierlicher Prozessionen noch mehr Verständnis und Interesse, so daß sich der Aufwand hierfür noch steigerte. So wurde 1726 die Ordnung der Fronleichnamprozession in Wasserburg „vermehret“. Das ließ sich aber auf die Dauer mit der religiösen Weihe des Festes nicht mehr in Einklang bringen, weshalb sich kirchliche Kreise in ganz Bayern gegen mancherlei Auswüchse wandten. Die kurfürstliche Regierung entsprach 1781 den zahlreichen Gesuchen und ließ an die Regierungen und Stadtverwaltungen Weisungen ergehen, wonach die meisten biblischen Darstellungen der Zünfte, jegliche maskierte Reiterei und alle Verkleidungen abgeschafft werden mußten. Bereits 1795 weist eine Prozessionsordnung von Wasserburg keine alttestamentlichen Gruppen mehr nach. Da auch die Verwendung von Prangerstauden zum Schmücken der Kirchen, Altäre, Häuser und Straßen amtlichen Unwillen erregte, weil angeblich durch den Birkeneschmuck zu Fronleichnam der Birkenbestand gefährdet und damit die Beschaffung von Reifenholz in Frage gestellt war, erschien am 21. Mai 1783 ein Generalmandat, das die Verwendung von „Prangerbirken“ verbot. Zugleich wurde das während der Prozession übliche Salveschießen untersagt. 1803 reichte Wasserburg ein Gesuch ein, der Bürgerkompagnie das Paradiere bei der Prozession zu erlauben. Das Gesuch wurde mit der Einschränkung genehmigt, daß sie sich des Schießens dabei enthalte. Der Altbayer konnte diesen Brauch jedoch nicht lassen, wie aus der Tatsache zu ersehen ist, daß 1794 in Eitting (erding) das Mesnerhaus mit Böllern in Brand geschossen wurde. Auch die anderen Verbote setzten sich nur langsam durch. In Pang bei Rosenheim hatte der Brauch, die auf Tragbühnen mitgeführten Heiligen durch Kinder in passender Kleidung darzustellen zu lassen, so feste Wurzeln gefaßt, daß man ihm noch um die letzte Jahrhundertwende dort begegnete.

## Der gute und getreue Knecht

An einem Februartag dieses Jahres, zur selben Zeit, als die deutsche Bevölkerung an den Rundfunksendern die Wehrdebatte anhören konnte, wo viel von Heimat, Treue und Pflichterfüllung die Rede war, erschien in der Wasserburger Zeitung eine Todesanzeige, die es in unserer schnelllebigen Zeit verdient, auch heut noch besinnlich gewürdigt zu werden. In ihr hieß es:

„... verschied unser guter und getreuer Knecht

Jüngling Josef Sachsenhammer

65 Jahre bedienstet bei Heilmaier in Evenhausen im Alter von 80 Jahren.

In tiefer Trauer: Familie Peter Voit.

Freunde, Verwandte und Bekannte werden um den Kirchgang gebeten.“

Als Josef Sachsenhammer zu Grabe getragen wurde, waren alle Voits anwesend, aber niemand von des Knechtes Verwandtschaft. Man entsann sich seiner Schwester, die in jungen Jahren nach Amerika ausgewandert war und es gern gesehen hätte, ihren Bruder bei sich zu haben; der aber verspürte keine Lust, über den großen Teich zu fahren. Er blieb dort, wo er als Fünfzehnjähriger, seine ganze Habe in ein Schnupftuch eingebunden, zum Dienst angetreten war, beim Heilmaier in Evenhausen.

Am Nordrand des stattlichen Dorfes liegt der rund 100 Tagwerk große Hof „beim Heilmaier“. Der Bauer Peter Voit, der verwandtschaftliche Nachfolger der Heilmaiers in der zweiten Generation, ist beruflich in die Stadt gefahren, aber die Bäuerin gibt bereitwillig Auskunft. Drei Generationen ihrer Familie hat der Josef gedient. Er war lang und hager. Von den Mädchen hat er nicht viel wissen wollen; er mied den Tanzboden. Darum ist er auch als „Jüngling“ in die Ewigkeit eingegangen. Zum Militärdienst ist er nicht herangezogen worden. Als man ihn vor Jahr und Tag zur Infanterie ausmustern wollte, bemerkte der Stabsarzt im letzten Augenblick, daß Josefs rechter kleiner Finger krumm war. Ein Soldat aber, der seine fünf Finger nicht glatt zu einer Ehrenbezeugung anlegen konnte, war damals nicht zu gebrauchen. Was waren das doch für idyllische Zeiten! Josef war sparsam. Zweimal hat ihn die Inflation um sein Geld gebracht. Es focht ihn weiter nicht an, er war ja beim Heilmaier. Bis zu seinem vierzigsten Lebensjahr besaß er keinen Mantel. Radfahren war sein besonderes Vergnügen. Noch im hohen Alter fuhr er jeden Sonntag in die Stadt, wo er sich ein paar Halbe gönnte. Als ihm das Aufsteigen zu schwer

wurde, trug er sich mit dem verwegenen Gedanken, ein Motorrad zu erwerben, aber da war wieder mal das Geld wertlos geworden. Im Jahre 1950 ging er wie alljährlich zur Kirchweih nach Halfing, auch dieses Mal ohne Mantel. Auf dem Rückweg hat er sich verkühlt und wurde bettlägerig. Man brachte ihn ins Krankenhaus, später ins Bürgerspital. Dort ist er, von den Voits des öfteren besucht und an deren Familie und Hof bis zuletzt lebhaften Anteil nehmend, heuer gestorben.

Ein Leben ohne Bedeutung, ist mancher versucht zu sagen. Ihnen sei entgegengehalten: Fünfundsechzigmal hat Josef Sachsenhammer an der Frühjahrsbestellung mitgewirkt, brachte im Sommer das Heu, die Getreideernte und das Grummet ein, rodete im Herbst die Kartoffeln und Rüben, pflügte die Aecker und schnitt im Winter das Holz. Wer ermißt die Zahl der Sensenschnitte, der Gabelschwünge, der Garbenbündel, die Zentner Kartoffeln und Rüben, die von seinen Fäusten bewegt wurden, die Liter Schweiß, die ihm bei seiner harten Arbeit im Laufe der vielen Jahre über die Stirn rannen!

Durchschreitet man das Tor des sorgsam gepflegten Friedhofes von Evenhausen, fällt einem gleich vorn links das Familiengrab der Heilmaier ins Auge. Hier ruht, in die Familien Heilmaier und Voit aufgenommen, der gute und getreue Knecht Josef Sachsenhammer, 65 Jahre bedienstet bei einem Bauerngeschlecht, das Treue mit Treue vergalt.

Ch. G.

## Die Chronik

- 1550, 18. April. An diesem Tag siegelt Kaspar Scheuchenstuel Bürger zu Rosenheim als Gewalthaber des fürnehmen Hannsen Kulbinger Bürgers zu Wasserburg, Hefner, S. 205.
1555. Ein Bäck in Rott ist gebüßt worden, „weil er sonntags während des Gottesdienstes Branntwein ausgeschenkt hat“. Mitterwieser, Pfliegerichte, S. 79.
1564. Um diese Zeit einigten sich die Wasserburger mit den Rosenheimern nach vielem Streit wegen des Salzzuges dahin, daß künftig jede fünfte Scheibe Salz über Rosenheim gehen solle, später sogar jede dritte. A. Aschl, 800 Jahreheft der Stadt Wasserburg.
- 1567, 3. Juni. An diesem Tag verlieh der Salzburger Erzbischof Johann Jakob von Kuen Belasy dem Markt Gars am Inn sein noch heute geführtes Wappen, Urkunde im Hauptstaatsarchiv München.

## Das Spinnradl



Von den alten Liedern, die auf der sogen. Gunkel (vom lat. co-nucula) gesungen wurden, ist im Wasserburger Kreis fast nichts erhalten. Sie wurden schon in den 70er Jahren durch die sentimental Pseudo-Volkslieder verdrängt, die so häufig mit „Dort wo“ beginnen oder mit „Kennst Du“, bei denen mindestens einmal davon die Rede ist, daß man da oder dort begraben sein möchte. Die Alpenrosen, der Enzian und das Edelweiß, die blühen fast in jedem dieser Lieder bis zum Ueberdruß und

der brave Wildschütz stirbt von der „ver-ruchten Hand des blutgierigen Jägers“.

Das echte Volkslied ist vollkommen frei von diesem „Krampf“. Hier herrscht die unverstellte Herzlichkeit des Gefühls, aber nur dort, wo sie am Platze ist, der urwüchsige Humor und die dichterische Kraft des alten, einfachen Wortes. Ungekünstelt und ohne Gefühlsduselei wird das gesagt, was zu dem Gedanken des Liedes gehört und nicht ein Wort mehr. Aus der Gegend von Wasserburg stammt ein altes Spinnradlied, das in Bruchstücken wieder aufgefunden und zusammengesetzt wurde. Das Lied hat den Spinnabend selbst zum Gegenstand und ist deshalb kulturgeschichtlich interessant. Es zeigt vor allem, daß es auch im Wasserburger Kreis gewachsene, mundartliche Dichtung gab und sicher auch die entsprechenden Weisen dazu. Viele unserer bäuerlichen Sinnsprüche mit Endreim dürften Reste solcher Lieder sein, denn auch von diesem Spinnradl-Lied fristeten Teile von Strophen als Sinnsprüche ein selbständiges Dasein, bis die Aehnlichkeit des Inhalts und Versmaßes auf den Gedanken brachte, daß sie zu einem alten Lied gehören. Das Lied wurde in Steinhart noch in den 80er Jahren gesungen und zwar drei-

stimmig, wobei ein Mann gewöhnlich im Diskant die dritte Stimme sang. Das „Drübersingen“ ist scheinbar für unsere Gegend überhaupt die ältere Singweise. Bei zweistimmigem Gesang wurde allgemein nicht der Alt gesungen, sondern die 3. Stimme. Erst bei drei Sängern setzte man eine 2. Stimme ein. Daher rührt der bei uns heute noch volkstümliche Spruch: „Du singst die erschte Schtimm und i überschlog Di.“

Der Text des Spinnerliedes, das sich in Steinhart am längsten erhalten hatte, spielt auf die drei Stränge an, die eine Spinnerin am Tage der Gunkel bis um 9 Uhr fertig bekommen mußte und auf die Frau Berscht, auch Spinnweibi genannt, die kommt und das Spinnen beschleunigt. „Drischibl“ ist ein altes Wort für Türschwelle, das heute auch fast niemand mehr kennt. Die Bruchstücke des Liedes wurden auch noch in Bachleiten, Rettenbach, Attel, Schalldorf und Aßling gefunden. Mit nur geringen Ergänzungen, die um des Versmaßes willen erfolgen mußten, konnte so das ganze Lied rekonstruiert werden. Es lautet:

1. Spinnradl, drah, drah,  
Hon i's erscht gestern draht  
Drahn i's heid a.  
S' Radl wui ned renna,  
De drei Sträng wuind ned kemma  
Renn, Radl, renn,  
Oi Dog drei Sträng.
2. Ös Buam in da Stubn,  
Langts hi und draht's d' Haschpi  
Und schaugts ned so dumm!  
Drei Schpuin gem an Strang  
Bei a fuchzg Eln lang  
Drei Sträng müaßns fei(n)  
Bis um neuni scho sei(n).
3. Wenn's grod so weid war  
Na war ma recht lusti  
Fliagat hintri da Har  
Un da Rocka dazua  
Hätt' ma gspunna grod gnuu.  
Aba jetzt is' zweng  
Hoi da Deixl drei Sträng!
4. Deandl tret zua  
Werst sunst ned firti  
bis in da Fruah!  
Vorm Drischibl hör i's schrei(n)  
Werd d' Frau Berscht do net sei(n)  
Renn, Radl, renn  
Oi Dog drei Sträng!
5. Und 's Radl dös roast  
Daß' d mitn Spinna  
Ned noch z'kemma woäßt.  
Ja wenna s' Spinnweibi kimmt  
Geht's no amoi so gschwind  
Radl hoit o  
Drei Sträng ham ma scho!

## Mitteilungs-Ecke

**Wasserburg.** Am Donnerstag, den 8. Mai, hielt der Heimatverein seine ordentliche Jahreshauptversammlung ab. Bericht der Vorstanderschaft über das abgelaufene Rechnungsjahr. Entlastung der Vorstanderschaft. Bekanntgabe wertvoller Neuerwerbungen und Stiftungen für das Heimataus. Die Wünsche und Anträge zielten meist auf die Erhaltung des Wasserburger Stadtbildes ab. Schließlich wurde beschlossen, im Juni eine kunsthistorische Studienfahrt nach Aibling—Weihenlinden und im Juli eine solche nach Regensburg durchzuführen.

**Bad Aibling.** Heuer ging die kunsthistorische Studienfahrt unseres Historischen Vereins nach zwei alten Kulturstätten unseres Oberlandes, nach Ebersberg und Rott am Inn. Vom schönsten Wetter begünstigt, fuhren wir im vollbesetzten Omnibus, 42 an Zahl, nach Grafing, wo wir der stattlichen, geräumigen Pfarrkirche wie auch der interessanten Marktkirche einen kurzen Besuch abstatteten. In Ebersberg übernahm Dekan Atzinger in liebenswürdiger Weise die Kirchenführung. Die dortige Kirche macht schon in ihrem Aeußeren mit ihrem wuchtigen Turm einen monumentalen Eindruck. Die Kirche, ursprünglich ein gotischer Bau, im 17. Jahrhundert barockisiert und hundert Jahre später in das Kleid des Rokoko gehüllt, präsentiert sich gar feierlich mit ihrem mächtiger Hochaltar, auf dem der hl. Sebastian in Ueberlebensgröße thront. Dekan Atzinger

## Altbayerische Dorfkinder - Deutsche Kulturträger

Mitgeteilt von Eduard Stemplinger

Markhauser Wolfgang (1830—1910)

Den 6jährigen Wof brachte die unbemittelte Mutter von Josefstal zum Bucherbauern am Fuße des Breitensteins, wo er von den kinderlosen alten Leuten wie ein eigenes Kind Aufnahme fand. Beim Lehrer Auer in Elbach besuchte er die Schule, dessen Ehrentafel am Schulhaus er später veranlaßte. Wo finden sich solche Denkmäler sonst noch? Er ministrierte in der Kirche beim Pfarrer und Distriktschulinspektor Kreitmayer und kam mit 11 Jahren als Saubub im Sommer auf die Bucheralm, wo er nach 6 Jahren von einem Gulden Lohn auf 21 Gulden stieg. Dazu kommen noch die Kreuzer vom Ministrantendienst und gelegentliche „Trinkgelder“ von den wenigen „Herrischen“, die seine Bergführerdienste beanspruchten. Von Tiroler Buchhausierern kaufte er billiges Lesefutter: Die Haimonskinder, den Schirderhannes, den Bayerischen Hiaßl u. ä.

Bald nach seiner Installation (1843) bestieg der Pfarrer Hafner von Fischbachau den Breitenstein, überraschte den Saubub bei einer eifrigeren Lesung und fand bei der Unterhaltung einen auffallend geweckten Jungen, erkundigte sich bei seinem Amtsgenossen Kreitmayer des weiteren, der dem Wof auch das beste Zeugnis ausstellte. Und so suchte er den Buben öfter auf und weckte in ihm den Gedanken „auf geistlich“ zu studieren.

Nach langem Ueberlegen wanderte der 17jäh-

zeichnete in kurzen Zügen die Baugeschichte der Kirche, zeigte die Sakristei mit ihrem eigenartigen, kunstvollen Gewölbe und führte die Besucher an das Hochgrab, welches um das Jahr 1500 für Graf Ulrich und seine Frau Richardis von dem Wasserburger Meister Wolfgang Leb aus Salzburger Marmor gefertigt wurde. Dieses Hochgrab gehört zu den wertvollsten und kunstreichsten ganz Deutschlands und wäre allein schon wert, daß man seinetwegen Ebersberg besucht. Nicht weniger bemerkenswert ist die reichstuckierte Sebastianskapelle mit der herrlichen Silberbüste des Heiligen, die auch als kostbare Reliquie seine Hirnschale enthält. Ebersberg kann stolz sein auf seine Kirche und die darin enthaltenen Schätze. Freilich noch stolzer können die Bewohner von Rott am Inn auf ihre vom Münchener Stadtbaumeister Johann Michael Fischer erbaute Klosterkirche sein. Dort übernahm der kunstsinnige Pfarrherr Sebastian Gruber die Führung. Die Kirche ist das Spätwerk, aber auch das Meisterwerk des genannten Baumeister, sie macht einen ungemein festlichen Eindruck. Architektur, Plastik und Malerei haben hier einen Raum von vollendeter Harmonie geschaffen. Neben den wundervollen Plastiken des berühmten Ignaz Günther können sich auch die Arbeiten unseres Landsmannes, des Aiblinger Bildhauers Josef Götsch sehen lassen. War er auch seinem Meister nicht ebenbürtig, so war er doch sein begabtester und tüchtigster Gehilfe. Hochbefriedigt über das Schöne, das wir geschaut, fuhren wir nach Hause. Jakob Albrecht

rige im Oktober 1846 mit 75 Gulden Ersparnissen in der Tasche zur Lateinschule Rosenheim, übersprang die 2. Klasse und verdiente als Mentor des Landrichtersöhneins monatlich einen Kronentaler. 1849 trat er an das Maxgymnasium in München über, das er 1853 mit einem sehr guten Reifezeugnis verließ.

Aber er wurde nicht Priester, sondern studierte an der Münchener Universität klassische Philologie, löste 1856 eine Preisaufgabe der Universität und begann mit 30 Jahren (1860) als Assistent in Dillingen seine pädagogische Laufbahn, 1862 wurde er Studienlehrer in Kempten, 1866 nach München berufen, 1871 Professor, 1872 Rektor in Speyer, 1887 an das neuerrichtete Luitpoldgymnasium nach München berufen, wo er bis 1902 wirkte. 1900 wurde er Mitglied des Obersten Schulrates, in dem er auch wider alles Herkommen noch im Ruhestand beibehalten wurde.

Markhauser war ein Schulmann von Gottes Gnaden: geduldig, nachsichtig, gütig, verständnisvoll für die Nöten und Schwächen der Jugend, ein gerechter Vorstand.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1952

Juni

Nummer 6

## Wir sind auf dem richtigen Weg

Seit dem Wiedererschneuen unserer „Heimat am Inn“ im vergangenen Jahr sahen wir unsere vornehmste Aufgabe darin, neben der historischen Forschung auch der Heimatpflege den ihr gebührenden Platz einzuräumen. Mehr denn je müssen wir, an irdischen Gütern arm geworden, danach trachten, die kulturellen Schätze, an denen unsere bayerische Heimat noch reich ist, zu erhalten und zu pflegen. Das bayerische Innen- und Kultusministerium, das Landesamt für Denkmalpflege, der Landesverein für Heimatpflege, der Verband Bayerischer Geschichts- und Urgeschichtsvereine machen alle Anstrengungen, diesen Zielen Geltung zu verschaffen. All ihr Tun und Planen wäre jedoch vergeblich, würden sie nicht auf unterster Ebene, in den örtlichen Heimatvereinen, in Stadt und Land, ja, von jedem einzelnen Heimatfreund, ob Bauer, Handwerker, Arbeiter oder Unternehmer und deren Familienmitgliedern sinnfälliger unterstützt. Die so zusammengetragenen



Bausteine fügen sich über die örtlichen Vereine hinweg zu jenem großen Gebäude, unter dessen Dach sich in Gestalt des jährlich stattfindenden Bayerischen Heimattages führende Männer treffen, denen die bayerische Geschichtsforschung und Heimatpflege besonders am Herzen liegen. Unsere Redaktions-Mitglieder, der Heimatpfleger für den Landkreis Wasserburg Theodor Heck und der Archivar der Stadt Wasserburg a. I., Studienprofessor a. D. Kirmayer, haben an der diesjährigen Tagung in Kempten teilgenommen. — Aus diesem Anlaß bringt die heutige Nummer von ihnen Berichte über die wichtigsten dort behandelten Themen, die unseren Lesern sicherlich manches Anregende und Besinnliche bieten werden. Darüber hinaus bestätigen sie, daß wir mit den in unserer „Heimat am Inn“ seit ihrem Wiederbestehen vertretenen Ansichten auf dem richtigen Wege sind.

Unser Bild zeigt das Rathaus von Kempten H. Ch. K.

## Streifzug durch heimatliche Geschichtsforschung

von Archivar Stud.-Prof. a. D. Josef Kirmayer

Dem Heimatforscher brachte der 4. Bayerische Heimattag in Kempten eine Reihe ausgezeichnete fachlicher Vorträge, die einzelne grundlegende Probleme der heimatlichen Geschichtsforschung zum Gegenstand hatten. Konservator Dr. Werner Krämer, München, berichtete an Hand von Lichtbildern über den Stand der Erforschung südbayerischer Römerstädte. Er zeigte die Fundamente der römischen Stadt Cambodunum (Kempten), die 1885 entdeckt und seitdem vom „Historischen Verein Allgäu“ systematisch ausgegraben wurden. Kempten ist die einzige Stadt auf deutschem Boden, in der die Reste einer ganzen Stadt der älteren und mittleren römischen Kaiserzeit unüberbaut und also der Forschung zugänglich sind. Dr. Krämer besprach weiter die übrigen Römerzentren Bayerns und forderte alle Städte auf, zur Ordnung und Sicherung der in Museen gestapelten römischen Fundmassen Raum und Fachkräfte zur Verfügung zu stellen und die noch zugänglichen Fundstellen vor Ueberbauung zu schützen. Kempten selbst geht hier mit gutem Beispiel voraus, die zahlreichen keramischen und sonstigen römischen Funde in der Römischen Abteilung des „Allgäuer Heimatmuseums“ im Kornhaus zu Kempten fanden die Bewunderung aller Tagungsteilnehmer. Denkt man angesichts einer solchen Reichhaltigkeit an unsere engere Heimat am Inn, so muß man unsere Armut in dieser Hinsicht zugeben, doch kann erfreulicherweise vermerkt werden, daß sich die Römerfunde bei Pons Oeni (Pfaffenhofen) ständig vermehren und bald einen wichtigen Bestandteil des Rosenheimer Museums darstellen werden.

In einem eindrucksvollen Lichtbildervortrag führte Dr. Norbert Lieb, Direktor der Kunstsammlung der Stadt Augsburg und Herausgeber der Kirchenführer von Rott a. I. und Ottobeuren, in die Entwicklungsgeschichte des barocken Klosterbaues ein, wie er, von der Kemptener Stiftsanlage ausgehend, auf schwäbischem Boden weitergepflegt und gesteigert wurde.

Konservator Dr. Hans Bott von den Städtischen Kunstsammlungen Augsburg machte mit alemannischen Bodenfunden aus dem nördlichen Schwaben und den angrenzenden fränkischen Kreisen Nordbayerns bekannt.

Staatsarchivar Dr. Karl Puchner, München, behandelte das gegenwärtig aktuellste Thema der Heimatgeschichte, die Ortsnamenforschung in Bayern. Der Redner gab eine kurze Ueberschau über ihren Stand, insbesondere über das neue „Geschichtliche Ortsnamen-

buch“. „Vielfach dunkel und unverständlich“, so führte Dr. Puchner aus, „ragen die Ortsnamen als Denkmäler einer vergangenen Zeit in unsere Tage herein, immer aufs neue regen sie den forschenden Menschengestalt an, ihr Rätsel zu lösen.“ Einzelne gelehrte Ortsnamendeutungen sind schon aus mittelalterlichen Klöstern überliefert, sehr bald trat eine volkstümliche Deutung der Ortsnamen in namenerklärenden Sagen und Erzählungen hinzu. Eine Ortsnamendeutung im eigentlichen Sinne wurde möglich, als die Gebrüder Grimm die Grundlagen zur modernen Sprachwissenschaft gelegt hatten. Mit dem „Altdutschen Namenbuch“ von Förstemann, trat die Namenforschung in den Kreis der Wissenschaften. In den Jahren seit 1910 hat Bayern mit Männern wie Georg Buchner, Richard Dertsch, Julius Miedel, Joseph Schnetz, Hermann Schreibmüller, Ernst Schwarz, Ludwig Steinberger, Josef Sturm, Remigius Vollmann und Eduard Wallner maßgeblich zur Entwicklung der Ortsnamenforschung beigetragen. Prof. Ludwig Steinberger gab 1931 wichtige methodische Hinweise für ein künftiges bayerisches Ortsnamenbuch. 1945 nahm der Plan eines gesamt-bayerischen Ortsnamenbuches greifbare Formen an. Prof. Max Spindler, Vorsitzender der Kommission für bayerische Landesgeschichte, gliederte das Historische Ortsnamenbuch von Bayern der Kommission als Unternehmen ein, zum Leiter wurde Professor Ludwig Steinberger berufen. Unter seiner Leitung werden Oberbayern, Niederbayern, Oberpfalz und Schwaben bearbeitet und herausgegeben, während die drei fränkischen Landesteile im Institut für fränkische Landesforschung unter der Leitung von Prof. Freiherr v. Guttenberg bearbeitet werden. Die Bearbeitung erfolgt nach heutigen Landkreisen, von denen Ebersberg und Kulmbach im Druck vorliegen, Marktoberndorf in Druck steht. So sind bisher Altbayern, Franken und Schwaben mit je einem Landkreis vertreten. Aller Voraussicht nach wird sich der Landkreis Wasserburg im nächsten Jahr mit seinen Ortsnamen einschalten. Um dieses Ziel zu erreichen, mußten auch bei uns alle die vielfältigen Schwierigkeiten der Ortsnamenforschung überwunden werden: die Bearbeitung des riesigen Quellenmaterials, die Verbindung einer gewissen Einheitlichkeit der Anlage mit genügender Bewegungsfreiheit, um den Verschiedenheiten von Landschaft, Geschichte und Quellenlage gerecht zu werden, die Veränderungen, die ein Ortsname oft im Laufe der Zeit durchgemacht hat. Das heutige „Beichten“ im Landkreis Wasserburg z. B. geht auf

## Der bayerische Heimattag

von Universitätsprof. Dr. J. Hanika, Sekretär des Bayerischen Heimattages

Bereits im Jahre 1945, in einer Zeit des Zusammenbruches und der Verwirrung, verfaßte der Sachbearbeiter für Heimatpflege beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und jetzige Direktor dieses Amtes, Dr. J. M. Ritz, eine Denkschrift, in der er die Gründung einer Arbeitsgemeinschaft „Der Bayerische Heimattag“ anregte. Er schlug vor: Der Bayerische Landesverein für Heimatpflege, der Bund Naturschutz in Bayern, der Verband Bayerischer Geschichts- und Urgeschichtsvereine und gegebenenfalls weitere Landesverbände mit ähnlichen Zielen bilden eine Arbeitsgemeinschaft, die den Namen „Der Bayerische Heimattag“ trägt. Ziel und Zweck dieser Arbeitsgemeinschaft ist die Neubelebung und Kräftigung des Heimatgefühls und die umfassende Erforschung und Pflege der Heimat in all ihren Erscheinungen. Alljährlich wird eine große Heimattagung abgehalten, die Rechenschaft ablegt, Aufgaben stellt und in breiter Öffentlichkeit für den Heimatgedanken und die Heimarbeit in Forschung und Pflege wirbt.

Erst 1949 war der Wiederaufbau der Verbände soweit fortgeschritten, daß mit der Verwirklichung des Planes begonnen werden konnte. Der 1. Bayerische Heimattag fand am 10. und 11. September 1948 in Rothenburg o. d. Tauber statt. Hier wurde die Arbeitsgemeinschaft gegründet und durch eine Satzung in feste Form gebracht. Die ersten Vor-

ein altes „Peugen“ zurück, eine Straßenbeuge war hier das eigentliche Grundwort. Grundsätzlich wurde für die Ortsnamenforschung der Grundsatz aufgestellt, daß Sprachwissenschaft und Geschichte gleichberechtigt sein sollen. Von dieser Basis aus ergeben sich mannigfaltige Bezüge zu anderen Gebieten, z. B. Rechtsgeschichte, Siedlungsforschung, Kirchengeschichte usw., so daß heute schon klar erkenntlich ist, welche Bedeutung das Ortsnamenbuch für die verschiedensten Zweige der Landes- und Heimatforschung haben wird.

Insgesamt wurde auf dem 4. Bayerischen Heimattag wieder einmal die große Mannigfaltigkeit der heimatlichen Geschichtsforschung deutlich. Auch unser Inn-Chiemgau-Gebiet bietet dem Forscher wie dem Liebhaber noch manchen Schatz, der gehoben werden könnte. Hierbei mitzuhelfen, sei allen Heimatfreunden an das Herz gelegt.

sitzenden der drei Verbände bilden das Präsidium, das Amt des Präsidenten wechselt alljährlich nach alphabetischer Reihenfolge. Der Bayerische Heimattag genießt die Beratung des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege, der Landesstelle für Naturschutz und der Kommission für bayerische Landesgeschichte, deren Vertreter zu den Sitzungen des Präsidiums beigezogen werden. Die Ziele der Arbeitsgemeinschaft werden durch die selbständige Arbeit der angeschlossenen Verbände und durch geeignetes Zusammenwirken in grundsätzlichen Fragen und auch in wichtigen Einzelfällen angestrebt.

Der 2. Bayerische Heimattag 1950 fand in Nürnberg statt, 1951 folgte Deggendorf in Niederbayern. Daß für den heurigen Heimattag Kempten gewählt wurde, sollte eine Anerkennung für die vorbildlich aufgebaute Heimatpflege in Schwaben sein, die von Dr. A. Weitnauer geleitet wird, und den Teilnehmern aus anderen Regierungsbezirken soll damit Gelegenheit gegeben werden, die Einrichtungen der Heimatpflege im Regierungsbezirk Schwaben an Ort und Stelle kennenzulernen.

Der Verband Bayerischer Geschichts- und Urgeschichtsvereine verbindet mit dem Bayerischen Heimattag seine satzungsmäßige Jahreshauptversammlung und gestaltet sie mit einem reichen Vortragsprogramm aus, das dem jeweiligen Tagungsort und seiner Landschaft angepaßt wird. Der Vorsitzende des Verbandes ist in diesem Jahr Präsident des Heimattages.

Die beiden anderen Verbände stellen abwechslungsbestimmte Themen in den Vordergrund, wobei zu brennenden Gegenwartsfragen Stellung genommen wird. In diesem Sinn hat der Bund Naturschutz heuer einen öffentlichen Vortrag „Erosion als Weltgefahr“ angesetzt. Für den Bayerischen Landesverein für Heimatpflege greift dessen erster Vorsitzender Prof. Dr. W. Dieß mit seinem Vortrag „Heimat wandert mit“ ein Thema auf, das uns in dem Gegenwartsgeschehen besonders nahe geht. Im übrigen widmet der Bayerische Landesverein für Heimatpflege und die Landesstelle für Volkskunde gemeinsam mit der schwäbischen Heimatpflege heuer eine Sondertagung den Fragen der Volksliedabteilung und Volksmusikpflege. Sie wird durch einen Vortrag von Prof. Böhm, dem Leiter der Abteilung Volkslied der Landesstelle für Volkskunde „Wie stehts mit der Volksmusik“ eingeleitet, ihr Schwerpunkt liegt in der anschließenden Aussprache unter Leitung von Toni Grad, der in der Lied- und Musikpflege reiche praktische Erfahrung besitzt. Auf dem Unterhaltungsabend am Sonntag wird er Beispiele solcher Arbeit vorführen.

## Was der Heimatpfleger sah und hörte

Von Kreisheimatpfleger Theodor Heck

Der 4. Bayerische Heimattag wurde mit der Absicht in Kempten abgehalten, den auswärtigen Besuchern Einblick in die vorbildlich aufgebaute Heimatpflege Schwabens zu geben. Dort funktioniert das, was in Ober- und Niederbayern erst seit kurzem in die Wege geleitet wurde — eine staatlich betreute Heimatpflege —, schon seit vielen Jahren. Zudem ist der hauptamtliche Heimatpfleger von Schwaben, Dr. Dr. Weitnauer, ein Mann, der es versteht, das überlieferte Bodenständige mit den Erfordernissen der heutigen Zeit in Einklang zu bringen. Es war einer der erfreulichsten Eindrücke an der Kemptener Tagung, daß die Heimatpflege dort ein durchaus beachtlicher Faktor im öffentlichen Leben ist und daß man sich keineswegs damit begnügt, in stiller Zurückgezogenheit das Vergangene zu erforschen, sondern sehr lebendig in der Gegenwart steht.

Schon der Name „Heimatsdienst“ für die große über ganz Schwaben verbreitete Heimatorganisation sagt es deutlich. Ihr Ziel ist, die Grundsätze der modernen Heimatpflege, wie sie auch der staatlicherseits als Gutachter für alle diese Dinge anerkannte Bayerische Landesverband für Heimatpflege vertritt, in die Praxis umzusetzen. Besonders angenehm berührt einem dabei die rege Anteilnahme der Jugend. Schon bei den Schulkindern sucht Dr. Weitnauer das Interesse für die Heimat zu erwecken. In einer Reihe von Fleißbildern, die er eigens zu diesem Zweck herausgebracht hat, zeigt er ihnen die verschiedenartigen Typen des bodenständigen Bauernhauses oder die Mannigfaltigkeit der schwäbischen Trachten. In einer weiteren Serie weist er auf ein anständiges Verhalten gegenüber der Natur hin. Das Liederbuch, das er der Jugend in die Hand gibt, enthält schwäbische Lieder, die zu den schönsten und bekanntesten deut-

schen Volksliedern überhaupt gehören. Selbst eine der mächtigsten Triebfedern unserer Zeit, „das Geschäft“, stellt Dr. Weitnauer in den Dienst der Heimat. So ist jedes einzelne Inserat in seinem reizenden Führer durch Kempten mit irgendeiner originellen geschichtlichen oder heimatkundlichen Tatsache gekoppelt.

Vollends der am 24. Mai stattgehabte „Allgäuer Unterhaltungsabend“ war eine vorbildliche Werbung für die Heimat. Als Einleitung brachte Dr. Weitnauer in Gemeinschaftsarbeit gesammelte Farblichtbilder zur Vorführung, die einen Querschnitt durch seine Allgäuer Heimat gaben. Neben erlesenen Landschaftsaufnahmen aus dem Hochgebirge oder dem Illertal, Bildern von Architekturen, sah man heimische Pflanzen und Naturdenkmäler, dann wieder Einzelausschnitte von Kunstwerken, etwa ein Rokoko-Engerl typisch schwäbischer Herkunft, in bunter Folge vorüberziehen, begleitet teils durch die geistreichen Ausführungen Dr. Weitnauers, teils durch schlichte schwäbische Volkslieder, so daß schon eine besondere Empfindungslosigkeit dazugehörte, dabei nicht von einer Welle tiefster Heimatliebe überflutet zu werden und auch eine bleibende Zuneigung zu all diesem Schönen mit nach Hause zu nehmen.

Nach dem Lichtbildervortrag erfolgte der Einmarsch der Trachten, wobei trotz seiner Schlichtheit vor allem das von Dr. Weitnauer eingeführte „Allgäuer Gwand“ ins Auge fiel. Es ist, gleich den in unserem Gebiet, in Wasserburg und Mühldorf, erneuerten Trachten — wir berichteten früher an dieser Stelle darüber ausführlich — ein Produkt streng wissenschaftlicher Forschung und Anpassung an die Erfordernisse der modernen Zeit. Denn bei aller Hochachtung für die kulturellen Leistungen unserer Vorfahren können wir die zivilisatorischen Fortschritte der letzten hun-

dert Jahre nicht einfach übersehen. Wenn man, wie dies in Kempten der Fall war, die Möglichkeit hat, die Alttrachten neben dem erneuerten „Allgäuer Gwand“ zu betrachten, muß man eigentlich von der Berechtigung dieser Erneuerungen voll und ganz überzeugt werden.

Ein besonderes Erlebnis war die Musik. Die Kapelle — eine Bläsergruppe der „Kaufbeurer Martinsfinken“ — bestand aus fünf bis sechs jungen Leuten in der neuen Allgäuer Tracht. Sie hatten moderne Blechblasinstrumente. Wer nun die übliche „Dorfmusik“ erwartete, wurde auf das angenehmste überrascht, denn sie spielten fast ausschließlich Musik des 16. und 17. Jahrhunderts, feierliche Intraden und sonstige alte Tänze, die bei aller Festlichkeit und Würde doch etwas ungemain Ansprechendes und somit Volkstümliches haben und wohl auch dem musikalisch Ungeschulten gefallen mußten, besonders da ihre Wiedergabe makellos war.

Es ist nicht möglich, auf alle Einzelheiten dieses vorbildlichen Heimatabends einzugehen. Man sah figurenreiche alte Tänze (keinen Schuhplattler), einen heute wieder im Allgäu lebendigen Rattentanz, der so alt ist, daß er in ähnlicher Form nur noch im äußersten Norden Europas, auf den Faröerinseln, vorkommt. Vier Brüder im Alter von vier bis zwölf Jahren jodelten frisch und unbekümmert, Gedichte wurden vorgetragen und ein Theaterstück aufgeführt, aber niemals wurde eine billige „Gaudi“ gemacht, wie dies bei manchem „Heimatabend“ leider der Fall ist. Man hatte den Eindruck, daß alle Mitwirkenden davon durchdrungen waren, nicht nur zu unterhalten, sondern auch eine Aufgabe im Dienste der Heimat zu erfüllen.

Zusammenfassend läßt sich sagen: Die Kemptener Tagung hat gezeigt, daß sich die Heimatpflege in der Praxis bewährt und Freunde aus allen Ständen und Lebensaltern gewonnen hat. Durch Ausschaltung jeglicher verstaubten Altertümelei kommt sie dem modernen, unromantischen Menschen entgegen,

durch Ablehnung jeglicher unechter Sentimentalität oder auf die Fremdenindustrie zugeschnittener Verfälschungen gewinnt sie den besseren Teil davon, das ist die Jugend und die, die durch ihren Glauben an das Schöne und Gute immer jung bleiben.

## Die Chronik

1325. Kulturhistorisch interessant ist, daß der erste Münchener Apotheker, Meister Marquard Drechsel, 5 Pfund Pfennig (1 Pfd. = 240 Pfennig) in diesem Jahr als Jahresgehalt erhielt. Der Betrag wird nur verständlich durch die Tatsache der hohen Kaufkraft des damaligen Pfennigs: 1 Pfund bestes Rindfleisch kostete 1 Pfennig, 1 Pfund Kalbfleisch 4 Pfennige, 1 Huhn 2 Pfennige, 10 Eier wie auch 2 Roggenbrote 1 Pfennig. (Chronik Dempf.)

1364. Den Mühldorfern erweiterte Herzog Rudolf IV. zu Oesterreich das Recht zollfreier Verschiffung auf 12 Roßzillen Weins laut Urkunde im Mühldorfer Museum, gegeben am Gallustag zu Wien. Schon 1362 befahl Herzog Rudolf seinen Amtsleuten, Richtern und Mautnern, die Bürger von Mühldorf ihren Wein in 6 Zillen mit Rossen unbeirrt führen zu lassen. — Die den Mühldorfern gewährte Weinfreiheit „auf Tunaw und In mit 12 Roßzullen“ bestätigte 1373 am Freitag nach Sankt-Jakobs-Tag zu Wien Herzog Leupold von Oesterreich und am 5. März 1494 König Maximilian. Die beiden letzten Freiheitsbriefe liegen im Hauptstaatsarchiv München. (Chronik Kirmayer.)

1230. Kunz von Rosenheim, Minnesänger. Die berühmte Manessesche Liederhandschrift führt unter den Minnesängern auch einen Chuoanze von Rosenheim auf, indem sie zwei Lieder von demselben verzeichnet hält. Außerdem findet sich in besagter Handschrift ein hübsches Bild, welches unseren Sänger darstellt, wie er auf dem Wachtelfang im Kornfeld einer anmutigen Schnitterin gegenübertritt. Kunz hat seine Kunst um 1230 entfaltet.

Fürst, Biogr. Lexikon.

Schwäbische Fleißbilder



# Warum ist die Erosion für uns so gefährlich?

Von Dr. Erich Hornsmann, Kirchseeon

In den letzten Jahren kehrte in den Tageszeitungen ein Wort immer häufiger wieder, das früher nur den Fachleuten bekannt war: „Erosion“. Als ich dem alten Helminger-Bauern aus der östlichen Traunsteiner Gegend den Sinn erklären wollte, meinte dieser: „Das kenne ich schon lang! In meiner Jugendzeit haben wir in jedem Frühjahr die gute Erde, die während des Winters vom Hang abwärts gespült war, aufgeschaufelt und wieder nach oben gefahren.“

Erosion, d. h. der Abtransport der oberen fruchtbaren Bodenschichten durch Wasser oder Wind, ist also auch unserer Heimat nicht fremd. Manchmal trümpft sie im Gebirge groß auf als Mure, als Geröll- oder Schlamm-lawine (wie Ende Mai an der Klobenstein-Paßstraße), häufiger zeigt sie sich nach starken Regenfällen als Abschwemmung des Humusbodens, der dann gemischt mit Saat und Dünger (wie auf dem Bild) in Straßengraben und Senken liegt.

Während bei uns die Schäden bisher in erträglichen Grenzen geblieben sind, haben sie in anderen Teilen Deutschlands neuerdings mancherorts schon den Charakter von Katastrophen angenommen. So betrug in den westfälischen Kreisen Meschede und Brilon im Mai des vergangenen Jahres der Erosionsschaden nach einem Starkregen 855 000 Mark; im Frühjahr 1947 wurde in Schleswig-Holstein Getreide im Werte von 5 Millionen Mark vom Winde verweht; es ist kein seltenes Bild, daß in der Lüneburger Heide Straßen fußhoch mit fruchtbarer Erde bedeckt sind.

Rechnet man die an hundert Stellen eingetretenen Schäden zusammen, so ergeben sich Jahr für Jahr beträchtliche Millionensummen. Doch als Gefahr für die ganze Welt wird die Erosion erst dann erkennbar, wenn ihre Wirkungen in Uebersee in die Betrachtung einbezogen werden:

Die Nordamerikaner haben seit den Tagen der ersten Einwanderer 30 bis 50 Prozent des für die Bearbeitung verfügbaren Bodens schwer geschädigt; rund 14 Prozent, d. h. ein Gebiet wie Frankreich und Deutschland zusammen, sind zur Wüste geworden. Ueber Südamerika prophezeite Fairfield Osborne in „Der geplünderte Planet“ den Untergang, bevor es richtig erschlossen sei. Für Afrika bezeichnete General Smuts die Erosion als das größte Problem überhaupt. Und für Asien und Australien läßt sich immer wieder aus Berichten entnehmen, wie stark beide Kontinente unter Wind- und Wassererosion lei-

den, so daß William Vogt, der Leiter des pan-amerikanischen Amtes für Bodenerhaltung, zu der bestürzenden Zusammenfassung gelangte: „Es ist sonnenklar, daß Afrika sich dem Trauerzug Asiens, Australiens und Latein-Amerikas nicht ausschließen kann.“ Für die USA meinte er: „Die größte Gefahr liegt vielleicht darin, daß wir nicht mehr Zeit genug haben werden, die Bremsen anzuziehen.“

Diese Entwicklung in Uebersee ist für uns deshalb so gefährlich, weil wir auf die Einfuhr von Lebensmitteln angewiesen sind. Unsere Anbaumethoden werden zwar dauernd intensiviert, aber die Einwohnerzahl steigt noch schneller, so daß unsere Nahrungsmitteldecke eher kleiner als größer wird. Wir müssen 30 bis 40 Prozent unserer Lebensmittel importieren. Doch: Der wachsende Eigenverbrauch und die Bodenverschlechterung in Uebersee mindern dort die Export- und hier die Import-Möglichkeiten. Europas Facharbeiter und Rohstoffe sind ein unerschätzbarer Wert, doch wo bleiben diese Werte im Laufe der Zeiten, wenn sie angeboten werden müssen, und zwar billig, um die täglich neuem benötigten Lebensmittel einzutauschen? Unsichtbar sitzt der Hunger uns Europäern im Nacken und hindert unsere politischen und kulturellen Einflußmöglichkeiten. Wir sind abhängig und unfrei geworden.

Niemand von uns weiß, was die Zukunft bringen wird. Durch Erosionen sind Landschaften wie Mesopotamien, Palästina, Nordafrika, Süditalien — diese Liste ließe sich seitenlang fortsetzen — zerstört worden, die im Altertum hochkulturellen Völkern das Leben ermöglichten.

Auf die gegenwärtige Entwicklung in Uebersee haben wir keinen Einfluß. Wir können der Erosionsgefahr lediglich in der Heimat durch Pflege ihrer Landschaften vorbeugen. Wir müssen dies tun, — denn was können wir in diesen unsicheren Zeiten den kommenden Generationen anderes an Sicherheit hinterlassen als eine gesunde Heimat!

## Mitteilungs-Ecke

**Wasserburg.** Der Heimatverein führt am 20. Juli 1952 eine kunsthistorische Fahrt nach Regensburg durch, das so viele Zusammenhänge mit Wasserburg aufweist. Anmeldung bei Hans Weber, Omnibusunternehmer, Wasserburg a. Inn, Herrengasse.

# Der Dorfschmied

Das Handwerk der Schmiedekunst ist älter als das Dorf selbst; seine Anfänge lassen sich bis zu den ersten germanischen Siedlungen in der Bronzezeit verfolgen. So raunen uns die Dorfschmieden Geschichte zu, die aus der Tiefe der Jahrtausende kommt, und so ist der Dorfschmied Träger dörflicher Romantik aus grauer Vorzeit. Er findet sein Vorbild in Siegfried, dem Helden deutscher Sagen, in Wieland dem Schmied, der als Sohn des Riesen Wate bei den Zwergen die Schmiedekunst erlernte und sich im Wettkampf die Hand der Königstochter verdiente. Noch im Mittelalter hießen die einsamen, waldumrauchten Schmieden „Wielandshäuser“.

Thors Hammer, das uralte Symbol des Rechtes, schwingt der Schmied der Sage nach bei seiner Arbeit. Die Waffen, die er einst schmiedete, verzierte er mit verschiedenen Symbolen. Im Märchen wurde der Schmied zum Berggeist, in der Sage zum Helden. Kein Held, der sich nicht sein Schwert selbst schmiedete, kein berühmtes Schwert, das sich nicht vom Vater auf den Sohn vererbte und seine Geschichte hatte.

Kein Wunder, daß auch die neuere Volksüberlieferung den sagenumwobenen Schmied Balthes von Kochei zum Helden der Oberländer Bauern in der Weihnachtsnacht 1705 erhob und erzählt, wie er, ein Hüne von Gestalt, mit wuchtigen Schlägen einer Wagenteichsel das Isartor zu München einrammte und mit einer Stachelkeule seine Heimat bis zum letzten Atemzuge verteidigte.

Uralt ist des Schmiedes Handwerk, das erste überhaupt. Von altersher brauchten die Menschen Waffen für die Jagd; aber auch des Pfluges bedurften sie, um die Heimaterde zu bebauen, damit auf geschürftem Schollenland Brot wachse für Familie und Volk.

Zweimal hat das Schmiedehandwerk in seinen ureigensten Anfängen die kulturelle Entwicklung unseres Volkes vorwärts getrieben; der „Eherschmied“ goß und bearbeitete die Bronze, der „Schwertfärber“ wurde zum Gestalter des härteren Eisens.

Die Bronzekunst ist eine schöpferische Arbeit des germanischen Dorfschmiedes. Durch Zusatz von etwa ein Zehntel Zinn zur Kupfermasse härtete er das Kupfer. Er, dem das geheimnisvolle Element des Feuers gehorchte, ahmte das Steinbeil in Bronze nach und stellte Gußformen her. Seine Beilklingen waren schlank, seine Schwerter nicht übermäßig groß.

Edler Geschmack gab dem toten Stoff Leben, handwerkliche Qualitätsarbeit adelte die Bronze bei Herstellung auserlesener Schmuckgegenstände. Die lebendige Form und feine

Verzierung an Fibeln und Armreifen aus dieser Zeit erregt noch heute unsere Bewunderung.

Etwa um 800 vor Chr. fand man nördlich der Alpen das Eisen als neuen Werkstoff. Im Gebiet der deutschösterreichischen Alpen treffen wir auf den ersten Bergbau, der dieses harte, graue Erz förderte. Rasch erlernte der germanische Schmied die Eisenschmiedekunst, die er immer mehr vervollkommnete.

So wurde der „Schwertfärber“ neben dem „Eherschmied“ als Verfertiger der Hieb-, Stoß- und Schutzwaffen zum ersten Vertreter seines handwerklichen Standes. Ihm folgte sicherlich bald der Huf- und Wagenschmied; denn der Kultur des Pferdes als Haustier kommt ein hohes Alter zu, wie frühzeitliche Hufeisenfunde beweisen.

## Das Schmiedehandwerk spezialisierte sich

Später gabelte sich dieses blühende Handwerk. Es entstanden daraus die Gewerbe der Rüstzeug- und Harnischmacher, der „Salwürcher“ oder „Panzerschmiede“, die nach Aufhebung des Rittertums mit den „Helmern“, „Helmschmieden“, „Pognern“ und „Schäftern“ verschwanden. „Pogner“ hießen die Bogenschmied, während die „Schäftler“ Wurfspieße herstellten. „Kaltschmiede“ nannten sich die Rot- oder Kupferschmiede. Die Klingen- oder Messerschmiede hießen früher bei uns „Schaidmesserer“. Es gab ferner eigene Sensenschmiede, Nabenschmiede und Nagler. Die Kannenschmiede existierten bis etwa 1500. Der Sägenschmied hieß einst „Zagenschmied“.

## Der Dorfschmied, ein Volkskünstler

Er war mit der bäuerlichen Gemeinschaft von jeher eng verknüpft, weil er selbst meistens nebenbei noch etwas Grund zur Erzeugung des Eigenbedarfs an Brot und Futtermitteln bewirtschaftete. So kannte er die Bedürfnisse des Bauern und die in Sitte und Brauch fest verankerten Anschauungen seiner Dorf- und Heimatgemeinschaft. Diese Erfahrungen fanden Ausdruck in seinem volkskünstlerischen Schaffen.

## Romanische Schmiedearbeiten

Die Formen der frühromanischen Schmiedearbeiten bestechen durch Einfachheit und Ebenmaß, sind gedungen und kraftvoll. In der spätromanischen Zeit begegnen wir bereits ruhigem Rankenwerk an eisernen Gittern und Feuerböcken.

## Die Gotik in der dörflichen Schmiedekunst

Kühner Schwung der Formen und krabbenartige Blätterornamentik charakterisieren die Gotik in der Schmiedekunst, die erst durch diese Kunstperiode zu höchster Entfaltung kam. In diese Epoche fällt schon die Ver-

zierung von Schränken und Türen mit geschmiedeten Eisenbändern, die in ihrem verstellten Rankenwerk gute Flächenwirkung erzielen und von hohem technischem Können zeugen. Auch die schmiedeeisernen Türklopfer und Türringe, vielfach in gefälligen Formen vereinigt, verbinden in unauffälliger Weise praktischen Verwendungszweck und Schmuckgedanken.

Schmiedeeiserne Schlösser und Schlüssel an Türen, Truhen, Schränken und Kassetten sind ob ihrer Unverwüstlichkeit vielfach heute noch in Gebrauch und gefallen nicht nur wegen ihrer gediegenen, geschmackvollen Ausführung, sondern interessieren auch wegen ihrer verschiedenartigen, schöpferischen Konstruktion.

Schluß folgt.

## Der Thoma von dazumal

Von Peter Scher

Eines Tages, als ich mich für das Redaktions-Kollegium des „Simplizissimus“ präpariert trat unerwartet zeitig Ludwig Thoma in das Sitzungszimmer und gewährte einen Anblick, der mir nur mit Mühe erlaubte, einen Hilferuf zurückzuhalten. Er war statt in die Gamslederne in einen seidengefütterten Smoking gehüllt und dort, wo fingerdick besohlte Isar-Kähne sonst seine Füße umhüllten, erstrahlten Lackschuhe in übernatürlichem Glanz.

Ohne mir ins Gesicht zu sehen, vertraute er mir mit scheuem Blick die Mitteilung an, daß er nach der Sitzung die Absicht habe, das Konzert der Philharmoniker zu besuchen.

In meiner Bestürzung über seinen nie dagewesenen Aufzug erwiderte ich so blöd wie nur möglich: „Da werden Sie einen großen Genuß erleben“ und er murzte eine unverständliche Antwort, die weder freudig noch überzeugend klang.

Während ich vor lauter Verlegenheit in Zeitungen herumwühlte, die Blaustiftstriche mit Hinweisen auf satirisch zu bewältigendes Zeitgeschehen trugen, sah ich, daß er immer wieder bald den Smoking im spiegelnden Fensterflügel streifte, bald kopfschüttelnd die unnatürlich glitzernden Lackschuhe besah. Worauf er unvermittelt hastig hervorstieß: „Die Mädi sagt, es muß sein!“

Die Mädi, Du lieber Himmel, es war unverkennbar, daß er auf rosigen Wolken schwebte und in Banden schmachtete, gegen die es keinen Widerstand gab.

„Es geht vorüber!“ sagte ich aus purer Gutartigkeit und er schien wirklich aufzuatmen. Doch versank er gleich wieder in schwermütigen Betrachtungen. Es mochte ihm jetzt erst richtig dämmern, daß er als der vielleicht prominenteste Repräsentant der Lederhose in einem Gewand und mit Schuhen vor mir stand, die er sonst grimmig als geckenhaft abzutun pflegte. Sein Gesicht zeigte den Ausdruck eines Vierzehnjährigen, der sich einer Lausbüberei bewußt ist, die jeden Augenblick herauskommen kann.

Ich bewies eine Anlage zum Charakterspieler, indem ich mich weiter mit den Zeitungen beschäftigte und so tat, als ob nichts Ungewöhnliches vor meinen Augen geschähe. Er schien dies taktvolle Benehmen auch anzuerkennen, doch stöhnte er von Zeit zu Zeit wie unter Gewissensqualen und es war unverkennbar, daß ihm vor etwas bangte, das im nächsten Moment eintreten konnte.

Und kaum gedacht, geschah es auch schon. Die Tür ging auf und spie niemand anderen als ausgerechnet Th. Th. Heine ins Zimmer. Er gab mir die Hand und sah nun erst den Thoma. Sein Mund ging auf und schien einen gellenden Schrei ausstoßen zu wollen. Aber Heine bezwang sich und sagte, indem er die Hand vor die Augen hielt und Thoma stauend betrachtete: „Was sehe ich — ein Minnesänger — oh wie reizend!“

Daß Thoma bei diesen Worten nicht in den Boden sank, lag weit weniger an ihm als am Boden, der mit sturer Gleichförmigkeit verharrte und sich nicht auftrat — auch nicht, als dann der Reihe nach noch Arnold, Schulz, Thöny hereintraten, die alle den Thoma sahen und sogleich ihre Taschentücher in die Mäuler stopften, sofern sie nicht in krampfartigen Zuckungen auf dem schönen roten Plüschsofa herumlagen. Gulbransson allerdings, unter keinen Umständen veranlagt noch gesonnen, anders denn als Naturgewalt in Erscheinung zu treten, blökte orkanartig los und trieb das Elementarische auf die Spitze. Er ließ sich vor Thoma auf alle viere nieder, um sein Seehundsgesicht im Spiegel der Lackschuhe anzugrunzen.

Nicht oft wohl mag ein mittelalterlicher Ritter oder Knappe für die Dame seines Herzens Grausameres ausgestanden haben als unser guter, sonst so gern auf die Kirchweih geladener Nationaldichter in dieser Stunde.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

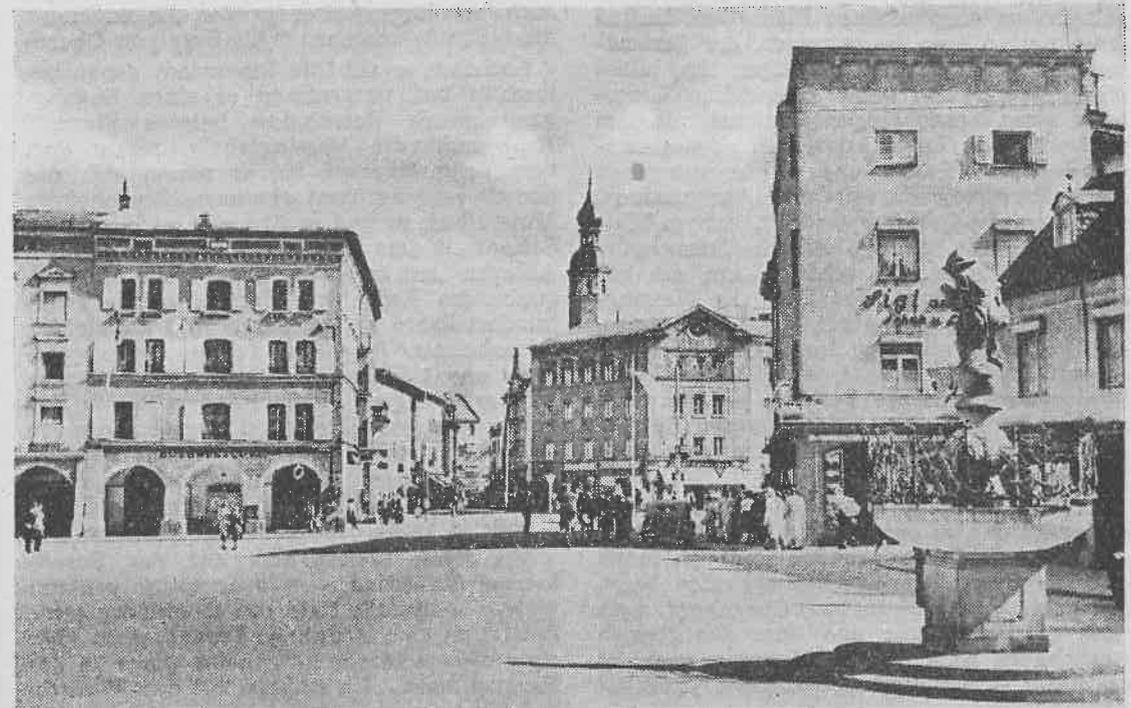
Jahrgang 1952

Juli

Nummer 7

## Rosenheim - eine sehr wohlgebaute Ortschaft

Aus einem Reisebericht vom Jahre 1815



Rosenheim heute — Blick auf den Ludwigsplatz

Foto Mayr

Forschungsreisen und Erkundungsfahrten durch die „bayerischen Gebirge“ durch das bayerische Oberland waren bald nach der Gründung des Königreichs Bayern Mode geworden. In zahlreichen Büchern und Schriften sind uns die Ergebnisse dieser Reisen

und Wanderungen durch bekannte Gelehrte und Naturforscher überliefert worden. Unter letzterem war auch der königliche Kreisdirektor Joseph von Obernberg in München, Ehrenmitglied der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften. Er machte im Jahre 1815

eine mehrwöchige „Reise nach den bayerischen Alpen, vom Innstrom an die Alz und an den Chiemsee“, und da er sich nach dem Ausspruch Westenrieders richtete, der sagt, „daß man dem deutschen Vaterlande eine große Pflicht entrichtet, indem man dem Ausland mitteilt, was in dem eigenen Vaterland schön und herrlich ist“, so schrieb dieser Herr von Obernberg seine Erinnerungen und Erlebnisse dieser Reise nieder und gab sie im genannten Jahr „bey Josef Lentner in München und Leipzig“ als Buch heraus. Im dritten Heft dieses mehrere hundert Seiten starken Werkes schildert er seine Beobachtungen von Land und Leuten in und um Rosenheim.

Ueber Wasserburg und den Chiemsee kam unser Gewährsmann nach Rosenheim „einem der schönsten Märkte Altbayerns“. „Ich erwählte diesen Ort zum Ausgangspunkt, weil von hier die angenehmste Exkursion hinauf und hinab und nach Osten gegen Traunstein sowie an den weitverbreiteten Chiemsee sich ergeben. In Rosenheim findet man auch Leben und Gewerbetätigkeit und angenehme Unterhaltung. Wenn sie diesen schönen Ort betreten, dann werden Sie gar freundlich von ihm angesprochen. Glücklicherweise gelagert an einer schönen Fläche am Einfluß jenes mutwilligen Bergstromes, der Grundfall (Mangfall), in den mächtigen Inn, bildet dieser Markt und seine freundliche Umgebung einen bezaubernden Contrast mit dem verwahrlosten Revier, das man eben durchwandert hat. Felder und Wiesen umgeben dieses Rosenheim in reizender Abwechslung, und das nahe Gebirge woget in schönen Wellenlinien dahin, um die herrliche Szene würdig zu schließen. Die schöne Lage, die ansehnlichen Gebäude, das Bad, die Messingfabrik, die neue Saline mit ihrem Holzgarten, die Schiffahrt auf dem Inn, dann die römischen Gefäße, die man in der Nähe (bei Leonhardspfunzen) zutage brachte — das sind alles Sachen, die den aufmerksamen Reisenden fesseln und ihm Rosenheim vorzüglich interessant machen.“

Aufmerksam und ausgiebig durchstreift er die Stadt und es entgeht ihm kein Gebäude, das einigermaßen von außen und von innen das öffentliche Interesse beanspruchen kann. Natürlich denkt Herr von Obernberg auch über die Entstehung und über den Namen Rosenheims nach. Seiner Meinung nach ist die Stadt — aus einem ländlichen Wirtshaus hervorgegangen, aus einer „Schwaige“ wie er angibt, und der Name des Ortes ist „von den wilden Rosen entlehnt worden, welche als Blüthe des Hagedorns hier in Menge sich fanden.“ Die ersten Rosenheimer waren seiner Meinung nach Fischer- und Schifferfamilien, die teilweise aus Neubauern stammten, und Handelsfamilien; auch Tiroler sollen

zuerst in Rosenheim ihren Aufenthalt genommen haben. Interessant ist die Feststellung von Obernbergs, „daß schon im 14. Jahrhundert Abgeordnete von Rosenheim die bayerischen Landtage in München besucht haben und daß von ihnen, von den bayerischen Herzogen erhaltenen Freiheiten bereits im Jahre 1160 urkundlich die Rede ist.“

Das Ortsbild Rosenheims, seine schönen Straßen und wohlgebauten Häuser finden bei Herrn von Obernberg die verdiente Anerkennung „Rosenheim bildet eine sehr wohlgebaute Ortschaft“ berichtet er, „welche sich nach ihrem Ansehen unter die Landstädte reihet und vielen derselben den Vorzug der Schönheit siegreich anstreitet.“ Besonders interessant findet er die Häuser am Maximiliansplatz mit den Arkaden (Laubengängen). „Diese Arkaden der langen Hauptstraße des Marktes, auf welchen die Häuser ruhen, die vielen Gewölbe unter ihnen und die weit-schichtigen Privatgebäude sind noch die Spuren der ehemaligen Wohlhabenheit Rosenheims. Von diesen ansehnlichen Häusern von zwei Stockwerken ist jedes mit einer Vor-schubmauer versehen, welche auf den Arkaden ruht und das flache Dach verhüllt; im Trockenem können Sie also, teurer Freund, auch bei Regenwetter in den Bogengängen diese Straße umgehen.“ Als Herr von Obern-

Nachdem er sich die Innenstadt genau betrachtet hat, unternimmt er einen Spaziergang „durch Rosenheims belebte Fluren“. Er besucht die Messingfabrik, schaut dort dem Schmelzprozeß zu, er schaut sich das damals sehr berühmt gewesene Rosenheimer Mineralbad an und ergötzt sich an der neuen Saline mit dem Holzgarten und den schönen Anlagen „auf Inseln im Canal“. Die Mineralquelle des Bades war damals gerade zweihundert Jahre alt; im Jahre 1615 hat sie der Rosenheimer Physikus Tobias Geiger entdeckt und 1753 hat der Rosenheimer Bürgermeister Wolfgang Jakob Ruedorffer das Bad weiter ausgebaut. Dem Bad spendet Herr von Obernberg volles Lob; „es ist eine Anstalt, die jeden billigen Wunsch befriedigt; die äußere Ansicht allein schon ist im Stand, das Gemüt in frohe Stimmung zu versetzen.“

Mit dieser Lobeshymne auf das Rosenheimer Kaiserbad — wie es später genannt wurde — schließt Herr von Obernberg seine Epistel an dem Münchner Freund, nicht aber ohne diesem Markt Rosenheim warm an das Herz zu legen. „Ich schließe mit dem Wunsch, daß Sie immer so gesund bleiben mögen, daß Sie nie einer Badeanstalt weiter bedürfen als zur Stärkung der Seele im Genuß gesellschaftlichen Vergnügens und einer schönen freundlichen Natur, wie die bei Rosenheim im Angesicht der Alpen und eines ansehnlichen Marktes in der Nähe blühender Wiesen.“  
August Sieghardt.

## Seit wann in Wiechs eine Kirche steht

Von Anton Bauer

Die Kirche in Wiechs bei Feilnbach gehört heute zur Expositur Lippertskirchen — Wiechs und mit dieser zur Pfarrei Au bei Aibling. Bis um die Mitte des 15. Jahrhunderts war Elbach im oberen Leizachtal die Mutterpfarrei. Der Elbacher Pfarrkirche St. Andreas waren untergeordnet als Filial- oder Tochterkirchen die Kirchen von Au, Lippertskirchen, Litzldorf, Wiechs und Kleinholzhausen. Während Au, Lippertskirchen — früher Diepertskirchen genannt — und Litzldorf schon im Jahre 1315 beurkundet sind, werden Wiechs und Kleinholzhausen 1315 noch nicht genannt. Die genauere Geschichte des Kleinholzhausener Kirchleins wurde hier bereits dargelegt. (Vgl. „Heimat am Inn“, 1951, Nr. 9). Es wurde wohl erst im baufreudigen 15. Jahrhundert zu Ehren des hl. Johannes des Täufers erbaut. Dem letzten Jahrhundert des Mittelalters entstammt nun wohl auch die erste Kirche von Wiechs. Die heimatgeschichtlich interessante Frage, seit wann in Wiechs eine Dorfkirche steht, wurde bisher nicht mit der nötigen Kritik angefaßt, was zu falschen Lösungen führte. Diese Frage soll nunmehr und kann jetzt auf Grund der Quellenkritik gelöst werden.

Ausgehen müssen wir von der alten Freisinger Bistumsmatrikel vom Jahre 1315, welche der Münchener Domprobst Dr. Martin von Deutinger 1850 im Druck veröffentlicht hat. In dieser Matrikel steht (Deut. III, 214) unter den Pfarreien des Dekanates Aibling: „Elenpach soluit xx lb, habent (!) IIII filias cum sepult (uris): Awe. Trepechs. Chircheim et Lützelndorf. Est incorporata mon (aster) io Scheuren.“ „Auf deutsch lautet der Eintrag: Elenpach zahlt zwanzig Pfund Pfennige. Es hat vier Filialen mit Friedhöfen: Awe. Trepechs. Chircheim und Lützelndorf. Ist inkorporiert dem Kloster Scheuren (Scheuern). Deutinger hat die alte Handschrift gewissenhaft veröffentlicht und diesem Eintrag die Anmerkung beigegeben: „Au ist die jetzige Pfarrei Au bey Aibling mit den Filialen Wiex, Diepertskirchen und Litzeldorf.“ Deutinger hat nun damit zu dem Wortlaut der alten Handschrift von 1315 nicht kritisch Stellung genommen. Was ist es mit den sonderbaren Ortsnamen „Trepechs“ und „Chircheim“? Ebenso hat in seiner Diözesanbeschreibung, Band I, 1874, Seite 33, kritiklos den Eintrag gebracht, ohne auf die auffallenden Ortsnamen „Trepechs“ und „Chircheim“ einzugehen.

Offenbar liegt hier ein Lesefehler vor! Schon der Verfasser der Freisinger Bistumsmatrikel 1315 hat falsch gelesen. Ihm lag ein altes Verzeichnis der Pfarreien vor. Er las

statt „Tiepertskirchn“ oder „Tieperschirchen“ irrthümlich zwei Orte heraus, nämlich: „Trepechs“ und Chircheim“. Da er aus dem einen Ort zwei machte, zählte er folgerichtig auch vier Filialen, statt drei. Auch vom Standpunkt der Ortsnamenkunde aus muß der Lesefehler angenommen werden. Aus einem „Trepechs“ kann niemals die Form Wiechs entstehen. Außerdem ist festzustellen, daß nirgends der Ortsname Kirchheim als Name eines Ortes in der Pfarrei Au oder (vorher) Elbach erscheint, und daß Wiechs nie einen Friedhof hatte. Somit hätte der Eintrag in der Bistumsmatrikel von 1315 lauten müssen: Elenpach solvit xx lb, habet III filias cum sepulturis: Awe. Tiepertschirchen et Lützelndorf.“

Brunhuber, der hochverdiente Chronist des oberen Leizachtales, hielt das Kirchlein von Wiechs für eine „römische Laurentiuskirche“. Wie wir sahen, hat Wiechs erst nach 1315 eine Kirche erhalten. Man kann sicher behaupten, daß die Kirche Wiechs zwischen 1315 und 1445 entstanden ist. Denn im sog. „Herdstättenverzeichnis“ von etwa 1445, welches im Stadtarchiv München aufbewahrt wird, wird bereits der „Mesner“ von Wiechs genannt. Wo ein Mesner ist, ist auch eine Kirche. Von einem Ursprung in der Römerzeit kann da keine Rede mehr sein. Brunhuber hat sich durch das angebliche Laurentius-Patrozinium von Wiechs verführen lassen zu seiner Annahme! Wiechs hatte aber früher niemals St. Laurentius als Kirchenpatron, sondern St. Sixtus. Schon die Bistumsmatrikel vom Jahre 1524 führt die Auer Filialkirche „s Sixti in Wüegtz“ auf. Alle alten Kirchenrechnungen lauten auf St. Sixt und nennen die Kirche Wiechs das „St. Sixten-Gottshaus“. Wenn heute und schon seit dem 18. Jahrhundert, wohl seit der Aufklärungszeit, als Patrozinium der Tag des hl. Laurentius in Wiechs gefeiert wird (10. August) bzw. der Sonntag nach Laurenzi, so ist dies ein Irrtum und unhistorisch. Der Irrtum läßt sich erklären. Am Laurentiustag war einst das Wiechser Kirchweihfest. Nun liegen der Sixtustag (6. Aug.) und der Lorenzentag (10. Aug.) sehr nahe beisammen. In der Aufklärungszeit durfte das Patrozinium nicht mehr am Werktag gefeiert werden. Es mußte am folgenden Sonntag begangen werden. So fielen Kirchweih und Patrozinium in Wiechs zusammen. Man beging beides am Laurentiustage. Es ist zu bedauern, daß das alte Patrozinium St. Sixtus heute nicht mehr anerkannt wird. Denn es hat seinen geschichtlichen Grund, warum der hl. Papst Sixtus zum Schutzpatron von Wiechs gewählt worden ist. Ist doch die gan-

# Tiernamen

Von Kreisheimatpfleger Th. Heck

Es müssen nicht immer besonders ins Auge fallende Dinge sein, mit denen sich die Heimatpflege befaßt, wie landschaftsgebundenes Bauen, die Tracht usw., auch nebensächlichere, oft kaum beachtete Gepflogenheiten legen Zeugnis ab für unsere bodenständige, bayerische Kultur und verdienen somit ebenfalls unsere Aufmerksamkeit. So sollen in folgenden Zeilen die Namen unserer Haustiere, vor allem die Namen der Rinder betrachtet werden.

Veranlassung dazu gab die Anfrage eines durchaus fortschrittlich gesinnten Bauern, der durch die rationelle Viehzucht dazu genötigt ist, seinen jungen Tieren Namen zu geben, die ins Zuchtbuch eingetragen werden. Da diese Namen nun durch gleiche Anfangsbuchstaben Schlüsse auf die Abstammung der betreffenden Rinder zulassen sollen, kann der Bedarf mit den wenigen, heute noch bekannten bodenständigen Rindernamen kaum gedeckt werden. Nun liegt aber unserem Bauern bei allem Verständnis für eine nach modernen Gesichtspunkten der Zweckmäßigkeit geübte Viehzucht doch so viel von der urgermanischen Verbundenheit mit dem Tier im allgemeinen, dem Haustier im besonderen im Blute, daß es ihm widersteht, ein Wesen das er jahrelang mit aller Liebe und Sorgfalt betreuen wird mit einem X-beliebigen,

ze Gegend, welche die alte Mutterpfarre Elbach umschließt, einst Besitz der Herren und Ritter von Waldeck gewesen. Sie saßen einst auf Altenwaldeck und waren auch die Stifter des Klosters Schliersee, dessen Patron der hl. Sixt ist. Auch in unserem Wiechs lassen sich Höfe in waldeckerischem Besitz nachweisen. So nennt das bereits genannte Herdstättenverzeichnis von 1445 vier Huben, ein Lehen und eine Tagwerkersölde als waldeckerische Güter. Ist es da verwunderlich, wenn auch in unserem Wiechs der Schlierseer Kirchenpatron zu Ehren gekommen ist. So wie einst der alljährliche Bittgang der alten Auer Pfarre nach Schliersee die Erinnerung wachhielt an uralten Zusammenhang mit den Waldeckern, so sollte auch das Patrozinium St. Sixtus in Wiechs künden: „Was man ist, das blieb man anderen schuldig“. Ich kann es nur sehr bedauern, daß Name und Tag des hl. Sixtus heute in Wiechs nichts mehr gelten. Man sollte wieder sich dessen erinnern, daß dieser Name die Entwicklungsgeschichte des Dorfes und Kirchensprengels Wiechs in sich schließt und zum Ausdruck bringt.

dem Wörterbuch entnommenen Namen zu belegen. Solche Namen, die in keinerlei Beziehung zu dem Tier, das ihn trägt, ja überhaupt in keinerlei Beziehung zu der Welt des Bauern stehen, finden wir heute in vielen Ställen internationale Namen oder Bezeichnungen, worunter man sich überhaupt nichts vorstellen kann und Fremdwörter, die vielfach nicht einmal richtig ausgesprochen werden.

Große Güter sind vielleicht durch die Zahl ihrer Rinder gezwungen zu Namen wie „Aktie“, „Elite“, „Novelle“ und ähnliche unpersönliche, lieb- und geistlose Benennungen zu greifen, aber für den durchschnittlichen Bauern unserer Gegend liegt keinerlei Grund vor, diese von nüchternster Zweckmäßigkeit bedingte Sitte, oder besser gesagt, Unsitte, mitzumachen und sein persönliches Verhältnis zum Tier dadurch zu verschlechtern. Es liegt ein gewisser Zauber in der Namensgebung und wer seinen Tieren Namen gibt, die Nummern gleichkommen, nur den Vorteil leichter Merkbareit haben, drückt dadurch mehr oder weniger aus, daß ihm diese Tiere Nutzungsobjekt sind und nichts weiter. Der Bauer aber, der in seinem Stand mehr sieht als nur ein Geschäft, sollte bei den althergebrachten, bodenständigen Namen bleiben, die für ein inniges und liebevolles Verhältnis zu seinen Haustieren zeugen.

Was sind das nun für Tiernamen?

In seinem ausgezeichneten Werk über die Tiere in der Volkskunde, das leider immer noch der Drucklegung harret, hat August Miller, Fürstenfeldbruck, auch die sinnvolle Namensgebung und deren Ursprung aus alter Ueberlieferung behandelt. Wir erfahren daraus, daß die Sitte der Namensgebung an Rinder schon uralte ist. Bereits das aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammende Epos des Wernher des Gartenaere „Meier Helmbrecht“, das in der Burghausener Gegend spielt, nennt die Namen der vier Pflugschneisen des Meier Helmbrecht. Sie heißen „Auer“, „Ramm“, „Ecke“ und „Sonne“. Ueber die heute noch üblichen Rindernamen schreibt Miller:

„Besonders im bayerischen Gebirg und in der Oberpfalz hat jedes Stück Rindvieh seinen eigenen Namen, der von Farbe, Gestalt und Hornfarbe abgeleitet ist. Rotbraune Ochsen heißen „Schweizer“, graue „Raml“ (Oberpfalz nach Schönwerth), der „Mohr“ hat ein schwarzes Fell, über den Rücken des „Birger“ geht ein schwarzer Streifen. Weitere Namen nach der Farbe sind: „Gelber“, „Rouder“, „Schwoarzer“, „Schiml“ „Scheck“ (Rotscheck, Gelbscheck), Kohler = dunkelbraun, Weichsl = weichselbraun (Oberpfalz, Schönwerth). Nach der Hornform unterscheidet man den „Kopp“, koppad = hornlos, kurzhornig; auch der „Buffer“ hat keine oder ganz kurze Hör-

ner, die „Gams“ hat stehende Hörner, der „Hirsch“ die Hörner schön aufwärts gebogen und ist von heller Farbe; der „Schweizer“ hat die Hörner nach auswärts, der „Hammel“ nach rückwärts. „Zwickl“ sind Ochsen, deren Hörner zusammengehen. Nach der Gestalt ist der „Bockl“ klein und stöbig, der „Kopp“ hat einen kurzen Hals und dicken Kopf und ist überhaupt „kurz zamagstellt“ (Anm.: „man halte dazu das englische ‚Cob‘ für das kurzgestellte, etwas dickhalssige Jagdpferd“) das „Dockl“ ist fein und zierlich gebaut, „a Bscheichte“ tritt mit den Hinterfüßen nach auswärts (Oberpfalz). Die Zeichnung war bestimmend bei Namen wie: blamad = geblumt, mit Apfelspiegeln, „Sterl“, „Sterndl“ = mit kleiner Stirnblässe; „Blasch“ = Blässe, bei der der weiße Fleck den größten Teil der Stirn einnimmt. Das Fell des „Tigers“ zeigt grauen Grund mit dunklen Flecken, der „Falk“ ist gelb mit dunklem Kreuz. Von Kühnamen der bayerischen Alpen seien erwähnt: „Rötl“ = rote Kuh, „Stramel“ = mit weißen Streifen über den Rücken, „Scheckl“, „Scheckei“ = mit weißen Flecken am Leib, „Hirschal“ = schlank und munter wie ein Hirsch „Weithörl“ = mit weit von einanderstehenden Hörnern, „Krumphörl“ = deren Hörner verbogen sind, „Stutzerl“ = mit kurzen Hörnern, „Stumperl“ = mit gestutzten oder abgebrochenen Hörnern.“

„Das „Stolzei“ hat einen stolzen Gang, das „Moasterl“ ist mutig und kräftig und wird den anderen herr, das „Struwei“ ist etwas struppig, das „Nusse“ nußbraun, das „Grawei“ grau. (Anm.: bei H. Franz, in Mausser, Bayer. ABC München 1930).“

Auch die Wochentage, an denen das betreffende Stück Vieh zur Welt gekommen ist, werden als Namen gebraucht: „Manda, Irta, Pfinzta, Samsta usw.“ und vor allem auch die menschlichen Vornamen. Miller sagt darüber:

„Ochsen heißen dann: Hansl, Seppl, Girgl, Maxl, Peter. Kühe: Mirl, Lisl, Meigl = Margarete, Nandl, Resl, Rosl, Burgei, Nesl = Agnes, Heidl = Adelheid, Zilli, Lotti, Bertel, Sefferl, Urschl, Lenei, Loni, Moni usw.“ Gerade durch diese Sitte, auch dem Vieh unbedenklich menschliche Vornamen zu geben, drückt sich die Verbundenheit des bayerischen Bauern mit seinen Haustieren in liebenswürdiger Weise aus. Durch diesen althergebrachten Brauch sind die Möglichkeiten, sein Vieh in bodenständiger Art zu benennen sehr erweitert. Man möge dabei lediglich darauf bedacht sein, in Bayern übliche Vornamen und bayerische Abkürzungen, bzw. Koseformen davon zu wählen. Ein „Krischan“ ist bei uns ebenso fehl am Platz wie ein „Girgl“ in einem niedersächsischen Stall.

Gewiß ist die Namensgebung an die Rinder keine weltbewegende Angelegenheit, aber trotzdem sollen wir auch hier das Ueberlieferte bewahren und pflegen, besonders solange wir nichts Besseres dafür bieten können. Auch solch anscheinende Nichtigkeiten bestimmen die Eigenart unserer Heimat und mit jedem Brauch, der erlischt, wird der Bauernstand wieder um ein Stückchen entzaubert und die Heimat um ein Stückchen öder, zunächst fast unbemerkt, aber durch die Summe der vielen kleinen Verluste schließlich doch in schmerzlichem Ausmaße.

Mögen diese Zeilen nun nicht nur zur Kenntnis genommen werden, sondern mögen sie auch manchen anregen, der noch über althergebrachte Namen und ihre Erklärung Auskunft geben kann, darüber unserer Schriftleitung Mitteilung zu machen.

Zuletzt sei noch einiges über die Namen für Hund und Katze nach A. Miller wiedergegeben:

„Beliebte Hundenamen bei den Bauern sind: Spitz, Bummerl (aus Pommer?), Brackl, Fuchs, Fuchsl (Rothaariger), Schwoazer, Zodl (Zottiger), Luchs, Russ, Koller, Kula (ursprünglich = Hetzrüde). Der Metzger nennt seinen Hund gern Spanner (der etwas ‚spannt‘ = bemerkt), Waks (mit hellem A) scharf; Tiger, Bär, Wolf sollen die Kraft und Kampflust dieser Raubtiere gewissermaßen auf den mit ihrem Namen bezeichneten Hund übertragen. Eigentümlich ist besonders in Ober- und Niederbayern der Brauch, daß man den Hunden gern Namen feindlicher Völker oder Heerführer gibt; vielleicht lag ursprünglich neben der Verächtlichmachung der Feinde auch der Gedanke zugrunde, durch Uebertragung des Namens des Feindes auf den gefügigen Hund sich auch den Feind unterwürfig zu machen. In diese Reihe zählen Namen wie: Ungar, Unger, dann Huss, Ziska (Oberpfalz), wohl als älteste solcher Namen, Schärtl (Anm.: „Wohl nach dem Landsknechtführer Schärtlin von Burtenbach hergeleitet“). Die Türkenkriege lieferten Namen wie: Türk, Sultl, Pascha, Ali, Mustafa; nach Ludwig XIV. Mordbrennergenerälen nannte der Pfälzer Bauer seine Hunde Melak (Anm.: „Der bekannte, in Landau begrabene französische General und Zerstörer der Rheinpfalz“) und Tiras (Anm.: „Soll nach einem Herzog von Duras benannt sein, der gegen Ende des 17. Jh. die Pfalz verwüstete. Tirass ist aber auch ein Fangnetz für Flugwild, das heute noch für den Wegfang von Rebhühnern zur Verpflanzung in andere Reviere gebraucht wird. Es lag nahe, den Namen des Fanggerätes auch auf den Jagdhund zu übertragen.“) Die Pfälzer Mooskolonisten brachten dann diese Namen nach Altbayern und so gingen sie in den Hundena-

## Der Dorfschmied

Zierlich durchbrochene Schlösserbeschläge und ornamentale Ausstattung der Schlösser und Schlüssel weisen allerdings vielfach auf städtische Vorbilder hin. Dagegen bewegen sich die uns noch vereinzelt erhaltenen, kunstreich geschmiedeten, spätgotischen Gitter vor Fenstern und Oberlichtern und die massiven Eisentore in Dorfkirchen und Kapellen durchaus im ländlichen Formenkreis.

### Die Renaissance

brachte eine Erweiterung der Verzierungs-technik in der Schmiedekunst. Sie warf sich auf das Tauschieren und Aetzen, so daß wir an Truhebeschlägen, Kassetten und Schlössern jener Zeit ein reich geätztes Ornament beobachten können. Da die Türen bereits Füllungen hatten, beschränkte sich das schmiedeeiserne Band auf das schmale Rahmenwerk.

### Barock und Rokoko

Ueberladung und auf Wirkung abgezierter Prunk stempelt die barocken Schmiedearbeiten zu Zeugen ihrer Zeit. Auffällige Umgehung der geraden Linie und willkürliches Schnörkelwerk kennzeichnen auch in der Schmiedekunst die Zeit des Rokoko. Ende des 18. Jahrhunderts suchten bereits Guß-

arbeiten die prächtigen Erzeugnisse des auf dem Gebiete der Volkskunst schaffenden Schmiedes zu verdrängen. Der Periode tiefen Verfalls der Schmiedekunst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts folgte um 1860 ein neuer Aufschwung. Die Vorbilder der deutschen Renaissance regten zu neuen eigenwilligen Ideen an.

### Schmiedeeiserne Herd- und Beleuchtungsgeräte

Weit verbreitet waren auf dem Lande die Feuerböcke, auf denen die langen Holzscheite am offenen Feuer lagen, um von unten her den Luftzutritt zu ermöglichen. Die Kochgefäße hingen über dem Feuer am Kesselhaken, die im Alpengebiet mittels einer Kette, in Norddeutschland mittels einer gezähnten Stange der Höhe nach verstellbar waren. Diese Sägehalme versahen die Schmiede gerne mit silhouettenmäßigen Ausschnittarbeiten und eingeschlagenen Ornamenten. Auch verzierte Pfannenknechte, Topf- und Bügeleisenuntersätze in Tauwerkverzierung stellte der Dorfschmied her.

Unsere Heimatmuseen geben einen Einblick, wie vielgestaltig die Beleuchtungsgeräte waren und wie stark sich daran bei ihrer Herstellung die Dorfschmiede beteiligten. Hier sind vor allem die schmiedeeisernen Spanhalter zu nennen. Die Hand- oder

menbestand dieser Gegenden über. Lackl wird ja als Abkürzung von Melak erklärt. Der kurbairische Bauer seinerseits hatte aus den Kriegen mit dem Hause Habsburg Namen wie Krawatt (Kroat), Pandur, Trenk, Daun, Laudon in übelster Erinnerung; darum waren sie ihm für den Hund gerade recht. Aus den Freiheitskriegen ist nur wohl „Bonapart“ zu verzeichnen, vielleicht gehört auch „Russ“ dahin. „Turko“ und Zuaff“ wie „Spahi“ gehen auf den Krieg 1870/71 zurück und der Weltkrieg hatte Namen wie „Kosak“ und „Gurka“ im Gefolge. Auch die Herabsetzung feindlicher Heerführer im Hundennamen wiederholte sich; „Schofferl“ und „Frentscherl“ im Westen. (Anm.: „Bei baye-rischen Regimentern im Westen 1915, im Osten 1917 vom Verfasser selbst gehört“). „Niki“ im Osten rief man den „Kriegshund“. Den politischen Kampf untermalt der Hundename „Schieber“. (Anm.: Mündlich 1925 aus Ingolstadt). In München heißen von 10 Dak-keln bekanntlich 9 Waldl und der zehnte Bürschl. Der alte Name „Sellmann“ (Geselle, Begleiter), den schon der altdeutsche Waid-mann für seinen vierbeinigen Begleiter hatte, ist auch heute noch beim Bergjäger für seinen Schweißhund beliebt; die Hündin wird dann „Sella“ angerufen. Der Name „Hex“,

den wieder der größte Teil der Dackelhün-dinnen führt, dürfte aus der Absicht hervor-gehen, die der Hexe zugeschriebene Ge-wandtheit und Flinkheit auf das Tier zu übertragen. Den besonders in kleinbürger-lichen Kreisen recht häufigen Hundennamen „Bello“, dessen Träger aber meist nicht das hält, was sein Name verspricht (bello it. = schön), leitet der Namengeber darum auch vom „Bellen“ her. Weiß man bei uns den Namen eines Hundes nicht, so ruft man einen kleineren mit „Zamperl“, „Azorl“, „Butzi“, einen größeren mit „Karo“, „Nero“ an.

„Im Vergleich mit dem Hund, der ja doch sicher eines der ältesten Haustiere ist, hat unsere kaum ein Jahrtausend in Deutschland heimische Katze eine Menge Namen, meist von der Stimme, dem Mia abgeleitet: Miezl, Minzerl, Minni, Mudl, Mutz, Mutzl, Mauz, Maunz, Maunzerl, aber auch „Katz“ ohne weiteren Zusatz, oft im Aerger verstärkt zu Katzenvieh oder Katznluada. „Kätzin“ für das Weibchen ist gang und gäbe. Der Kater Koda heißt auch Kodel, Kol, Kodara, Hoinz, Benz, Doinz, Katzenbenz, Bennl. Gegen das Fränkische zu hört man auch Hei(n)z oder Hinz rufen, gegen das Schwäbische den Kat-zenpauli, um Beilngries herum den Bemberer oder „Ma(m)ber“.“

Standleuchter eigneten sich als Kerzenträger in ihren verschiedenen Grundformen, Schieb- und Klemmvorrichtungen sowie in der Aus-bildung des Tropftellers zu origineller, per-sönlich-künstlerischer Arbeit. Ebenso trugen die schmiedeeisernen Wachsstockhalter, Votiv-kerzenständer und Kerzenrechen, wie wir sie in Kirchen und Gnadenkapellen finden, dem Volksgeschmack Rechnung.

### Wetterfahnen, Zunftzeichen und Wirtshaus-schilder

Auch die Wetterfahnen geben Einblick in den großen Formenreichtum der Schmiede-kunst des 18. und 19. Jahrhunderts. Nirgends zeigte sich aber der Gestaltungsdrang so stark, als bei den Innungs- und Zunftzeichen, bei den Wirtshauschildern und Grabkreuzen. Scheidet hier auch eine Reihe von Prunk-stücken aus dem volkskünstlerischen Be-trachtungskreis aus, da sie von städtischen Meistern stammen, so dürfen doch sehr viele Arbeiten dörflichen Werkstätten zugeschrie-ben werden. Als wohlbehütete Erbstücke be-finden sich heute noch schmiedeeiserne In-nungs- und Zunftzeichen im Besitze altein-

geessener Gastwirtsfamilien. Die meisten dieser Zunftzeichen sind Nachbildungen von Handwerksgeräten oder wichtigen Erzeu-gnissen der betreffenden Zunft. Wirtshaus-schilder sind heute noch in vielen Dörfern und Landstädten ein lockender Wegweiser zu behaglicher Gastlichkeit. Sie fügen sich in die Hast unserer Tage so harmonisch ein, wie einst in die Zeit der Postkutsche und der wanderlustigen Handwerksgesellen.

Die schmiedeeisernen Kreuze unserer Dorf-friedhöfe dürfen ausschließlich als liebevolle Schöpfungen von Landschmieden angespro-chen werden. Es ist erstaunlich, welcher Reichtum an Phantasie und Einfällen hier festgestellt werden kann. Selten gleicht ein Kreuz dem anderen. Die stilvollen Blumen-ornamente, Buchstaben und Symbole, der ruhige Schwung von Schnörkeln und Win-dungen, das reiche Rankenwerk und die hübschen Rosenformen geben den schmiede-eisernen Kreuzen eine leichte Beweglichkeit. Im 19. Jahrhundert erscheint die Form des Kreuzes in voller Klarheit. Das Mittelstück enthält vielfach eine Kassette mit Türchen, innerhalb der eine Schrift oder Malerei an-gebracht ist. Kräftige farbige Fassung und Vergoldung erhöhen den Reiz dieser Kreuze und schützen sie längere Zeit vor Rost. Schade, daß dieser Farb-anstrich vielfach nicht erneuert wurde und so manches Prunkstück unserer Dorffriedhöfe allmählich dem Verfall entgegengeht.

Ueberlegt man sich den langen, schwieri- gen Arbeitsvorgang, der nötig ist, um aus dem toten Material diese feinen, symmetrischen und geistvoll geschwungenen Arbeiten her-zustellen, und berücksichtigt man das einfache Werkzeug, das dem Dorfschmied damals zur Verfügung stand, so nötigen diese handwerk-lichen Leistungen heute noch jedem Be-schauer achtungsvollen Respekt ab.

## Die Chronik

1553. Des Mairs von Wang Sohn wird in die- sem Jahr mit 4 Wochen 4 Tagen Gefängnis be- straft, weil er ein Faß Wein verschüttet, das er dem Kloster Altenhohenau vom Herzog hätte überbringen sollen.

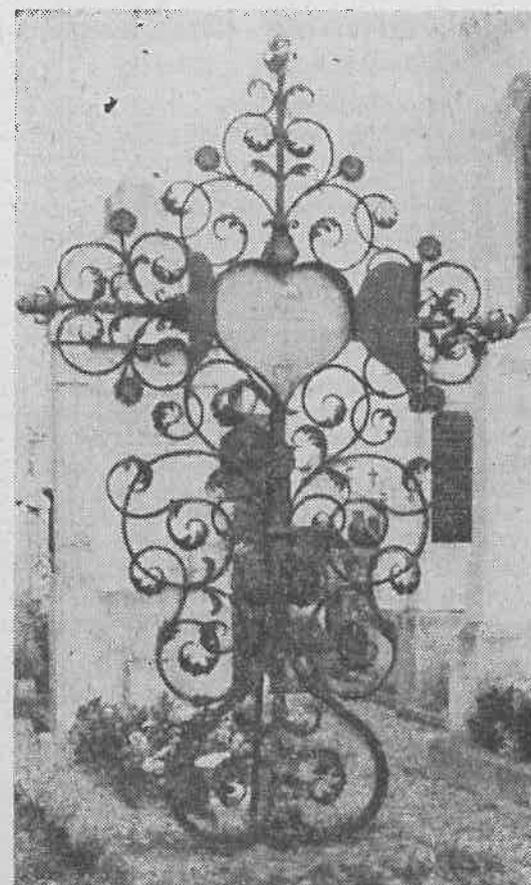
Mitterwieser, Pfliegerichte, S. 79.

1555. Ein Bäck in Rott ist gebüßt worden, „weil er sonntags während des Gottesdienstes Brandwein ausgeschenkt hat.“

Mitterwieser, Pfliegerichte, S. 79.

1563. Herzog Albrecht V. wollte dieses Jahr zweimal zu Wasserburg und empfing hier den ersten Besuch seines kaiserlichen Schwieger- vaters Ferdinand I. Mitterwieser vermutet, daß der seit 1779 nicht mehr bestehende Turm (Berg- fried) nächst der Schloßkirche seit dieser Begeg- nung die Bezeichnung „Kaiserturm“ führte.

Chronik Kirmayer.



Grabkreuz auf dem Riederinger Friedhof

## Im Banne eines alten Aberglaubens

Nachstehende Erzählung stammt aus der Feder des Schumachermeisters (wir hätten lieber „Der Schuster von Wang“ geschrieben, weil es volkstümlicher ist) Bartholomäus Haider, dessen Aufgeschlossenheit für Heimatpflege und Volkskunde uns veranlaßt hat, ihn hier selbst zu Wort kommen zu lassen.

Es war im Mai des Jahres 1872, als ein fremder Bursche in das Dorf Irlham, Pfarrei Wang, kam und bei den dortigen Bauern einen Dienstplatz suchte. Er konnte aber einen solchen nicht finden. Er war dadurch mißgestimmt und, wie es schien, nicht nur des Wanderns, sondern auch des Lebens müde, denn am andern Morgen wurde er in dem Flachsbruchhaus des Bauern Lorenz Zieglgänsberger von dessen Sohn Jakob erhängt aufgefunden. Später wurde er als der ledige Dienstknecht Jos. Wirth von der Gemeinde Maximilian erforscht.

Der genannte Bauer aber war über diesen unheimlichen Fund verärgert, weil er von dem Wahn befangen war, daß ein Erhängter Unglück über Haus und Hof bringe. Der herbeigerufene Leichenwärter legte den Leichnam in einen Holzsarg und traf Anstalten, denselben bei einbrechender Dunkelheit nach dem Friedhof in Wang zu überführen und dort in nächtlicher Stunde zu verscharren.

Zieglgänsberger und der Bauer Andreas Maier in Holling aber fanden es höchst bedenklich, wenn man einen Selbstmörder in geweihter Erde bestatte, denn sie waren in den alten Aberglauben verstrickt, daß in solchem Falle Blitz und Hagel die Felder der Gemeinde verwüste. Die beiden Bauern und der Sohn des Zieglgänsberger verabredeten sich nun dahin, im Interesse der Gemeinde diese Art der Beerdigung zu verhindern und die Leiche beiseite zu schaffen und bestimmten deshalb den Leichenwärter, nach Wang vorauszugehen, sie würden dann die Leiche mittels Fuhrwerk nachbringen.

Unterdessen aber nahmen sie den Leichnam aus dem Sarg und legten dafür Häxel und Steine hinein und fuhren so, als es nun dunkel war, nach Wang und senkten den Sarg mit Hilfe des Leichenwärters in die aufgeworfene Grube in dem Winkel des Friedhofes. Dann aber trugen sie den wirklichen Leichnam zu einem Sumpf unterhalb des Dorfes, warfen ihn dort ins Wasser und bedeckten ihn mit Brettern und Steinen.

Die Beteiligten konnten anscheinend doch ihr versprochenes Stillschweigen nicht halten, denn nach Ablauf eines halben Jahres erzählte man sich plötzlich in der Gemeinde, daß die Leiche des Selbstmörders aus dem Friedhof gestohlen wurde und dgl. Die Gen-

darmerie griff die Sache auf. Der Untersuchungsrichter ließ das Grab öffnen und mußte sich überzeugen, daß der Sarg wirklich keinen Leichnam enthält. Man forschte weiter und fand auch den halbverwesten Leichnam im Sumpf. Bald waren auch die Täter ermittelt.

Vom Bezirksgericht Wasserburg erfolgte im Juni 1873 die Verhandlung wegen unbefugter Beseitigung einer Leiche. Da die Beklagten die Einsicht nicht gewinnen konnten, daß sie eine strafbare Handlung begangen hatten, sie glaubten vielmehr, für die Gemeinde ein Opfer gebracht zu haben, ließ das Gericht in Würdigung der Tatsache, daß ein solcher Aberglaube in der Gegend herrsche und ein wirklich gemeines Motiv zur Entwendung der Leiche nicht zugrunde lag, die möglichste Milde beim Strafausmaß walten. Es wurde der Bauer Lorenz Zieglgänsberger zu einem Monat, dessen Sohn zu acht Tagen und der Bauer Andreas Maier zu 25 Tagen Gefängnis verurteilt.

### Altbayerische Dorfkinder - deutsche Kulturträger

Günther Matthäus 1705—1788

Von dem Unterheißenerberger Mathä wissen wir nur, daß er ein Schüler des Cosmas Aham war. Als er die Fresken im Käppeln zu Würzburg malte, lernte er die Venetianer Tiepolo und Sohn kennen, die Fürstbischof Karl Philipp von Greiffenklau nach seiner Residenz berufen hatte (1750), um in der neuerbauten Residenz das Stiegenhaus unter den Kaisersaal mit Fresken zu schmücken. Ihre Malweise beeinflusste den Altbayern stark.

Seine Werke machten Günther so bekannt, daß ihn die Augsburger zum Direktor ihrer Stadtakademie erwählten (1762—1784). Er schuf Fresken für die Kirchen Altenhohnau, Amorbach, Fiecht bei Schwaz, Garmisch, Innersdorf, Mittenwald, Neustift bei Brixen, Oberammergau, Rott am Inn, Rottenbuch, Wilten bei Innsbruck, Waalhaupten und Würzburg (Käppeln). Ferner schmückte er den Kongregationsaal der Jesuiten in Augsburg, den Büchersaal der Abtei Aldersbach, das Stuttgarter Neue Schloß und die Decke des Kaisersaales in Sünching. Auch die hinterlassenen Altärblätter, Hauszeichnungen und Radierungen verraten Anmut der Konturen, Formenbewegtheit und Farbenfreude.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimathund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1952

August

Nummer 8

## Ritter Ratholdus von Aibling

Der Gründer von St. Georgenberg in Tirol

Eines der ältesten Gebäude Bad Aiblings ist das nördlich der Sebastianskirche gelegene heutige Gasthaus Lindner, das früher unter dem Namen „Botenwirthshaus“ bekannt war und von dem behauptet wird, daß es (nicht als Wirthshaus, sondern als Wohnstätte) auf ein mehr als 1000jähriges Bestehen zurückblicken kann. Für das gegenwärtige Gebäude trifft diese — übrigens nicht nachweisbare — Behauptung kaum zu, denn das Lindnersche Gasthaus gehört in seiner heutigen Bauart der spätgotischen Zeit, also dem 15. Jahrhundert an. Der Ruf seines historischen Charakters, seines Alters bezieht sich vielmehr auf seine einstige Eigenschaft als Stammsitz einer adeligen Sippe. Aeußerlich sieht man es dem Gebäude freilich nicht an, daß es ehemals ein Edelsitz gewesen sein kann. Das hat seinen Grund darin, daß es seinen Baucharakter bei dem großen Brandunglück, das Aibling im Jahre 1765 heimgesucht hat, einbüßte. Bis zu jenem Zeitpunkt besaß das Haus vier polygonale Ecktürme mit Kuppeln, ähnlich wie das benachbarte Schloß Maxlrain, sowie gotische Staffelgiebel. In dieser Form finden wir den Aiblinger Edelsitz Prantshausen — wie das Gebäude schon im 16. Jahrhundert genannt ward — abgebildet in der Topographie von M. Wening („Beschreibung der 2 Churfürstent- und Herzogtums Ober- und Nidern Bayern“) vom Jahre 1701. Die Besitzer von Prantshausen waren die adeligen Herren v. Prant, die auch auf dem Schloße Prantseck droben auf dem nahen Hofberg hausten, einem Edelsitz, der im Jahre 1564 von ihnen erbaut worden ist und der seit langem im

Eigentum der Marktgemeinde Bad Aibling ist. Der letzte männliche Sproß derer v. Prant auf Prantshausen und Prantseck war Wilhelm v. Prant, Pflegerichter zu Aibling, dessen Grabstein sich in der Aiblinger Pfarrkirche befindet; er hatte drei Frauen und ist 1572 gestorben.

Von dem ursprünglichen Edelsitz Prantshausen wird berichtet, daß er angeblich der Stammsitz eines Aiblinger Adelsgeschlechtes war, und zwar der Ritter von Aibling. Diese Sippe soll schon im 9. Jahrhundert in Aibling gehaust haben und mit den mächtigen Grafen von Dießen und Andechs in naher Verwandtschaft gestanden sein. Um das Jahr 800 wurde der Familie der Ritter v. Aibling (Aiblingen) ein Sohn geboren, der den Namen Ratholdus erhielt, was bedeuten soll: freundlicher Ratgeber. Im Jünglingsalter verließ dieser Ritter Ratholdus sein väterliches Schloß in Aibling und zog südwärts in die Berge, ins heilige Land Tirol. In der Nähe der heutigen Stadt Schwaz geriet er in die schauerliche Felsenenge des düsteren Stallentales, das sich von Stans gegen den Südostfuß des Karwendelgebirges hinzieht, in Richtung zum Lamsenjoch. Hier nahm er in einer Felsenhöhle Quartier und beschloß, künftighin als Einsiedler sein Leben zu fristen. Auf einem nahegelegenen Felsenkegel errichtete er eine Kapelle, und zwar zu Ehren des tapferen Ritters St. Georg, der der Kirchenpatron seiner oberbayerischen Heimat, seines Geburtsortes war.

Hier weicht nun die örtliche Geschichtsschreibung in der einen Lesart von der an-

dem ab. Während die erstere dem Ritter Ratholdus als Geburtsstätte das erwähnte Schloß Prantshausen zuweist, behauptet die andere, daß der Ritter Ratholdus nicht in Aibling selbst, sondern in dem außerhalb des Ortes an der Straße nach Mietraching (Maxlrain) liegenden Dorfe Thierham das Licht der Welt erblickt habe. In Thierham stand bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts eine Kirche, deren Entstehung bis in das 9. Jahrhundert zurückführt und die als die älteste Kultstätte Aiblings bezeichnet wird. Der Schutzpatron dieser Thierhamer Kirche war der Ritter St. Georg und diesem Heiligen von Thierham soll Ritter Ratholdus die erwähnte Kapelle im Stallental gewidmet haben. Aibling muß sich also mit Thierham in den Ruhm teilen, die Geburtsstätte Ratholdus zu sein. Urkundlich erscheint Thierham erstmals im Jahre 795 als Teorhage, während Aiblings erstmalige urkundliche Erwähnung am 13. Januar 804 erfolgt. Die Stammtafel der Grafen (Dynasten) von Dießen, Andechs und Wolfartshausen nennt uns einen Ratholdus als ersten Grafen von Dießen, gestorben im Jahre 902.

Von seiner Einsiedlerklause im Stallental aus unternahm der Ritter Ratholdus von „Aiblingen“ eine Pilgerfahrt nach Rom. Dort bekam er — so erzählt uns eine (mehr sagenhafte) Ueberlieferung — von einem hohen geistlichen Würdenträger ein Marienbild mit heim und dieses Bild brachte er in seiner Georguskapelle im Stallental bei Schwaz zur Aufstellung. Dies ward der Grund zur Entstehung einer Wallfahrt nach dieser Stätte. Als die Besucherzahl immer mehr zunahm, beschloß der Ritter Ratholdus, eine Kirche zu bauen, und zwar auf einem steil aufragenden Felskegel inmitten des Stallentales, oberhalb des Dorfes Stans. Mit Hilfe seiner Familie in Aibling sowie mit Unterstützung der Ritter von Frundsberg (auf Frundsberg bei Schwaz) und der Ritter von Schlitters im Zillertal (berichtet die Sage weiter) ward der Kirchenbau bald vollendet und nach dem Schutzpatron von Aibling bzw. Thierham „St. Georgenberg“ genannt. An die Kirche wurde schließlich ein kleines Kloster angebaut. Das Ganze befand sich in einer sehr kühnen, hochromantischen Lage, ganz und gar von hohen Felswänden und schroffen Berggipfeln eingeschlossen.

Als der Ritter Ratholdus von Aibling, der Gründer von St. Georgenberg, starb (sein Todesjahr steht nicht fest), ward er in der Georgenberger Klostergruft beigesetzt. Seine Grabinschrift lautet: „In dieser Gruft ruht der edle Ritter Ratholdus, Herr in Aiblingen, welcher zuerst auf diesem Berge als Einsiedler lebte.“ Im Georgenberger Totenbuch aber steht geschrieben: „In der Vigil des Weihnachtsfestes (ohne Jahreszahl) starb der Herr

Ratholdus Ritter von Aibling, der zuerst dieses Kloster gründete und einrichtete.“ — Nach dem Tode Ratholdus' wurde die Gründung des Ritters vom Bischof von Brixen in ein Benediktinerkloster umgewandelt, dessen erster Abt ebenfalls ein Mitglied der Ritterfamilie von Aibling, Namens Eberhard, war; seine Bestätigung von oberster Stelle in Rom erfolgte am 30. April des Jahres 1138. Mehrfache, im Laufe der Jahrhunderte ausgebrochene Brände und niedergegangene Schneelawinen haben diese Gründung wiederholt ganz oder teilweise vernichtet, was zur Ursache wurde, daß um die Mitte des 18. Jahrhunderts gegenüber der Stadt Schwaz das große Benediktinerkloster Fiecht errichtet wurde. Auf dem Felsen des Georgenberges aber, auf dem einst die Schöpfung des Aiblinger Ritters entstand, erbaute man 1733 die jetzige Kirche mit einem Hospiz. Heute ist St. Georgenberg mit seinem Klosterwirtschaus ein beliebter Ausflugspunkt der Schwazer und der Besucher des durchs Stallental ins Karwendel wandernden Bergsteiger.

Die Felsenhöhle des Ritters Ratholdus zu Georgenberg ist heute noch zu sehen und die Stelle, wo die von ihm errichtete St.-Georgs-Kapelle stand, ist durch ein großes hölzernes Kreuz gekennzeichnet. In der Kirche zu St. Georgenberg erblickt man das Bildnis des Ratholdus in Pilgertracht auf dem Hochaltar. — Aber auch die Vaterstadt des Ritters, Aibling selbst, bewahrt diesem Heimatsohn ein dankbares Andenken. Wir finden sein Bild auf dem rechten Seitenaltar in der Aiblinger St.-Sebastians-Kirche, zusammen mit einer Darstellung des Ritters von St. Georg mit dem Drachen. Der Schöpfer dieses vortrefflichen, in Komposition und Kolorit sehr ansprechenden Werkes, das zu den besten im Bezirk Aibling gehört, ist der Aiblinger Malerssohn Fr. v. Paul Gaill (1790). Im Gasthof Lindner aber, dem einstigen Stammsitz des Ratholdus, sind der wackere Ritter und seine Gründung zu St. Georgenberg in Tirol durch künstlerische Wandgemälde verewigt. August Sieghart

## Die Chronik

1527: Zwischen dem Herzog von Bayern und dem Fürstbischof von Salzburg kam es zu einem Vergleich betreffs Landeshoheit und Gerichtsbarkeit des Bezirkes Mühlendorf. Das salzburgische Pflegegericht Mühlendorf hatte nach dem im gleichen Jahr gemeinschaftlich errichteten Salbuch außer der rein salzburgischen Stadt Mühlendorf ein Vogteigericht mit 3 Aemtern: Altmühlendorf mit 11 Obmannschaften, Oberamt Ampfing mit ebenfalls 11 Obmannschaften und Oberamt „Garsch“ (Gars) mit den 4 Obmannschaften Gars, Reichertsheim, Ornau und Au am Inn.

## Zinn

Die Zeit, da Bürger und Bauern zinnerne Geräte in regelmäßigem Gebrauch hatten, liegt ein, zwei Menschenalter zurück. Dem edlen Handwerk der Zinngießer geschah zum ersten Male einiger Abbruch, als der Alchimist Johann Friedrich Böttcher zu Meißen 1709 das Porzellan entdeckt. Auch böhmisches und schlesisches Glas, das ebenfalls damals den Weltmarkt erreichte, verdrängte zu einem Teil das Zinn. Ein dritter Wettbewerber erstand im 18. Jahrhundert in den Fayencefabriken Deutschlands, Oesterreichs und Frankreichs, ein vierter endlich in der Steingut- und Emaille-Industrie des 19. Jahrhunderts. Das Zinn, noch tief hinein ins 19. Jahrhundert ein Stück vom üblichen bäuerlichen und bürgerlichen Hausgerät, wurde dem täglichen Gebrauch nach und nach merklich entfremdet.

Zinngeschirr war aber von jeher so schön, so voll jenes köstlichen stumpfen Glanzes, um dessentwillen man es liebt, seine Formen waren auch späteren Geschlechtern so vertraut, daß man es nicht einfach vergaß. Es wanderte vom Tisch auf die Schränke, auf Truhen, Kommoden und Gesimse. Dort steht es zum Teil heute noch als ebenso stiller wie würdiger, ja stattlicher Schmuck der Zimmer und Küchen mit dem spezifischen Reiz seiner beharrlichen Formen und seines matten, gleichsam mondlichen Schimmers.

Die Gegenstände, die ein geschickter Zinngießer aus dem leicht schmelzbaren und geschmeidigen Metall zu treiben verstand, waren höchst mannigfaltig.

Der Sänger des Handwerkes, Hans Sachs, läßt den Kandelgießer erzählen:

„Das Zinn mach ich im Feuer fließn,  
Thu darnach die Mödel gießn,  
Kandel, Flaschen, groß und klein,  
Daraus zu trinken Bier und Wein,

Schüssel, Blatten, Teller dermaß,  
Schenk Kandel, Saltzfaß und Schlüsselring,  
Und sonst ins Haus fast nütze Ding.“

Der Zinguß kam im Laufe des 13. Jahrhunderts auf und war im 16. Jahrhundert namentlich im Westen des Reiches beliebt. Ein vorzüglicher Zinngießer war Kaspar Endterlein, der 1663 zu Nürnberg starb. Eine hervorragende Zinngießerwerkstätte wurde in Nürnberg auch von Martin Harscher geführt. Doch nahmen viele Städte des Reiches auf dem Gebiete der Zinngießerkunst im Zeichen fruchtbarer Tradition eine bedeutende Stellung ein.

Wochenlang arbeitete ein Meister manchmal an einer einzigen Schüssel, einem einzigen Krug. Dafür erwachte das dumpfe Metall unter seinen geschickten Händen aber auch zu echtem Leben. Solches Edelmetall blieb allerdings in der Hauptsache den Patrizierwohnungen, Ratsstuben und Klöstern vorbehalten. Doch auch die Zünfte der verschiedensten Gewerbe benützten bei ihren Sitzungen und Festen wertvolle Zinngefäße: Humpen, Becher, Kannen, Platten und Teller, die altfränkisch-reizende Gravierungen und Verzierungen aufwiesen.

Im bäuerlichen Haushalt kam Edelmetall wegen seiner Kostspieligkeit kaum zur Verwendung; gewöhnliches Gebrauchszinn war aber jahrhundertlang auch hier überaus beliebt.

Das Gewerbe der Zinngießer blieb den Städten und größeren Märkten vorbehalten. Hier sahen die Landleute bei Wochenmarktbesuchen und anderen Gelegenheiten die hübschen Zinngeräte in ihrem eigentümlich ruhigen Blinken und in ihren gotisch herben oder barock flüssigen Formen. Was die Stadt hatte, das wollte das Land nicht entbehren. So wanderte das Zinn bald auch in die Bauernstuben und Bauernküchen. Mit der Zeit stellten die Zinngießermeister Zinngeräte auch eigens für die Landbevölkerung her: Dinge,



Aus der Zinngießerei Weiß, Rosenheim

die besonders ländlicher Bestimmung entsprachen. Waren diese Geräte auch ohne reichere Verzierung, so zogen sie durch ihre kräftigen Formen an — und was nicht zu unterschätzen war es handelte sich um Anschaffungen, die sich im Besitze wechselnder Geschlechter als handlich, als dauerhaft und als beständig schön erwiesen.

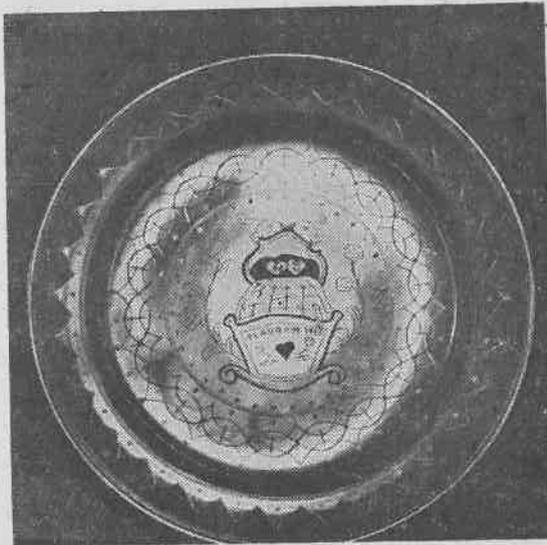
Es gab Gebrauchs- und Prunkgeschirr aus Zinn. An großen Festtagen, bei Einladungen und besonderen Gelegenheiten, Hochzeiten, Kindstauen u. dgl. schmückte besseres Zinn, das sonst zur Zierde der Schlüsselrahmen und des Glaskastens diente, den Tisch. Größere Tafelwirtschaften und Bräugasthäuser hatten je und je einen großen Vorrat an Zinngeschirr. Es gibt — das ist erfreulich — noch heute Gaststätten, wo man nach alter, durchaus natürlich fortgesetzter, also keineswegs präziöser Gepflogenheit Spezialgerichte auf Zinn appetitlich angerichtet bekommt.

Zinngeschirr war durch Jahrhunderte hin recht allgemein und täglich in Benutzung. Schon das Frühstück kam in Zinngefäßen auf den Tisch. Gingen die Leute für längere Zeit außer Haus, zur Arbeit, auf ein weitentferntes Feld oder auf den Werkplatz, so nahmen sie ihr Getränk in verschraubten, oben mit einem Henkel zum Tragen versehenen sechs- oder achtkantigen Zinnflaschen mit. Erntefestkannen (meist quadratischer Grundform), reich graviert und mit dem Besitzerwappen versehen, dienten der Gutsherrschaft zum feierlichen Trunk auf dem Felde, wenn sie nach althergebrachter Sitte von jeder Getreideart die erste Garbe schnitt oder band.

Zinnerne Suppenschüssel, Küchenplatten, Zinnkrüge, Krugeln und Humpen in bauchiger und geradliniger Form, dazu Weinkannen und Tischbecher wiesen bei Gebrauchsgeschirr im allgemeinen keine besonderen Verzierungen auf. Doch vererbten sich von Generation zu Generation besondere Stücke von vornehmen Formen, mit stilistischen Zierornamenten, figürlichen Zeichnungen, Widmungen.

Zinnteller traf man in verschiedenen Größen an. Sie waren flach oder hatten halbkugeligen Boden. Der Rand des Tellers war glatt oder gerippt. Die Zeit des Barocks gab der Tellereinfassung die geschwungene Form, die uns so lieb geworden ist. Man sieht auf zahlreich erhaltenen alten Zinntellern die Anfangsbuchstaben des Namens, mitunter auch die Jahreszahl.

Es darf als Zeichen guten Geschmacks wie sachlichen Verständnisses für gesunde Ueberlieferung angesehen werden, daß dem erhalten gebliebenen Hauszinn noch heute mit der Wertschätzung und pfleglichen Hand begegnet wird, die ihm zukommt. Im einzelnen haben sich doch etliche Dinge im praktischen Gebrauch auch unserer Tage erhalten; Teller,



Platten, Salzfüßchen, Gewürzbüchsen, große Küchensalzbehälter, Krenschalen, Vorlegelöffel, Bestecke mit Holzgriffen, in welche Zinnverzierungen eingelassen sind, Bieruntersätze, Kerzenleuchter, Bettwärmflaschen, Vasen, u. a. m.

Die stete, ja wachsende Nachfrage nach schönem, altem Zinngeschirr bezeugt, daß es sich hier um einen Hausrat handelt, der doch noch nicht überlebt ist. Darum geht man auch heute wieder daran, schöne, alte Zinnformen nachzubilden.

Achten und ehren wir ererbtes Hauszinn. Es handelt sich um Dinge, die einem Hausstand Behagen geben helfen, mit denen vergangene Familiengeschlechter wie mit einem fernem, aber herzlichen Scheine grüßen und weihen.

### Altbayerische Dorfkinder - deutsche Kulturträger

#### Ganghofer Jörg † 1488

Ganghofer stammt vom Ganghof zum Sixt in Haselbach, Pfarrei Inkofen bei Moosburg. Von seinen Jugendjahren wissen wir nichts. Zuerst taucht er als Leiter des Kirchenbaues zu Polzing auf. 1468 kam er als Maurermeister in den Dienst der Stadt München. Am 9. Februar 1468 wurde von ihm der Grundstein zum Bau der Frauenkirche gelegt, die Herzog Sigismund anstelle der alten Kirche errichten wollte. Papst Sixtus IV. gewährte den Förderern des Werkes einen Ablass und in drei Jahren brachten 123 700 Wallfahrer die Summe von 15 232 Gulden als Opferspende. Ganghofer besichtigte 1470 die Kirchen zu Augsburg und Ulm, ließ 1473 die berühmtesten Baumeister jener Zeit zur Einsichtnahme der Baupläne nach München bitten; es kamen aus Eichstätt Matheis, aus Regensburg Konrad Roritzer, aus Ingolstadt Friedrich, aus Pfarrkirchen Michel und aus Ulm M. Ensinger.

Der gotische Bau ist ganz aus roten Bausteinen, aus den Ziegeleien nächst München errichtet, hat eine Länge von 101 m, eine Breite von 38½ m und eine Höhe von 58 m. 1477 wurde

## Kulturhistorischer Beitrag zur Wasserburger Barockkanzel

Von Anton Legner, Mühldorf

Die reichgeschnitzte Kanzel zu St. Jakob in Wasserburg ist ein hervorragendes Werk des 17. Jahrhunderts in

Deutschland. Auf der Weltkugel in der Hand des Heilands stehen die Namen ihrer Schöpfer: Martin und Michael Zürn, Gebrüder von Waldsee. Jene hitzigen, streitsüchtigen Brüder, die dem Jeremias Hartmann, dem alteingesessenen Wasserburger Bildhauer, das Leben so schwer machten, die selbst ihren Bruder David, der sie 1636 nach Wasserburg gerufen hatte, in Ketten legen ließen, weil er „ihnen stark gedrohet und Gott gelästert habe“. Wegen „mangelnder Existenzmöglichkeit“ hatten sie die württembergische Heimat verlassen und zogen nach Braunau, ins Innviertel. Wasserburg bedeutete nur eine Zwischenstation auf dieser Wanderung und doch vollzog sich gerade hier die bedeutsamste Wandlung ihres Künstlertums. Denn auch die Kunst der Zürn ging einen großen Weg. Die Brüder waren noch Erben des spätgotischen Schnitzerhandwerks;



sie standen in der Tradition des deutschen Renaissancemöbels; von den niederländischen Bronze gießern des Münchener Hofes um 1600 empfingen sie dies stärksten Anregungen und setzten das Bronzebildwerk in Holz um. Ueber den Manierismus hinaus aber schritten sie geradewegs auf den Barock zu und darin vor allem liegt ihre Bedeutung.

Von der 1639 vollendeten Wasserburger Kanzel läßt sich Zug um Zug dieser ganzen Entwicklung ablesen. Da spürt man hinter dem meisterhaften Renaissancemöbel noch den alten spätgotischen Aufbau. Die Madonna oben im Tabernakel scheint wie aus Bronze gegossen und ist doch in Holz ausgeführt. Wie merkwürdig gedreht und gedreht sieht der Christus aus, wie gespreizt sind seine Finger, als würden sie von unbekanntem Kräften durchfahren und wie wird dann doch vor allem bei den Aposteln die Sicht schon einheitlicher, die Umrißlinie geschlossener. Die reizenden Engelsköpfechen aber — das hier abgebildete stammt von der Kanzelbrüstung — sind vielleicht die deutlichste Ahnung des fernerer Weges der Zürn, wie sie ihn im österreichischen Innviertel einschlugen. Dort wurden sie mit die Schöpfer des heimischen Barocks. Der große Schwanthaler wäre ohne sie nicht denkbar und die Engelsfiguren in Kremsmünster, die einer der Söhne Davids schuf, sind zur Krönung des gesamten Schaffens der Künstlerfamilie Zürn geworden.

der Dachstuhl von Zimmermeister Heinrich von Straubing aufgeschlagen, zu dem Balken von 1405 Flößen nötig waren. 1488 war der Kirchenbau vollendet, nicht aber der Ausbau der Türme. Die kupfergedeckten „welschen Hauben“ wurden erst nach 1512 aufgesetzt.

Die Bildnisse Ganghofers und Heinrichs sind am Pfeiler des südlichen Turmes mit Inschrift angebracht.

Ganghofer erneuerte außerdem das alte Münchener Rathaus (1470—1474) und wölbte den Freisinger Dom ein (1481—1488).

Jörg war mit seiner Frau Margret im Friedhof der Liebfrauenkirche begraben. Sein Bild zeigt einen alten Mann mit weißen Haaren, bartlosem Gesicht und gutmütigem Ausdruck.

#### Oettl Georg (1794—1866)

Der Girgl des Oettlbauern von Gengham bei Palling, fiel schon in der Volksschule dem Pallingener Pfarrer so sehr auf, daß er ihn für das Gymnasium vorbereitete. Nach dem humanistischen Studium in Salzburg ging Oettl an die Universität Landshut, wo er an Michael Sailer einen warmherzigen Förderer fand. 1817 zum Priester geweiht betätigte er sich zunächst eif-

rig in der Seelsorge zu Schwaben und Zolling bei Freising, bis er auf Empfehlung Sailers 1820 als Religionslehrer der Kinder des Kronprinzen Ludwig nach München berufen wurde. 1829 wurde er Domkapitular und 1847 auf Veranlassung König Ludwigs I. Bischof von Eichstätt. Als solcher förderte er besonders Pastorkonferenzen, Missionen, das kirchliche Vereinswesen und die Berufung der Armen Schulschwesterinnen.

#### Wagner Joseph (1796—1871)

Der Mesnerseppel von Palling, einem Pfarrdorf bei Trostberg, bezog das Gymnasium in Salzburg, mußte aber nach dem frühen Tod seines Vaters das Studium aufgeben und wandte sich der Volksschullehrerlaufbahn zu. Schon unterrichtete er in Berchtesgaden, als König Max Joseph bei seinem Aufenthalt auf den jungen Mann aufmerksam gemacht wurde. Er wendete ihm ein Stipendium zu, das ihm das Meisterstudium auf der Universität Landshut ermöglichte. 1824 zum Priester geweiht war er 1826—67 Schulbenefiziat in Siegsdorf, dann Wallfahrtspriester in Ising bei Seebruck.

Man verdankt ihm eine gründliche Geschichte der Stadt Traunstein und eine geschichtliche Beschreibung des Landgerichtsbezirkes Traunstein.

## Die Inntaler Ries'n

Heimatkundliches Märchen von Max Ringler,  
Rosenheim

Die Inntaler Berg san früher als Riesn umamandglaffa und habn graft und umgarbat, daß de Erdn beb't und Feuer gspiebn hat — bis s'nacha in Stoa verwandelt worn san. Jetzt warns festgwachsn und hobn si nimma rührn derfa. Dös war hart. Es hat net lang dauert, da habns zstreitn ogfanga, wer der stirkste vo eahna waar. Da war natürliche a jeder der größte Lackl, und s Mäu hobns aufgrissen, daß der Wuide Kaiser ganz finster umagschaugt hot. Der Riesnkopf hat größer sei wolln, als da Heuberg; da Wuidebarrn und da Madron habn mitn Kranzhorn ghaklt und is a Hinum und a Herum gwen, daß ma gmoant hot, sie bringan anand um. Der Wuide Kaiser hat allwei giftiger dreigschaugt und hat gsagt: Wenns ös koan Ruah gebts, nacha werden euch de Eisküni scho eihoazn, ös Gloiffen, ös unghobelte! Aba da Riesnkopf hat gschrien: Es is gscheiter, du kümmerst di um deine Sachan, und de Eisgispeln da drent geht dös übahaupt nix o! Dö solln Schneerama oder mit de Wolkn kegelscheibn, aba net auf uns aufpassn! Auf de Red hi is beim Großvenediga a staads Dunnern oganga und a paar Lawinen san abigfahn. Habts es ghört? hat der Kaiser gsagt, jetzt habns euch gwarnt, de Granitriesn. Da hat die Hohe Salve gruafa: Dö altn Gschwollschädl mit ihre langweilign Zipfhaubn, dö solln ganz staad sei. Moanst, mir fercht'n uns vor dene dreieckatn Wolknkratzer? Und s Kranzhorn hat gmoant: Dö moana, sie kinna auf ins abischaugn, de kaasign Hemadlenzn! Und iatz habn s ihrn Oberspezi, an Wendlstoan, aufhetzn wolln, daß er aa dagegen redt. Awa der hat gsagt: Laßts mir mei boarische Ruah und reißts Maul net so weit auf! Mit dene Granit- und Schieferriesn derf ma net spassn. Dö kuntn leicht gfährli wern! Natürlich habn de boarischn Dickschädl net auf de Mahnung ghört, im Gegenteil, sie san allwei frecher worn und habn umigschrien zu de Eisriesn: Wenns a Schneid habts, nacha steigts halt abi von euern oaschichtign Thron!

Dös is an Venediga zvui gwen. Dös kinnts scho hobn, hat er duntert. Und auf oamal san de Eisriesn lebendi worn, habn auf ihre Gletscher draufdruckt, was rausganga is und habns nausgeschickt über die Vorberg, habn eahna d Köpf abghobelt, d Füaß absägt und habens a guats Stück niedriger gmacht. Dann sans no weiter ins Land nausgafahn, wo de Trümmer vo de ogmurksten Riesn liegn blicbn san. Da liegns heut no, da a Trumm Stoa, da a Schutthaufa und umadum lauter Hügl mit Loam und Stoana.

Lang hat de Eiszeit dauert, aba oamal is

dene Gletscher do die Kraft ausganga, d Sunn hat eahna aufn Buckl brennt, daß d Soß grad a so abiglafa is und daß si sich wieda zruckzogn habn in ihre Eisberg und de boarischn Kalkriesn wieder frei worn san. Dö habn freili bös ausgschaut und an tiefn Schnaufa to, weils von der schwern Last endli befreit warn. Und wies anand so oschaugn, da hätt beinah koana mehr den andern kennt, so zerschundn und kloa sans dagstandn. „Ja, wie schaugst denn du aus“, hat der Riesnkopf zum Kranzhorn gsagt, „du bist ja bloß mehr halbat und an Kopf hast wie an Sau-rüssel!“ „Moanst ebba, daß du anderst ausiegst, du Krisperl mit dein zammzupftn Hirn!“ hat s Kranzhorn zruckgebn. Der Heuberg hat gjammert: „Mei Bauch is furt und s Fell habn s mer arg verkratzt mit ihre schierlign Eisbürstn.“ Der Wildbarrn hat sein Kopf ghebt und der Petersberg mit sein größern Nachbarn aa. A fürchterlichs Schädlewh habens gehabt, denn vo ihre schöna Köpf war nix mehr übrig als a runde Plattn. Die Hohe Salve war aa rund gschliffa und hat ihr Spitzhaubn nimma gfundn. Und erst der Samerberg! Der war nimma zum kenna, weil er so der Läng nach daglegn is, wie a Tota und überall habn eahm d Darm außigschaugt, daß s zum Derbarma war. „Mi kinnts zsammklaubn“, hat er gsagt, aba aa der Breitenberg, der Farrenpoint und der Schrofen habn gnua ghabt und es san halt aus dene übermüatign Riesn daasige Loamsiader worn, de recht wehleidi auf ihre zerschundnen Glieder und in des broate Loch abischaugn, dös da Eisstrom ausghobelt hat. Sogar der Wendelstoan is alt worn und hat tiefe Runzeln und Täler kriagt, wenn er a sein Kopf aufbhaltn hat. Bald hätt ers Masseln ogfanga und dene Gispel de Leviten glesn, aba wie er de schiachn Gestalt'n gseng hat, da is eahm da Gift im Mäu stecka blicbn. Da hat er wieder sein Grüabign aufgesetzt und hat eahna guat zuagredt: „Laßts enk net verdriaßn!“ hat er gsagt. „D Hauptsach is, daß ma no alle am Leb'n san. Drum seids wieda lusti und habts a Schneid!“

Da habn si de Riesn wieda derfängt und bald habns wieda mit ihre Kraftsprüch ogfanga und hat oana den andern derbleckt und aufzogn, daß a Freud war. Sogar de Granitriesn habns manchmal wieda aufzwickt. Awa dö habn ihrn Zorn vergessn ghabt und warn aa so hauti beinand, daß s a zwoate Eiszeit nimma dakraft hätt'n. Bloß da Wuide Krisa hat allwei no gleich giftigschaugt und des tuat er heut no, weil er halt gar koan Spaß versteht. So finster schaugt er umi zu de Kalkriesn, daß de oft hoamle ihre Köpf zsammstecka und si krank lacha üba den altn Grantlhauer, der de staadlustign Bauernschädln net aus ihrer Ruah bringa ko.

## Wiesenspracht

Von Lorenz Strobl

Ein ununterbrochenes, kunterbuntes Leuchten, Brennen und Prangen ist auf unsern Bauernwiesen. Alle Farben, vom grellsten Rot bis zum hauchartigen Rosa, vom satten Blau bis zum duftigen Lila, vom dunklen Grün bis zum reinsten Weiß wogen aus Halmen, Stengeln und Gräsern durcheinander und darüber spannt von der silbernen Alpenkette bis zu den fernen Hügeln der Hochebene, der bayerische Bauernhimmel seinen weiß-blauen Bogen.

Schön sind unsere Bauernwiesen, wenn der Frühling über die Berge zieht, die ersten Gräser sprießen, schüchtern und voller Bange die Schlüsselblumen mit ihren Gelbäugelein in die Sonne blinzeln. Schön sind die Bauernwiesen in der glutenden Pracht des Sommers... schön im stillversonnenen Herbstzauber, wenn der Brachwind mit den blassen Zeitlosen spielt und kost.

Am sonnigen Hang, im Schatten des blühenden Weißdorns, in dem Finken und Grasmücken ihre Nestlein verstecken, blüht der Hornklee, Jungfrauen- oder Frauenschucherl von den Bauern nach der Blütenform getauft. Als Donner- oder Wetterkraut werden die Blätter der Blume mit denen des Goldklee in das Antlaßkränzerl gewunden, an Fronleichnam zur heiligen Weih getragen, hierauf im Hause aufbewahrt, um dem Blitzden Eingang zu verwehren.

Tiefer in der Hecke steckt das Buschwindröschen oder Petersblüml. In anderen Gegenden Altbayerns ist der kurzstielige Enzian dem Himmelspfortner geweiht, während er bei uns den unpoetischen Namen „Schuster-nagerl“ führt. Wegmalven blühen als „Hundsbiel“ in der Sonne und die brotähnlichen Fruchtstände werden von den Kindern gern verspeist. Dicht daneben sprießt das Schöllkraut, Warzen- oder Blutskraut. Die älteren Leute nennen es Schwalbwurz und wissen zu erzählen, daß die Schwalben die schwachen Augen ihrer Jungen mit der Krautwurzel heilen und kräftigen. Der Stengelsaft wird als Mittel gegen Warzen und in der Volksmedizin häufig verwendet. Das Kauen der Wurzel soll außerdem den Zahnschmerz stillen.

Tiefer in der Wiese leuchten die Schlüsselblumen oder Himmelschlüssel, von denen die Legende erzählt: Als der heilige Petrus erfahren, daß böse Geister den Schlüssel zur Himmelspforte nachmachen wollten, entfiel ihm vor Schreck der Türschlüssel zur Erde. Wohl hatte sogleich ein Engel den Schlüssel wieder geholt, aber die Wiese, auf der er gelegen, war bereits von goldgelben Himmelschlüsselblumen übersät.

Blutrot brennen die Taglichtnelken aus dem dunklen Wiesengras. Die Buben pflücken die Blütenköpfl und zerklatschen sie auf dem Handrücken.

„Himmel und Höll“ wird nach einem Kinderspiel der Löwenzahn benannt. Ist der Same gereift, so blasen die Kinder die „Teufelslichter“ ab. Fliegen alle Samen beim ersten Blasen vom Fruchtboden, so kommt man in den Himmel. Bleibt ein beflügeltes Sämling haften, erwartet den Bläser das Fegefeuer. Bleiben mehrere Samen am Stengel, so ist man für die Höll' bestimmt. Die Mädchen flechten sich aus den Hohlstengeln Ringe und Ketten, und darum finden wir auch oft die Bezeichnung Ringel- oder Kettenblume.

Die Mehlprimel oder das Auffahrtsblüml am Himmelfahrtstag vor Sonnenaufgang gepflückt, in ein Kränzel gewunden, im Stall oder Wohnhaus aufgehängt, lenkt den Blitz von der Hofstatt ab.

Auch die langstielige Glockenblume wird als Wetterkraut in das Antlaßkränzerl geflochten, und wer mutwillig solch ein Blauglöcklein vom Stengel bricht, wird von wildem Feuer oder Fieber heimgesucht.

Warum führt der Sauerampfer den schönen Namen Himmelsgras? Weil der Himmel diese heilspendende Pflanze den Menschen verliehen hat. Als treffliches Mittel gegen vielerlei Krankheiten und Uebel, wurde er vom Volke mit diesem ehrenden Beinamen ausgezeichnet. In einem alten Kräuterbüchlein ist zu lesen: „Des suer ampfer fast genutzt ist gut widder die Drunkenheit... wird angewandt, um den spöllworm zu verdriben... der gallen zu überwynden... daz suer ampfer gessen verdirbet den unlust und machet den menschen lustig... wann der ampfer dem menschen alleyn serd um seynen hals ghenkt, die scropeln sollen vergan...“

Verstohlen zupft das Stadtfräulein die weiße Sternenkrause der Wucherblume, Orakelblume, Margueriten- oder Wucherblume: „Er liebt mich von Herzen, mit Schmerzen, über alle Maßen, kann's gar nicht fassen, insgeheim, nur zum Schein, ein wenig oder gar nicht.“ Rescher geht das Bauerndirndl ins Zeug. Frägt weniger nach Lieb und Treu, als nach Stand und Versorgung mit: „Edelmann, Bettelmann, Bürger, Bauer, Bäuerin, Jungfrau, Drecksau, Specksau.“

Die Ufer des Wiesenbaches säumen Bachweiden, Palmbäume oder Felberstauden. Der Bauer läßt einen Palmboschen am Palmsonntag in der Kirche weihen. Die silbergrauen Kätzchen werden mit geweihtem Brot von Mensch und Tier verschluckt, um Halskrankheiten vorzubeugen. Ein Rutenring von Weiden, den Tieren um den Hals gehängt, vertreibt die Läuse, beim Menschen die böse Gicht.

## Eine Ehrenrettung für Pang

Von K. Braßler, Götting

Nachstehende streitbare Abhandlung erscheint wesentlich genug, zur Debatte gestellt zu werden. Sie gibt die Meinung des Verfassers, nicht aber die der Redaktion wieder.

In seiner Arbeit „Zur Entstehung der ing-Orte um Aibling“, veröffentlicht in dem soeben erschienenen 23. Jahrgang (1952) des „Bayer. Inn-Oberland“, Prof. Dr. Karl Finsterwalder im Zusammenhang mit Betrachtungen über den Ortsnamen Götting, daß er diesen Ort unter Berücksichtigung dessen, was Mayer-Westermayer in der Freisinger Diözesanbeschreibung (Bd. 4, S. 59) über die erste urkundliche Erwähnung Göttings feststellen, für älter belegt (730) ansieht, als den Ort Pang (752), den man bisher für den ältesten ing-Ort in unserem Gebiete betrachtete. Pang ist damit von der Geschichtsforschung entthront worden; aber es braucht sich darob keinen Kummer machen, denn die Entthronung beruht auf einem Irrtum Mayers, den Westermayer übernahm und dem nun auch Prof. Finsterwalder, wie viele andere Historiker und Heimatschriftsteller vor ihm, zum Opfer fiel. In der ersten Auflage der Diözesanbeschreibung von Mayer lesen wir über diese Sache (Bd. I. 1874. S. 60): „Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die unter Bischof Atto von Freising um d. J. 730 urkundlich genannte ecclesia S. Michahelis, quae est vonstructa in vico, quae nuncupatur Cotingas... für unser Getting nehme...“ Dieser Satz enthält bedauerlicherweise zwei große historische Unrichtigkeiten: 1. Atto

Fleißig suchen die Kinder auch nach dem Wiesenbocksbart, dem Kuckerutz oder Süßling, um dessen Stengel zu beißen und den Saft auszusaugen. Derselbe soll sehr gut sein gegen den Biß von tollen Hunden. Sonderbar klingt die Holledauer Bezeichnung „Lukaspanna“. „Spanner“ ist meist die Bezeichnung einer krampfartigen Krankheitserscheinung. (Herzspann = Herzkrämpfe). Sicherlich findet der Bocksbart im Hopfengau Verwendung gegen ein besonderes Leibübel. „Luka“ ist in Altbayern der Bierkrugdeckel. Soll der „Lukaspanna“ am End gar ein Mittel gegen die Trunkenheit sein?

Und so ließe sich noch eine Unzahl von Blumen und Blüten anführen, die in jedem Gau beinahe einen anderen Namen und damit auch eine andere Verwendung finden. Noch eine Menge von Pflanzen und Blättern wächst auf den Bauernwiesen, deren Wunder-, Heil- und Segenskraft nur den Kräuterweiblein bekannt ist, die ihre Weisheit wohl zu hüten wissen.

war erst 783—811 als 5. Bischof der Freisinger Diözese im Amt, nicht schon 730 (damals bestand die Diözese noch gar nicht). 2. Die Urkunde, die von der ecclesia S. Michahelis usw. spricht, datiert vom Jahre 809, nicht 730. Sie betrifft die Uebergabe von Grundbesitz und von Unfreien auf der Mühle zu Götting durch einen Irminpehrt an das Freisinger Hochstift. Es wäre nun falsch, aus der Erwähnung dieser Regeste bei Mayer den Schluß zu ziehen, daß die betreffende Urkunde die älteste wäre, welche Götting erwähnt, denn Mayer will ja nur die Göttinger Pfarrkirche herausheben. Tatsächlich wird Götting bereits in dem Zeitraum 776—783, das ist in der Amtszeit des 4. Freisinger Bischofs Arbeo (764—783), als Schauplatz einer urkundlich niedergelegten Schenkung von Grundbesitz an den Marienaltar zu Freising erwähnt. Der Schenker ist ein Uolfachar, der diesen Besitz geerbt hatte. Aus dem Jahre 730 ist keine urkundliche Erwähnung Göttings bekannt. Die ältesten Nachrichten stammen also aus den Jahren 776—783 und 809, wobei ich unterstelle, daß die von Karl dem Großen im Oktober 778 in „villa Goddinga“ ausgestellte Urkunde sich nicht auf unser Götting, sondern auf den Ort Godingen bei Clerf im Luxemburgischen bezieht.

Es ist bedauerlich, daß durch die vielen historischen Ungenauigkeiten in Mayer-Westermayers Diözesanbeschreibungen und dann durch deren kritiklose Uebernahme fortlaufend geschichtliche Irrtümer in die Heimatliteratur gelangen, deren Ausmerzung schier unmöglich ist. Welche Folgen eine solche Heimatgeschichtsschreibung haben kann, sehen wir wieder einmal im vorliegenden Falle, in welchem eine Ortschaft ihr urkundliches Altersprimat mit einigen wenigen Worten verliert. Ich habe schon wiederholt den Irrtum bezüglich des Jahres 730 richtiggestellt, zuletzt in meiner Rezension des Gauginger Geschichtswerks von Prof. Dr. Wolfgang Krämer in dem Aufsatz „Götting-Gauging“ (Aiblinger Zeitung vom 20. 7. 50). Hoffen wir, daß nunmehr die vorliegende Veröffentlichung in „Heimat am Inn“ diesem historischen Spuk ein Ende bereitet. Wir Göttinger sind stolz auf unser Alter ab 776 und können es — als ing-Ort schon gar — gern und gut vertragen, wenn die eine oder andere Ortschaft im Bereiche unserer engen und weiteren Umgebung urkundlich ein paar Jahre früher genannt ist. Ehre, wem Ehre gebührt; auf alle Fälle geschichtliche Wahrheit!

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1952

September

Nummer 9

## „Treu dem guten alten Brauch“

Eine Auseinandersetzung von Kreisheimatpfleger Theodor Heck

Anlässlich der Ehrungen zu seinem siebenzigsten Geburtstag kann der Vorsitzende der vereinigten bayerischen Trachtenvereine, Dr. Adlmaier wiederholt auf die eifrigen Bestrebungen der Trachtenerneuerer zu sprechen. Einmal sagte er, daß nun „sogenannte“ Heimatpfleger daran gingen, die Tracht zu erneuern und zu reformieren. daß es ihn zwar freue, wenn immer mehr Leute an der Trachtensache Interesse nähmen, aber daß er nicht wüßte, was es an unserer Tracht zu reformieren gäbe. Ein andermal erwähnt er, daß demnächst in Passau ein Kongreß von Doktoren und Professoren stattfände und fragt, wo diese Herren, die jetzt die Tracht reformieren wollen, geblieben seien, als es galt, die Tracht zu erhalten. 70 Jahre lang hätten sie nichts dazugetan, man hatte es meist den Bauernburschen überlassen, das Heimatgut zu erhalten.

Nachdem diese Äußerungen Dr. Adlmaiers durch die Presse gingen, sei auch



Oberösterreichische Trachten aus dem Innviertel  
Foto und Verlag „Iris“, Wasserburg am Inn

eine öffentliche Erwiderung gestattet. Der Kongreß hat inzwischen am 29., 30. und 31. August mit ausgezeichnetem Erfolg stattgefunden. Es wäre das Einfachste gewesen, Herr Dr. Adlmaier hätte sich dort Aufklärung geholt und dann wohl seine ablehnende Einstellung gegen die Trachtenerneuerer revidiert, denn es ist wohl nicht gut anzunehmen, daß ein an der Heimatbewegung so interessierter Mann wie er durch die großartige Kundgebung nicht doch beeindruckt worden wäre. Leider hat er die Tagung aber

schon nach dem ersten wissenschaftlichen Einführungsvortrag verlassen und versäumte dadurch außer den verschiedenen Referaten, von denen ihm jedes einzelne ersgebende Auskunft auf seine Fragen gegeben hätte, auch die wunderbare Schau von mehreren Hundert meist erneuerten Trachten, die ihm gezeigt hätte, wie sich die „Reformen“ der Professoren und Doktoren in der Praxis auswirken. Es wäre ihm dann wohl klar geworden, daß diese Erneuerungen keineswegs

Phantasieprodukte volksfremder Gelehrter oder Modeschöpfer sind, sondern daß sie streng an die Ueberlieferung anknüpfend geschaffen sind, lediglich mit dem Unterschied, daß ausgesprochen Ueberlebtes und Unzweckmäßiges durch Formen unserer Zeit ersetzt ist. Diese historische Strenge als Voraussetzung für eine Erneuerung müßte gerade dem, der dem Wahlspruch „Treu dem guten alten Brauch“ huldigt, außerordentlich zusage, wie andererseits dem, der die Tracht lebendig erhalten möchte, auch die Notwendigkeit einer Anpassung an unsere Zeitverhältnisse einleuchten müßte. Die Tracht war ja auch in alter Zeit einem ständigen Wandel unterworfen. Vielleicht wird man nun einwenden: „Wir wollen ja, daß sich die Tracht weiterentwickelt — aber von selbst, ohne Zutun weltfremder Gelehrter“. Darauf ist zu erwidern:

1. Die Tracht ist in weiten Gebieten seit langem so gänzlich erloschen, daß selbst die älteren Leute keine Vorstellung mehr von ihr haben und die Wiederherstellung der Altform nur noch der Volkskunde möglich ist.

2. Die letzten Entwicklungsformen mancher Trachten waren im Zuge des allgemeinen Kulturniedergangs bereits so überladen, unzweckmäßig und oft geradezu häßlich geworden, daß sich eine Weiterentwicklung nicht mehr ergab. Nicht umsonst wurde sie von den Bauern so leichtem Herzens aufgegeben.

3. Es ist nicht zu übersehen, da auch unser Bauernvolk infolge der jahrelangen Uberschwemmung mit großstädtischer Massenware die Urteilskraft verloren hat, von sich aus zu guten Neugestaltungen zu kommen.

Bei dieser Lage ist es nur folgerichtig, wenn die Trachtenerneuerung auf die älteren Formen — aus der Blütezeit unserer Trachten zurückgreift, was eigentlich auch einem so konservativen Mann, wie Dr. Adlmaier gefallen müßte. Geradeso wie es ihn mit Genugtuung erfüllen sollte, zu erfahren, daß die besten Fachleute auf diesem Gebiet — und das sind nicht zuletzt die Professoren und Doktoren — sich um eine möglichst einwandfreie Erarbeitung der notwendigen Unterlagen bemühen.

Die oberbayerische Trachtenforscherin, Frau Dr. Brückner, errechnet aus ihrem in mühevoller Kleinarbeit gesammelten Material (aus Museumsstücken, bildlichen Darstellungen vor allem auch auf Votivtafeln, usw.) mit statistischer Genauigkeit z. B. die prozentuale Farbenverteilung der Trachten für die verschiedenen Gebiete, bevor sie ihre Erneuerungsvorschläge macht. Das ist doch entschieden mehr nach dem Grundsatz „Treu dem guten alten Brauch“ gehandelt, als wenn sich ein Hallertauer Trachtenverein noch vor einigen Monaten die Miesbacher Tracht als Ver-

einstracht zugelegt hat und dadurch den Anschluß an die Ueberlieferung gefunden zu haben glaubt. Und wenn, wie ebenfalls in diesem Jahr in einem andern Ort der Hallertau geschehen, sich zwölf Paare kostspielige Alttrachten neuanfertigen ließen, beweist dies seinerseits, daß zwar der Wille zur Tracht vorhanden ist, andererseits aber, daß man ohne die Hilfe der Heimatpflege den rechten Weg dazu nicht findet. Denn so optimistisch wird wohl auch Dr. Adlmaier nicht sein, anzunehmen, jemand würde heute diese Alttracht außerhalb des Vereins, außerhalb des Festzugs also im Alltag tragen und darauf kommt es ja gerade an. Bezeichnend ist, daß völlig unabhängig von einander verschiedene Redner in Passau die Feststellung machten, die vereinsmäßige Pflege der Tracht führe zur Erstarrung und könne dadurch für die Wiederbelebung sogar hemmend wirken. Denn indem man eine Sache, die das Anliegen des gesamten heimatverbundenen Volkes sein sollte, zur Vereinsangelegenheit macht, entfremdet man sie der Allgemeinheit und sogar denen, die es besonders angeht. Gibt es nicht zu denken, daß Dr. Adlmaier bei der Aufzählung der Pioniere des Trachtenvereins alle möglichen Berufe nennt, nur keinen Bauern? Der Gedanke des Trachtentragens hat heute einen tieferen Hintergrund, als daß man ihn durch Vereinsstatuten voll erfassen könnte. Die geistige und sittliche Not unserer Zeit hat Gegenkräfte auf den Plan gerufen. Immer mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß die Besinnung auf die Heimatwerte das einzige ist, was uns noch vor einer völligen Vermassung retten kann. Die Tracht wird dabei vielfach zum äußeren Symbol dieser Zuversicht. Wie der bekannte „rote Faden“ zog sich dieser Grundgedanke durch fast alle Vorträge des Kongresses, am klarsten und schönsten ausgesprochen durch den hochverehrten Universitätsprofessor Dr. Viktor von Geramb. Das Wissen um die Existenz dieses einzigen Mannes allein schon hätte Dr. Adlmaier davon abhalten sollen zu fragen, wo die Professoren geblieben wären. Nicht nur, daß Prof. v. Geramb es war, der den Anstoß zur ganzen modernen Heimatbewegung in den Alpenländern gegeben hat, er hat auch Generationen von Hochschul Lehrern und Wissenschaftlern dazu erzogen, in der Volkskunde mehr als einen Selbstzweck zu sehen, nämlich das Rüstzeug dazu, unser Volk aus seinem besinnungslosen Zivilisationstaumel wieder zurück zu den allzeitgültigen Werten der Heimat zu führen. Und heute sind es seine Schüler — in engerem und weiterem Sinn, die überall die Führung in diesem Streben nach Erneuerung unseres Menschentums innehaben. Wenn dieser Heimatgedanke jetzt in Deutschland, Oesterreich und Schweiz immer stärker wird, ist dies nicht zuletzt das Verdienst der Professoren

## Das Heilig-Geist-Spital im neuen Gewand

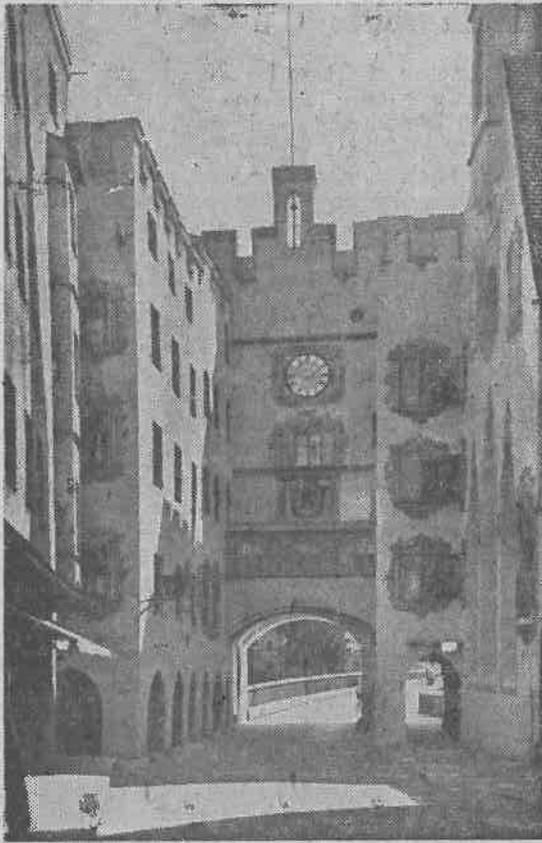
Das viel bewunderte Stadtbild Wasserburgs, das in seiner geschlossenen und doch mannigfaltigen Form ebenso ein stolzes Zeugnis der Vergangenheit wie ein Schmuckstück der Gegenwart ist, hat in letzter Zeit eine neue Bereicherung erfahren. Heilig-Geist-Spital, Heilig-Geist-Kirche, Brucktor und Bürgerheim sind im Auftrag der Stadt von fachkundiger Hand renoviert worden und wenn sie bisher allein durch ihre bauliche Wucht wirkten, belebt nun eindrucksvolle Malerei die hohen Wände. Der ganze interessante Baukomplex ist eng mit der ältesten Geschichte und dem öffentlichen Leben der Stadt Wasserburg verknüpft. Kein Wunder, daß man hier, wo mit größter Wahrscheinlichkeit einmal fast jedes zweite Haus bemalt war, gerade diesen Bauten einen besonderen Schmuck verlieh. Die Anfänge des Spitals reichen bis zum Jahre 1338 zurück. Damals erwarb der Stifter Zacharias von Hohenrain, Pfleger zu Wasserburg und Kling und Truchseß des Klosters Tegernsee, zum Zwecke eines Spitalbaues das Haus des Wasserburger Bürgers „Rudel an der prukk“. Alle mittelalterlichen Spitäler pflegten ja am Wasser zu stehen. 1341 waren Spital und Kirche fertig und eine große Anzahl bürgerlicher Armer und Kranker zog ein. 1380 brannten Spital und Kirche ab, dem Neubau müssen späterhin noch mehrere Umbauten gefolgt sein, besonders für 1618 läßt sich an Hand der städtischen Baurechnungen eine rege Bautätigkeit feststellen. Damals wurden die Gewölbe des Spitals erneuert, die Pfeiler verstärkt, die Kirche innen neu ausgestattet. Ueber den Zeitpunkt der Außenbemalung und ihre eventuellen Künstler schweigen jedoch Stadtrechnungen wie Spital-Memorialbücher. Die Renovierung ergab die älteste Malerei an der nördlichen Ecke der Kirche: geometrische Teilungen, frühgotische Flach-

ornamente al fresco im Putz eingeritzt. Eine Erhaltung dieser Reste war wegen des porösen Mörtelputzes nicht möglich. Auf dieser ursprünglichen, frühmittelalterlichen Malerei befinden sich Freskomalereien von ca. 1580, die die ganze Fassade überspannen. Auch die Stelle der kreisrunden Oeffnung mit dem Steinmaßwerk nahm ehemals ein Freskogemälde ein. Ehemals links und rechts davon befindliche Nischen sind heute verschwunden. Ein Aufsatz mit zwei Engeln, die Leidenswerkzeuge tragen und das Schweißbuch der Veronika halten, deutet darauf hin, daß in der darunterliegenden, großen bemalten Umrahmung ein Gemälde das Leiden Christi zum Thema hatte. An der linken Seite des Rahmens trägt ein großer schwebender Engel das Kreuz, die Lanze mit dem Schwamm und das Schilfrohr mit dem Kolben. Besonders bemerkenswert sind die Aufsätze über den drei gotischen Fensterbogen und ein überlebensgroßer, 3,50 m hoher, in Farben gehaltener Christophorus, dessen Freilegung sehr gut gelungen ist. Ueber dem mittleren Fensterbogen kam eine figürliche Darstellung zutage, eine Mutter mit Kindern auf den Armen, was vielleicht auf die Fürsorge des Spitals deuten soll. Ein Kind hält ein langes Kreuz in der Rechten. Nicht ohne weiteres zu erklären sind die Figuren über den beiden anderen Fenstern, links eine sitzende Frauengestalt mit Knüppel und Becher, rechts ebenfalls eine Frauengestalt mit einem Vogel auf der rechten Hand. Am Ostgiebel der Heilig-Geist-Kirche waren sämtliche Fensteröffnungen mit Renaissancemalereien umrahmt, die jedoch teilweise der Zerstörung anheimfielen, als die Fenster einmal frisch eingeputzt wurden. Hier handelt es sich bei dem Bilderschmuck um sogenannte Tonmalereien in grauen oder gelben Farbtönen, mit Ausnahme des Christophorus.

und Doktoren, die in den fraglichen 70 Jahren den Keim zu dem legten, was wir alle, soweit wir guten Willens sind, mit Freude und Zuversicht begrüßen müssen.

Hat es denn Dr. Adlmaier noch nie der Mühe wert gefunden, sich über das Wirken des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege, der heuer auf sein 50jähriges Bestehen zurückblicken kann, zu unterrichten? Er hätte erfahren, daß es neben Menschen aus allen Berufsschichten, doch vor allem Angehörige einer geistigen Oberschicht waren, die dort einen unermüdeten Kampf um die Erhaltung unserer äußeren und inneren Heimat führten und noch führen. Neben Männern, wie Prof. A. Thiersch, Prof. Fr. Zell aus der Gründungszeit, sei nur Dr. J. M. Ritz erwähnt, der heutige Führer des Vereins. Ge-

rade weil er als Wissenschaftler die Größe unserer einstigen Volkskultur kennt, betrachtet er es als seine besondere Aufgabe, nicht nur das „gute Alte“ zu erhalten, sondern darüber hinaus auch noch den Geist, der dieses gute Alte hervorgebracht hat, wieder zu erwecken. Bei aller Sympathie, die jeder Heimatfreund dem Wahlspruch: „Treu dem guten alten Brauch“ entgegenbringen wird, müssen wir in der Forderung von Dr. Ritz nach einer „rechten Gesinnung und einer rechten Ordnung der Dinge“ doch einen weit fruchtbareren Leitsatz ersehen. Wir wissen wohl: Was vergangen ist, kommt nicht wieder. Aber wir glauben auch, daß die „rechte Gesinnung“ nicht für ewig vergangen ist und hoffen auf ihre Wiedergeburt.



Das Brucktor wird 1374 erstmals urkundlich erwähnt. 1470 wurde es von dem Wasserburger Meister Wolfgang Wieser neu gebaut, die Fundierung geschah mittels eines Rostes aus Eichenpfählen. Auf diesen Bau bezieht sich der Vermerk im Kopialbuch der Stadt: „item den turm bei dem fleischhauß haben die burger auf vnnsres gnedigen herrn hertzog Ludwigs (gemeint ist Ludwig der Reiche von Landshut) begern von newem aufgewawt.“ 1568 erfolgte die Bemalung der Außenseite nach der Brücke hin, 1890 wurde diese Malerei durch den Wasserburger Heinrich Dendl erneuert. Die Innenseite zeigt das Stadtwappen. An Stelle der Uhr befand sich ursprünglich ein Fenster, Spuren einer Renaissancebemalung sind rechts und links davon deutlich erkennbar. Ebenso ist ein Stockwerk tiefer die gemalte Fensterumrahmung noch zum Teil erhalten.

Das heutige Bürgerheim auf der dem Spital gegenüberliegenden Seite der Bruckgasse hatte ebenfalls früh eine Funktion im Gemeinschaftsleben der mittelalterlichen Stadt. Zuerst diente es als sogenanntes „Schuhhaus“ der Zunft der Wasserburger Schuhmacher als Niederlage. Als „Schuhhaus“ erscheint es auch noch im Kaufvertrag Rudels an der prukk mit Zacharias von Hohenrain. Der Bür-

ger Rudel bekam damals außer dem Kaufpreis ein Zimmer im gegenüberliegenden „Schuhhaus“ angewiesen. 1388 erscheint das Haus dann im Besitz Martein des Kramers, dem die Stadt in diesem Jahr „zwei Fleischbänke unterm ehemaligen Schuhhaus, nun seinem neuen Haus, dem Spital gegenüber“ verkauft. 1389 erwarb der Besitzer vom Kloster Attel eine weitere Fleischbank, „gelegen an Martein des Kramers Haus zunächst an der Brücke“. 1392 genehmigte Herzog Stephan den Wasserburgern die gemeinsame Fleischbank, die im Mittelalter ebenso die einzige Verkaufsstelle für Fleisch, wie das Brothaus für die Bäckerwaren darstellte. Ein Neubau des Fleischhauses erfolgte 1481 bis 1483, die Fundierung geschah wie 1470 beim Brucktor durch einen Rost aus Eichenpfählen, die Gesamtkosten beliefen sich auf insgesamt 1490 Pfund Pfennige. In den folgenden Jahrzehnten wurde das Fleischhaus neben seiner gewerblichen Funktion auch mehrmals den lateinischen und deutschen Schulmeistern zur Aufführung ihrer Spiele zur Verfügung gestellt. 1617 verlegte man die Fleischbank auf die Hofstatt. 1829 erwarb die Stadtgemeinde das alte Fleischhaus und richtete es als Bürgerheim ein. Die Wände des Bürgerheims zeigen als älteste malerische Behandlung eine Quadrierung in schwarzen und grauen Tönen. In der Renaissancezeit erfolgte eine weitere reichere Bemalung al fresco. Ein hl. Martin (wenigstens deutet die beigegebene Gans darauf) und ein Dudelsackpfeifer in farbiger Ausführung sind teilweise erhalten. Die Fensterumrahmungen sind den aufgedeckten Bemalungen nachgeahmt.

Die ganze Baugruppe ist mit mächtigen Mauerzinnen bekränzt, die in der Renaissancezeit gleichfalls eine ornamentale Bemalung erhielten. Wie zu jener Zeit die Bauten an der Brücke zu den repräsentativsten der Stadt gehörten, stehen sie nun wieder im erneuerten Kleid, begrüßen den Eintretenden und vermitteln dem Scheidenden einen letzten eindringlichen Eindruck von den Schönheiten der Stadt am Inn. S. K.

## BUCHERECKE

Auf dem Gebiet der Trachtenerneuerung liegt mit Dr. Barbara Brückners „Trachtenerneuerung in Bayern“ (30 Textseiten, 10 handkolorierte Tafeln, 11 ganzseitige Zeichnungen. 12 DM) eine Neuerscheinung vor, die neben grundsätzlichen Ausführungen die bisher geleistete Arbeit der Trachtenbewegung in Bayern an Hand von zehn vorliegenden Entwürfen aufzeigt. Mit reichem Anschauungsmaterial, vollständigem verkleinertem Schnitt, Angabe des Materialverbrauchs usw. werden außerdem praktische Anregungen zur Herstellung der Trachten gegeben. Das Heft ist zu beziehen durch Dr. Barbara Brückner, Fürstenfeldbruck, Stadelbergerstraße 7. S. K.

## Sinnvoller Uferschutz

Von Dipl.-Ing. Hans Schwarzenberger,  
Wasserburg

„Ohne Schaden läßt sich das Wasser nicht durch den Rechenstift von den Naturvorgängen trennen; es bleibt untrennbar verbunden mit der Landschaft und der Fauna und Flora im und am Wasser gegen den Willen der naturfremden Rechner am grünen Tisch.“

R. Heuson

Mit dem Entstehen von Großschiffahrtswegen, Wasserkraftanlagen und besonders Flußwasserkraftwerken ist der Vorwurf verantwortungsbewußter Landschaftsgestalter und besorgter Naturfreunde nicht mehr stillgeworden, daß durch naturfremdte Technik dem lebendigen Wasser und seiner Umwelt Gewalt angetan wird. Der naturliebende Wasserbauer kennt diese Vorwürfe, aber auch den Zwang, der ihm durch technische und wirtschaftliche Erwägungen auferlegt wird.

So verpflichtet nicht nur ästhetische Betrachtungen, sondern schwerwiegende Folgeerscheinungen unvernünftiger Störungen des allgemeinen Wasserhaushaltes in der Natur, soweit möglich, rasche und gründliche Abhilfe zu schaffen.

Der Wasserbau umfaßt ein großes Gebiet: Quelle, Bach, Fluß, Strom und Meer; Kanäle, Schiffahrtswegen, Wasserkraftanlagen und Talsperren. Eine Unzahl technischer Maßnahmen sind notwendig, den Menschen einerseits vor der Gewalt des gelegentlich fessellosen Wassers zu schützen, andererseits ihm eine wertvolle Kraft dienstbar zu machen.

Im ewigen Kreislauf sind die Träger des Wassers in der Atmosphäre die Luftfeuchtigkeit und die Wolken — auf der Erde das Grundwasser, die Quelle, der Bach bis zum Strom, See und Meer. Dieser Kreislauf darf nicht gestört oder in andere Bahnen gelenkt werden, ohne daß schwerwiegende, manchmal überhaupt nicht wieder gut zu machende Schäden in der Natur und damit auch für den Menschen und dessen Ernährung auftreten. Das geflügelte Wort von A. Seiffert's „Versteppung Deutschlands“ ist bekannt. Kriegs- und Notzeit haben das ihrige dazu beigetragen, seine erschreckende Möglichkeit eindringlich vor Augen zu führen; nicht nur in Deutschland, das Problem ist global. Was Krieg und Unvermögen nicht verursacht haben, ist durch Unvernunft und Habgier immer wieder zu Wege gebracht worden.

Wie oft ist die schützende Walddecke der Berghänge, die den Humus geschaffen und ihn festgehalten, die Bodenfeuchtigkeit bewahrt und den Abfluß der Niederschläge gebremst haben, rücksichtslos abgetrieben worden! Viele Millionen Kubikmeter fruchtbarer

Ackererde, die Nordamerika durch Abholzung seiner Wälder der Maschinenarbeit und dem Weltweizenmarkt geopfert hat, trägt alljährlich der Wind von dannen! Bäche und Flüsse wurden nach Plänen korrigiert, die mit Reißschiene und Lineal auf dem Papier entstanden sind. Die Hochwässer fließen unverhältnismäßig schnell ab, wobei die zeitlich und mengenmäßig zusammengedrückten Wassermassen großen Schaden anrichten. Moore werden weit über das notwendige Maß hinaus entwässert und trockengelegt. Grundwassersenkungen treten auf, nicht zuletzt in der Nähe von Industrieorten und Großstädten, die dem Grundwasser übergebührende Mengen entnehmen. Da das Niederschlagswasser an sich arm an Beimengungen, Mineralsalzen u. a. ist, hat es infolge der kahlen Bergflanken, der geraden Fließbetten und ungenügender Retention im Grundwasser mangelnde Gelegenheit sich anzureichern und wird „tot“, worunter auch Fauna und Flora ersichtlich leiden.

Will man das Uebel an der Wurzel packen, so muß man in erster Linie an die Wiederaufforstung der Berge herangehen, aber auch im Flachland sind ähnliche Maßnahmen zu treffen. Nicht minder wichtig ist der Uferschutz.

An der Linienführung vorhandener Wasserläufe ist vielfach nur wenig oder gar nichts zu verbessern, aber bei Neugestaltungen kann Gutes geschaffen und die Ufer aller Wasserläufe, Seen und des Meeres können biologisch geschützt werden.

Bereits vor Jahren hat die Forstwirtschaft erkannt, daß Monokulturen (Anpflanzungen einer einzigen Baumart) dem Mischwald in vieler Hinsicht unterlegen sind, was besonders für Uferschutzwälder gilt. Der Laubholzmischwald bietet einen bedeutend höheren Wasserschutzwert als reine Nadelholzbestände oder manche Laubhölzer in Reinkultur.

Wie sollen nun die Schutzstreifen an den Gewässern beschaffen sein? Vor allem greife man auf das Bodenständige zurück. Man strebe den Laubmischwald an, fördere keine Monokulturen von Eichen, Birken, Espen und Nadelträgern, am allerwenigsten Kiefern. Die Auswahl geschehe nach Holzwert und Schnellwüchsigkeit. In den meisten Fällen wird es sich darum handeln, bestehende Auen- und Inselwälder zu schonen und zu hegen.

Bei Neuanlagen und durchgreifenden Verbesserungen (Ausbesserungen) ist Rücksicht auf die biologische und mineralogische Bodenbeschaffenheit und deren Aufgeschlossenheit, auf den Grundwasserstand und nicht zuletzt das gegebene Landschaftsbild zu nehmen.

(Schluß folgt)

# Zur Entstehung des Ortsnamens Götting

Von Dr. Karl Finsterwalder, Innsbruck

In Nr. 8 der „Heimat am Inn“ stellten wir einen Beitrag „Eine Ehrenrettung für Pang“ von K. Braßler, Götting, zur Debatte. Der hierbei zitierte Dr. Karl Finsterwalder, Innsbruck, meldet sich nun zu einer Gegenerklärung, die abzu- drucken uns eine selbstverständliche Pflicht ist. Die Redaktion.

In meinem Aufsatz „Zur Entstehung der ing- Orte um Aibling“ im Bayerischen Innoberland 1952 habe ich S. 41 den Ortsnamen Hötting auf seinen sprachlichen Ursprung zurückgeführt und außer den von Meixner genannten urkundlichen Formen für Götting, die nach ihm erst nach dem Jahre 934 einsetzten, auch noch eine ältere, nämlich „Cotingas“ aus der Diözesanbeschreibung von Mayer und Westermayer samt der dort angegebenen Jahreszahl dafür, nämlich 730 mit- geteilt. Eine kritische Äußerung dazu von K. Braßler in „Heimat am Inn“ Nr. 8, August 1952, S. 64, kritisiert nicht den wesentlichen Inhalt meines Aufsatzes, die Namenerklärung für Göt- ting und Nachbarorte, weist aber darauf hin, daß als richtige Jahreszahl obiger Urkunde nicht das Jahr 730, sondern 809 zu betrachten sei und „Cotingas“ außerdem noch zwischen 776 und 783 genannt werde. Die Quelle wird dabei für Braßler wohl das von ihm nicht zitierte Werk von Bitterauf, die Tradition des Hochstifts Frei- sing Nr. 83 und Nr. 292 sein, als richtige Datie- rung ist das Jahr 809 kaum anzuzweifeln, wenn auch Bitterauf irrigerweise das dort genannte Cotingas mit Gauting gleichsetzt. Somit ist die Zeitangabe Mayer-Westermayers über das Jahr 730 ein Irrtum. Dieser Fehler der Quelle berührt aber in keiner Weise das Ergebnis meines Auf- satzes, in dem der Name Götting auf den Na- menstamm Gaud — nach Förstemann als eine Nebenform zu germanisch Gaut — „Gote“ zu betrachten, zurückgeführt wird. Wenn ich ne- benher erwähnte, daß nach Mayer-Westermayer der Ort Götting schon 730 erwähnt wird, wäh- rend sonst Pang mit 752 als der älteste Ort bei Rosenheim gilt, so wollte ich mit dieser Er- wähnung gerade auf diesen auffälligen Wider- spruch der Datierungen hinweisen, keineswegs die Zeitangabe 730 als endgültig feststehend hin- stellen. Die Namenforschung, die notgedrungen weite Räume überblicken muß, um den Urfor- men der Ortsnamen durch sprachlich-historischen Vergleich auf den Grund zu kommen, muß sich immerhin auch auf historische Vorarbeiten stüt- zen können. Sie kann nicht selber für jeden einzelnen Ort den geschichtlichen Stammbaum ermitteln, soll sie nicht in der Arbeit an der Lokalgeschichte stecken bleiben. Trotzdem bei- de Quellenwerke, Mayer-Westermayer und Bit- terauf hier in wichtigen Punkten Falsches an- gaben, bleibt meine methodische, auch auf die Mundart aufgebaute Deutung des Namens Göt- ting unbestritten — auch von Braßler unange- fochten. Bei dieser Sachlage halte ich es für un- berechtigt, den aus Mayer-Westermayer stam- menden Irrtum aufzubauchen und mein Zitat aus M.-W. mit „kritikloser Uebernahme histo- rischer Ungenauigkeiten und fortlaufenden ge- schichtlichen Irrtümern der Heimatliteratur“ in Verbindung zu bringen. Das wäre geradeso, wie wenn man das Urkundenwerk von Bitterauf

wegen seiner falschen Bestimmung von Cotin- gas als kritiklos erklärte oder wenn man mein Vorgänger in der Erklärung Göttings, Hans Meixner, deshalb, weil er die beiden ältesten Urkunden für Götting, die bei Bitterauf am fal- schen Ort im Register stehen, nicht beifügte, statt einer Anerkennung für seine große posi- tive Leistung der historischen Ungenauigkeit be- schuldigte, um dann stolz ein Körnchen Wahr- heit, das man selber gefunden, vorzulegen. Eine solche Art von Kritik ist meines Wissens in der wissenschaftlichen Literatur nicht üblich.

## Die Chronik

1528: Dies Jahr wollten die Tiroler nach Altötting einen Bittgang tun und fuhren ih- rer 100 zu Schiff von Schwaz auf dem Inn herab an Wasserburg vorbei. Ist eine nasse Fahrt geworden, voll Angst und Schrecken. Bei Kraiburg hat der Strom das Schwazer Schiff an einen Brückenpfeiler geworfen. Nur mit Not entrannen die Wallfahrer dem ga- chen Tod. Lamprecht, Geschichtsbilder, S. 82

1529: Das Vordringen der Türken unter Sultan Suleiman (1521 der Fall Belgrads. 1526 vernichtende Niederlage des Reiches und seiner Verbündeten bei Mohacs, 22. Sept. bis 15. Okt. 1529 erste Belagerung Wiens) sandte seine Beunruhigungswellen auch zu uns und beeinflusste die Inn-Schifffahrt.

(Chronik Kirmayer)

1604: Besteht eine Wasserburger Lederer- Ordnung. Sie zeigt sich ausgesprochen weiber- feindlich, denn es heißt da: „Es solle jeder Lederer, so Meister geworden, eine Mahlzeit ge- ben, wo er will. Bei einem Gastgeber oder in sei- nem Haus, doch daß kein Weib solcher Meister- mahl besuche.“ (Heimat a. Inn 1927, S. 1.)

1604: Zum ersten Male bestimmte eine Ver- ordnung den Schnitt der bäuerlichen Kleidung. Hauptzweck dieser Anordnung war nach W. M. Schmid. „Ueber Wege und Ziele...“, eine für Kriegsfälle passende, möglichst einheitliche Ge- wandung zu schaffen, weil damals (bis 1691) die Bauern in ihren eigenen Kleidern zum Land- fahnen kamen. (Dr. B. Brückner.)

1611: Zogen die Kraiburger durch Wasser- burg nach Ebersberg auf einer Verlöbnißfahrt zur Hirnschale des hl. Sebastian, daraus den Pestwein zu trinken. Die Kraiburger waren 15 Wochen lang im Herbst bannisiert (+ abge- schlossen), weil die „abscheuliche sucht der pe- stis“ den Markt und seine Umgebung bedrohte. Starb aber zu Kraiburg selbst nur eine Per- son daran. (Der Pestwein soll durch einen ge- höhlten Pfeil geschlürft worden sein.)

(Chronik Kirmayer.)

1612: Dem Hofmarkswirt Wolf Mayr in Schnaitsee wird eine Wallfahrt nach Altötting auferlegt, weil er als „Lutheraner“ die Oster- beicht unterlassen.

(Heimat a. Inn 1937/38, Nr. 10.)

## Das Amulett

Von Josef Mailhammer, Moosburg

Es war im Winter 1948/49 in Zentral-Sibi- rien, Ueber die Steppen von Kasakstan brau- ste der Sturmwind seit Tagen mit unver- minderter Kraft. In unserem kleinen Straf- lager, in das mich schon seit Jahren ein grau- sames Schicksal verschlagen hatte, schien das Leben erloschen. Wir waren von der Außen- welt völlig abgeschnitten. Die Natur hatte ihr Leichentuch über dieses so unglückliche Land ausgebreitet.

Dicht zusammengedrängt saß ich mit meh- reren deutschen und japanischen Kriegs- gefangenen auf dem naßkalten Boden, einen Liegeplatz hatten wir nicht, und versuchten so gut es ging, diese schweren Tage zu über- brücken. Uns gegenüber waren Holzpritschen in etwa 1,5 m Höhe angebracht, auf denen die „Privilegierten“, d. h.: die Banditen aller Nationalitäten, vor allem aber Russen, la- gen.

In der Nähe der flackernden Petroleum- lampe mir genau gegenüber saß auf der Holz- pritsche ein Sibirier aus Irkutsk am Baikalsee. Er war ein noch junger Mensch mit auf- fallend gutem Gebiß und gehörte zur „Pro- minenz“ des Lagers Samarka.

Schon längere Zeit beobachtete ich ihn, wie er mit einer großen Münze spielte, sie ab und zu an seinem Watterock glänzend rieb und im fahlen Schein der „Katilka“, der Lampe, betrachtete. Dabei entfiel sie ihm. Ich hob sie auf und gab sie ihm zurück. Ein kurzer Blick hatte genügt, um festzustellen, daß sie aus Deutschland stammte. Ich war momentan erregt und bat Alfero, so hieß der Sibirier, mir die Gedenkmünze nochmals zu zeigen. Gutmütig gab er sie mir zurück; er kannte mich schon seit längerer Zeit. Die Münze war ein Stück meiner vertrauten engeren Heimat. Ein Außenstehender kann sich kaum vorstel- len, was das für mich bedeutet.

Ueber 7000 km von der Heimat entfernt, spielte mir ein Zufall dieses kleine Stück Me- tall in die Hände. Es war eine Gedenkmünze aus Wasserburg am Inn.

Die Münze hatte einen Durchmesser von etwa 3 cm, weiß glänzendes Metall und zeigte auf der Vorderseite den Bayerischen Löwen als Wappentier. Halbkreisförmig darunter stand das Wort „Bayern“! Auf der Rückseite zeigte die Gedenkmünze ein sehr fein dar- gestelltes Relief der Stadt Wasserburg a. I., die Brücke über den Inn und auf dem Fluß war sogar ein kleiner Ruder Kahn zu erken- nen. Unter der Abbildung war in einem Wappen die Jahreszahl eingraviert. Sie war nicht mehr zu erkennen. Ueber dem Relief stand das Wort „Wasserburg a. I.“.

Ich konnte kaum glauben, was ich vor mir sah. Tief berührt von diesem Erlebnis, war mein erster Gedanke, die Münze, die mir so viel bedeutete, in meinen Besitz zu bringen, koste es, was es wolle.

Vertraut mit der Mentalität der Russen, mußte ich sehr vorsichtig zu Werke gehen. Einerseits durfte ich nicht zeigen, wie wert- voll dieses Stück Metall für mich war und zum anderen mußte ich bei Alfero Verständ- nis finden und die manchmal naive Gut- mütigkeit der Russen wecken.

Beides gelang mir. Ich erzählte ihm, daß die Münze aus meiner engeren Heimat stamme und wahrscheinlich anlässlich einer Feier der Stadt besonders angefertigt worden sei. Ich erwähnte auch, daß ihr materieller Wert sehr gering sei.

Ich unterhielt mich mit ihm über meine Heimat. Meine russischen Sprachkenntnisse waren damals schon so weit gediehen, daß wir uns gut und flüssig verständigen konn- ten. Frug ihn nach seinem Zuhause, seinen Eltern und Geschwistern. Die grauenvolle Umgebung und der immer noch tobende Sturm bildeten einen wirkungsvollen Rah- men, um die Gedanken an unsere Heimat und damit an glücklichere Zeiten besonders wach- zurufen. Es dämmerte bei ihm, daß wir wohl dem gleichen Schicksal ausgeliefert waren, von dem keiner wußte, wie es enden würde. Nach einer kleinen Gesprächspause, in der er sichtbar trüben Gedanken nachhing, sagte er kurz „Nitschewo“, worin sich die ganze Men- talität der slawischen Völker ausdrückt. Am besten könnte man das Wort mit dem Aus- druck „Macht nichts, wird schon werden“ übersetzen.

Ich bat ihn, mir die für ihn doch ziemlich wertlose Münze zu überlassen und bot ihm meine Monatsration Seife, etwa 200 g, dafür. Außerdem erklärte ich Alfero, daß sie für mich ein Amulett darstelle. Die Slawen sind abergläubisch und ganz besonders, wenn es ihnen schlecht geht. Schließlich gab er mir die Gedenkmünze aus Wasserburg.

Ich war überglücklich, trotz meiner Not und all dem Elend rings um mich. Wie einen Augapfel behütete ich mein Amulett und verbarg es vor den Augen der Russen. Nur wenigen zuverlässigen Kameraden zeigte ich meinen Schatz.

Ich habe das Amulett, das es für mich nun wirklich war, lange auf der Brust getragen. Nie legte ich es ab und ich glaubte fest daran, daß es mir eines Tages Glück bringen würde.

Als auch für mich im April 1950 die Stunde der Erlösung schlug, begleitete es mich auf der Heimfahrt als mein kostbarster Besitz. Bei der letzten Leibesvisitation in Brest- Litowsk wurde es mir abgenommen. Die Freude und Erwartung auf die Freiheit und die Heimat ließ mich den schmerzlichen Ver- lust leichter überwinden.

# Das Aufkommen unserer Familiennamen

Von Jakob Albrecht, Pfarrer zu Bad Aibling

In den alten Urkunden des ersten Jahrtausends unserer christlichen Zeitrechnung, wie sie zahlreich vorhanden waren in den Klosterarchiven und nun in den Monumenta Boica gesammelt sind, tragen die aufgeführten Personen jeweils nur einen Namen. Jedoch ist der Ort genannt, wo sie sesshaft sind. Da heißt es z. B. Heinrich von Amerang, Bertold von Getting, David von Audorff. Die alten Römer hatten wohl das Mehrnamensystem, indem zum Vornamen noch der Name des Geschlechtes, dem er angehörte, und noch ein Beinamen trat, z. B. Markus Tullius Cicero oder Cajus Sempronius Gracchus. Allein das Aufkommen eines zweiten Namens, des sogenannten Schreibnamens, in mittelalterlicher Zeit hängt nicht damit zusammen. Der Hauptgrund für das Aufkommen des zweiten Namens liegt sicher darin, daß bei der Mehrung der Bevölkerung vor allem in den Städten dieser Zunahme zur besseren Kennzeichnung der betreffenden Person diene. Daher kommt es denn auch, daß bei den benachbarten Völkern wie bei den Italienern und Franzosen, wo die Städtegründung schon weiter fortgeschritten war, der Gebrauch eines zweiten Namens schon im zehnten Jahrhundert begann und weit eher als bei uns zum Abschluß kam. In Deutschland sind es auch zuerst die alten Kulturzentren, die am Rhein und in Süddeutschland liegenden Städte, z. B. Mainz, Straßburg, Köln, Freising, Regensburg, Salzburg, wo diese Sitte, sich einen Schreibnamen zulegen, schon um 1100 eindrang, vielleicht auch veranlaßt durch das Beispiel der benachbarten romanischen Völker.

Unabhängig davon haben die Adligen eigentlich als die ersten sich einen Zunamen beigelegt, nämlich den Namen des Sitzes ihres Geschlechtes, der Burg, die ihnen gehörte, z. B. Siboto von Falkenstein, Friedrich von Holnstein. Sie taten es aus rechtlichen und politischen Gründen, um damit den Anspruch auf den erheblichen Besitz der Burg innerhalb der Familie zu wahren.

In den Urkunden liest man auch häufig Beinamen der Bauern, die bei Rechtsgeschäften als Zeugen auftraten und nach ihrem Hof oder der Ortschaft, aus der sie stammten, genannt wurden. Doch sind dies nur sachliche Angaben über ihren Wohnsitz, die sich nicht zum Familiennamen verdichten. Wenn der Bauer seinen Wohnsitz veränderte, wurde er eben nach dem neuen Wohnsitz genannt. Doch ist es vorgekommen, daß er beim Wohnsitzwechsel von den neuen Nachbarn nach seinem alten Wohnsitz genannt wurde und ihm und seinen Nachkommen dieser Name

blieb. So wurde er z. B., wenn er von einem Orte namens Holzhausen kam, am neuen Wohnort der Holzhauser genannt.

Es mag ungefähr bis 1300 gedauert haben, bis wenigstens die wirtschaftlich selbständigen Personen in Stadt und Land einen zweiten Namen als festen Besitz erhalten hatten, der sich auf ihre Kinder vererbte und so zum Familiennamen wurde. Einen unleugbaren Einfluß auf die Namengebung haben die Grundherrschaften ausgeübt, in deren Interesse eine geordnete Verwaltung der Einkünfte gelegen war. Es war sehr unzweckmäßig, wenn die in den Zinslisten genannten Namen der Abgabepflichtigen sich von Geschlecht zu Geschlecht änderten. Da die meisten Grundbesitzer Grundholden, d. h. irgend einem Grundherrschaften, sei es einem Adligen oder einem Bischof oder Abt zinspflichtig waren, war es viel praktischer, wenn der Beinamen blieb und dadurch die Zinspflicht bei öffentlichen Verlesungen ins Gedächtnis gerufen wurde. Aus all dem ersehen wir, daß das Aufkommen der Familiennamen nicht etwa eine von den Nachbarländern übernommene Mode war, sondern sich dieser zweite Name aus praktischen Gründen einbürgerte. Heutzutage wäre es ein reines Unding, wenn die Leute des Schreibnamens entbehrten.

## Optische Täuschung

A Rauscherl hot da Seppe heit,  
Ma kennt's eahm o, daß ganz weit feit;  
Er wacklt hi und purzelt her.  
Is des mit so an Rausch a Gscherr.  
Wia er heit naus auf d' Landstraß kimmt,  
Da spannt er glei, daß ebbs net stimmt.  
Geht do net üba d' Straß da Quer,  
Was nia is gwen, a Grabn her.  
Was huifts, da Sepp nimmt se an Schwung,  
Zwar haut'sn hi, doch kimmt er num.  
Bloß, wia eahm d' Füaß erst wieda tragn,  
Do steht er scho vorm nächstn Grabn.  
No öfters muuß er springa so;  
Was hams den mit da Straßn do?  
Erst späta hot se des ergebn,  
Daß oisam Grabn san d' Schatt'n gwen  
Von da Allee im Mondnschei.  
Wia ko ma bloß so buuffa sei? K. De.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirnmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1952

Oktober

Nummer 10

## Wesen und Bedeutung der Gemeindewappen

Von Staatsarchivrat Dr. Stadler, München



Attehl

Verleihung vom 11. 1. 52.

Beschreibung: In Weiß ein blauer Querfluß, darüber drei blaue Rauten, unten ein blaues Rad.

Querfluß deutet auf den Inn. Rauten und Rad sind dem Wappen des früheren Klosters Attehl entnommen.

Zeichnung: Dr. Stadler.

Abs. 3 der neuen Gemeindeordnung des Freistaates Bayern; Annahme und Änderung von Kreis- und Gemeindewappen sind abhängig von der Beurteilung durch die Fachbehörde und einem ausdrücklichen staatlichen Hoheitsakt.

Nach den schweren Erschütterungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre hat das Interesse für die Erforschung der Heimat seit etwa 1949 wieder erfreulich zugenommen. Unter dem Eindruck des ungeheuerlichen Zusammenbruches besinnt man sich der unvergänglichen Werte, die Heimat und Volk darstellen. Im engsten Zusammenhang mit dieser



Sebruck

Verleihung vom 12. 6. 50

Beschreibung: Geteilter Schild; oben in Blau über Wellen eine weiße Brücke, unten in von Weiß und Grün gespaltenem Feld zwei Seerosenblätter in verwechselten Farben.

Zeichnung: E. Werz.

Beschäftigung steht das lebhafteste Interesse für die Schaffung neuer, jedoch bleibender und an die oft reiche Vergangenheit der Siedlungen anknüpfender Sinnbilder unserer Gemeinden. Dieses Bemühen ist um so wertvoller, als es freiem Entschluß und innerer Überzeugung entspringt und nicht etwa vom Staat veranlaßt ist, wie es im Dritten Reich oft in Verkennung der wahren Heimat- und Volkstumsforschung der Fall war. Eine wichtige Aufgabe der zur Begutachtung und Zustimmung berufenen Behörden ist es, das in den zahlreichen Anträgen der Gemeinden zum Ausdruck kommende Interesse

für das kommunale Wappenwesen sorgsam zu lenken, um die verpflichtende Tradition gerade Bayerns auch auf diesem Gebiet weiterhin zu wahren.

Sofern nicht schon von der Gemeinde selbst ein Entwurf zu einem Wappen zur Prüfung vorgelegt wird, tritt das Bayerische Hauptstaatsarchiv als Gutachterbehörde mit geeigneten Vorschlägen zur Wappengestaltung ein. Jedes neue Wappen soll sinnvoll, künstlerisch schön, heraldisch einwandfrei sein und sich von bereits vorliegenden anderen Gemeindefahnen klar unterscheiden. Sinnvoll ist ein Wahrzeichen dann, wenn es auf die Geschichte des Ortes, seinen Namen, bestimmte landschaftliche oder wirtschaftliche Gegebenheiten von Einst und Jetzt, berühmte Bauwerke des Ortes usw. anknüpft oder gar auf ein früheres Wahrzeichen zurückgreifen kann. Die zeichnerische Ausführung muß den höchsten Ansprüchen genügen; aus diesem Grunde empfiehlt es sich in jedem Falle, den Entwurf von einem anerkannten Heraldiker fertigen zu lassen. Nur dem Fachmann sind die unveränderlichen Grundsätze der Heraldik geläufig, die Farbenwahl, Klarheit und Einfachheit der Bilder und deren Anordnung im Wappenschild betreffen. Überfüllungen des Wappeninhalts sind schon wegen der Verkleinerung des Wappens für das gemeindliche Dienstsiegel zu vermeiden, soll der Siegelabdruck nicht völlig undeutlich werden. Die Feststellung, ob ein geplantes Gemeindefahnen nicht bereits von einer anderen Gemeinde in gleicher oder sehr ähnlicher Weise geführt wird, kann natürlich nur eine zentrale Stelle treffen. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß für Bayern seit Jahrzehnten das Bayerische Staatsarchiv in München als Fachbehörde für das kommunale Wappenwesen eingesetzt ist, das über alle amtlichen Quellen in seinen großen Siegel- und Wappensammlungen verfügt. Der Zweck jeden Symbols, also auch eines gemeindlichen Wappens, ist nur dann erfüllt, wenn es wirklich typisch und verschieden von anderen Sinnbildern gleicher Gattung ist.

Da zur Gemeindeordnung noch Ausführungsbestimmungen fehlen, wird vorerst auch auf dem Gebiet des gemeindlichen Wappenwesens nach den bestens bewährten Vorschriften der BGO von 1927 und der DGO von 1935 verfahren. Für die Behandlung von Anträgen auf ministerielle Zustimmung zur Annahme von Wappen und Gemeindefahnen gemäß Art. 4 ergibt sich demnach: Sobald der Entwurf zum geplanten Wappen feststeht, vom Gemeinderat gebilligt und möglichst auch schon vom Bayerischen Hauptstaatsarchiv gutgeheißen worden ist, wird der gemeindliche Antrag auf dem Dienstweg über Landratsamt und zuständige

Regierung dem Staatsministerium des Innern vorgelegt. Als Anlagen sind dem Antrag beizufügen: Auszug aus dem Sitzungsprotokoll des Gemeinderates mit der Beschlußfassung über die Wappenannahme, das abschließende Gutachten des Bayerischen Hauptstaatsarchivs und drei farbige Abbildungen des gewünschten Wappens. Zwei weitere farbige Abbildungen sind dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv als Belegstücke für die amtliche Wappensammlung und das regional in Betracht kommende Staatsarchiv zuzuleiten. Die ministerielle Zustimmung wird jeweils durch Entschließung ausgesprochen, die auch die heraldische Beschreibung des neuen Wappens enthält. Nach dem Eintreffen der Entschließung ist das Bayerische Hauptmünzamt unter Vorlage einer Abbildung des genehmigten Wappens mit der Anfertigung des neuen Dienstsiegels zu beauftragen. Nach den geltenden Vorschriften sind nur noch Metallsiegel zu verwenden. Während alle Gemeinden ohne eigenes Wappen im Dienstsiegel das sogenannte „kleine“ Staatswappen (d. h. den Rautenschild) führen müssen, steht den übrigen das Recht zu, das Gemeindefahnen in das Siegel zu setzen. Diese Möglichkeit, anstelle eines uniformen Wahrzeichens das örtliche Symbol im täglichen Amtsverkehr anwenden zu können, hat neuerdings manche Gemeinde zur Schaffung eines Wappens veranlaßt.

Die Gemeinden können ohne Rücksicht auf ihre Einwohnerzahl auch Gemeindefahnen führen, wenn dazu die ministerielle Zustimmung vorliegt. Die Farben der Fahnen richten sich nach den zwei bzw. drei Hauptfarben des Wappens. Neuerdings hat sich die Übung durchgesetzt, mit einer solchen „Streifenflagge“ noch im Kopf der Fahne das farbige Wappen selbst auf weißem Grund zu verbinden.

Ein neues Wappen soll für alle Zukunft das würdige Wahrzeichen der Gemeinde sein. Außer den Städten und Märkten, die oft schon seit vielen Jahrhunderten ihre Wappen führen, sind in den letzten Jahren zahlreiche Landgemeinden Wappeninhaber geworden. Die meisten neuen Wappen sind als vorzügliche Schöpfungen heraldischer Kunst anzusprechen und reichen den Gemeinden wirklich zur Ehre als Dokumente des kommunalen Selbständigkeitswillens, echter Heimatverbundenheit und berechtigten Heimatstolzes.

#### Berichtigung:

In Nr. 9 der „Heimat am Inn“ hat sich bei der Textierung der Bilder ein Versehen ergeben. „Foto und Verlag Iris, Wasserburg am Inn“ gehört unter das zweite Bild („Das Heilig-Geist-Spital im neuen Gewand“), S. 68, gesetzt. Das Trachtenbild ist dem Werk „Oberösterreichische Trachten“ von Dr. Fr. Lipp entnommen.

## Der St.-Luzien-Tag im alten Wasserburg

Von Dr. Hans Moser, München

Sobald einmal mit dem Herbstanfang die Tag- und Nachtgleiche vorüber ist, geht es schnell abwärts mit dem Jahr, dem kürzesten Tag und der längsten Nacht entgegen. Diesen Punkt glaubte man in früherer Zeit, bis zur Einführung des Gregorianischen Kalenders im Jahre 1582, mit dem 13. Dezember, dem Tag der hl. Luzia, erreicht. Dieses Fest, zumal die Luziennacht, galt vielfach als eigentliche Jahreswende und wurde so zu einem wichtigen Kulturtermin, an den sich zahlreiche Äußerungen und Übungen des Volksglaubens und Volksbrauchs hefteten. Die Luziennacht war eine bedeutungsvolle Losnacht, in der man das Schicksal des kommenden Jahres befragen konnte. Allerhand Geheimnisvolles regt sich in ihr. Der Luzienschein, ein zitterndes Licht, soll da und dort heute noch langsam über Dörfer und Häuser hinziehen und seltsame Gestalten annehmen, die aber nur Auserwählten sichtbar werden. Geister und dämonische Wesen spuken, vor allem tut das die Schrecken erregende, der alten heidnischen Percht naheverwandte Luzi, die den Kindern den Bauch aufschneidet und mit Werg füllt. In abgelegenen Gegenden, wie im Bayerischen Wald, ist der Glaube an sie immer noch lebendig, mit ihr droht man unfolgsamen Kindern und vereinzelt wird sie auch noch brauchmäßig, in Fetzen gekleidet, von Haus zu Haus ziehend, wirklich dargestellt. In einer Umkehrung dieses Brauches erscheint aber anderwärts, namentlich in Schweden, eine freundlich-helle, mit einer Lichterkrone geschmückte Mädchengestalt als Luzia gaben- und segenspendend in den Häusern. Alle diese Glaubens- und Brauchformen haben mit dem Gegensatz Nacht und Licht zu tun, aber da sie nur in Resten überliefert sind, umgibt sie auch in der volkskundlichen Forschung noch immer ein seltsames Dunkel und ihre Bedeutung läßt sich nur ahnen, aber keineswegs noch vollkommen klar sehen.

Es ist deshalb immer von Gewicht, wenn sich irgendwo ein neuer Zug zum Brauchtum dieses Tages und dieser Nacht feststellen läßt, und einen solchen kann jetzt das alte Wasserburg liefern.

Die schöne Innscheibenstadt besitzt ein ungewöhnlich reiches Archiv und darin höchst wertvolle Quellen zur Kulturgeschichte und Volkskunde. Im besonderen sind es die Stadtkammerrechnungen und Ratsprotokolle, weiterhin Kirchen- und Spitalrechnungen, die uns über das Leben in guten wie in schlechten Zeiten, über den Alltag wie das Festfeiern der Vergangenheit, oft überraschende Aufschlüsse vermitteln.

Da taucht nun in den Kämmerrechnun-

gen der Stadt, die mit einigen Lücken bis 1441 zurückreichen, nach vielerlei älteren Nachrichten zu Bräuchen des ganzen Jahreslaufs plötzlich im Jahre 1562 in der Sparte „Gemeine Ausgaben“ als neuer Eintrag auf: „Der lateinische Schulmaister, weil er am Tag Lucia mit der Cantorei und Schülern mit dem Feuer hinzubringen gesungen, (erhält) 7 ß dl (Schilling Pfennig)“. Diese Spende für den Schulmeister der Lateinschule erscheint dann regelmäßig in den nächsten vier Jahrgängen in fast gleichem Wortlaut. 1567 heißt es etwas ausführlicher: „Item geben aus Rats Befehl dem lateinischen Schuelmaister, umb das er am Tag Lucie zu und mit dem Feur hinab von der Schuel an das Wasser die taglang gesungen, zu Drinckgelt 7 ß dl.“ Man hat also bei dieser zunächst etwas rätselhaft klingenden Angelegenheit ein Lied von der Taglänge, richtiger von der Tagkürze, gesungen. Das Hinabbringen des Feuers, — einer noch zu erwählenden späteren Quelle nach — eines brennenden Baumens, an den Fluß, versinnbildlichte zweifellos das scheinbare Erlöschen der Sonne. Dieser Ausgabenposten bleibt dann weiterhin mit geringen textlichen Abweichungen, wie etwa 1569: „Dem lateinischen Schuelmaister Iheronimo Rhor am Tag Lucia zu Verehrung, von wegen daß er in Abfierung des Feurs an das Wasser, alltem Herkhumen nach, Musiciert, geben 7 ß dl.“ Man wird annehmen dürfen, daß das alte Herkommen wirklich nicht erst seit 7 Jahren bestand, sondern daß der Brauch schon sehr viel länger, doch ohne eigene Vergütung, geübt wurde, bis eines Tages einem wackeren Margister der Gedanke gekommen sein mag, ob man dabei nicht auch etwas heraus schlagen könnte. Vielleicht hatte er davon gehört, daß seine Kollegen in München mitsamt den Cantoreien von Unser Lieben Frau und von St. Peter (nach den Hofzahlamtsrechnungen) alljährlich für das Singen am Luzientag eine bestimmte Spende erhielten, und zwar heißt es dort schon 1551: „altem Brauch nach“. Wären die Wasserburger Ratsprotokolle noch lückenlos vorhanden, so würde man darin Anfang der 60er-Jahre dieses Jahrhunderts wohl einen Antrag des Schulmeisters und den zusagenden Bescheid des Rates der Stadt finden können, durch den dann die jährliche Spende in die Ausgabenregister kam.

Die Formulierungen werden später etwas knapper, so von 1572 an: „Dem lat. Schuelmaister, so am Tag Lucie in gewonlichem Abfieren des Feurs an das Wasser Musiciert, zur Verehrung geben 7 ß dl.“, von 1577 an: „Dem Schuelmaister zur Abfierung des Feurs am S. Luciatag 7 ß dl.“, Wieder ein

wenig ausführlicher von 1591 an: „Item dem Schulmaister altem Gebrauch nach, daß man das Feuer ans Wasser mit gebürlicher Solennitet gefirdt, bezahlt 1 fl (Gulden)“. 1595 mit einer kleinen ergänzenden Abweichung: „dem Schulmaister geben, altem löblichen Gebrauch nach, wegen daß die Khirchendienner das Feuer an das Wasser geführt, 1 fl“. Dann ziemlich gleichlautend von 1598 an: „Item dem lat. Schulmaister wegen Ausfierung des Luciaefeuers altem Brauch nach 1 fl.“ bis zum Jahrgang 1610, in dem der Brauch zum letztenmal in den Rechnungsbüchern erwähnt wird.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurde im ganzen altbayerischen Land unter dem Zeichen der erstarkten Gegenreformation das gesamte volkstümliche Brauchwesen revidiert. Vieles verschwand damals, anderes, im besondern religiös-kirchlich gebundenes Brauchtum entstand neu oder wurde in Anknüpfung an mittelalterliche Überlieferungen wieder eingeführt oder umgeformt.

Daß der Wasserburger Feuerbrauch am Luzienfest damals jedoch nur aus den amtlichen Ausgabenregistern, nicht aber tatsächlich aus dem Volksleben der Stadt verschwunden ist, daß er weiter geübt und nur in engere Beziehung zur Verehrung der Tagesheiligen, der hl. Luzia, gebracht wurde, bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts hinein, dafür haben wir einen kirchlichen Zeugen. In den Jahren 1742/45 erschien zu Landshut-Stadt am Hof eine zweibändige Predigtsammlung des Kapuzinerpaters Jordan von Wasserburg, deren erster Teil den barocken Titel trägt: „Fluenta Jordanis. Jordanische Fluß und Ausgüß, das ist: Lob- und Ehr-, Geist- und Lehrreich fließende Extraordinari Concept, oder Ausser der Ordinari Cantzel in verschiedenen Gottes-Häuseren bey sonderbahnen Festivitäten und Zuhöreren vernommene Predigen, Vorgetragen von M. R. P. Jordano Wasserburgeuse, Capuciner-Ordens vormahl Ordinari-Prediger Bayerischer Provinz.“ Darin spricht er einmal, in einer Predigt, die ein Chronogramm auf das Jahr 1714 enthält, von der Gewalt der Elemente, von der Luft (und im Zusammenhang damit von der Pest), von Feuer und Wasser und da ruft er nun die Stadt Wasserburg als lebendige Zeugin für die Richtigkeit seiner Mahnungen auf: „Wie übel mit Dir das grimmige Feuer verfahren, sowohl an Unser Lieben Frauen Thurn (Turm) als auch an ein und anderen Pulver-Thurn, ja wie dasselbe vor Alters fast die gantze Stadt in Aschen gelegt, dessen hast Du Dich sonst alle Jahr an St. Luciae-Tag danckbarlich erinneret; indem Du gepflegt, einen grünen Baum in einer Laden mit Gebett und Lob-Gesang bis zum Wasser zu begleiten, alldorten anzuzünden

und auf dem Inn-Fluß hinabrinnen zu lassen; theils die Heil. Jungfrau und Martyrin Luciam, welche um Christi willen verbrennt worden, damit zu ehren; Theils Deine Burger alle Jahr vor Feuers-Gefahr zu warnen; oder gleich wie die Venetianer jährlich das Meer mit dem guldenen Ring vermählen, also auch mit solcher andächtigen Caeremoni das Feuer und den Inn-Fluß zu benedicieren. Wenigist weiß ich nicht, warumen man aus eytler Besorgung einiges Aberglaubens dise so löblich und uralte Gewohnheit vor wenig Jahren her unterlassen habe.“

Das Vorbringen so verschiedener Erklärungsmomente läßt vermuten, daß eine bestimmte Überlieferung vom Ursprung und Sinn des Brauches nicht mehr bestanden hat. Der Hinweis auf einen großen Stadtbrand ist wahrscheinlich nur eine der oft und überall vorkommenden, nachträglich geschaffenen historischen Entstehungssagen. Es handelt sich offenbar um einen alten Jahreszeitenkult und da diesem wohl immer noch etwas anhaften mochte, was dem christlichen Wesen widerstrebt, läßt es sich einigermaßen ungedrungen erklären, daß der Brauch von strenger Urteilenden als abergläubische Handlung angesehen und schließlich, — lange noch vor den vielen Brauchverboten der Aufklärungszeit — abgestellt wurde.

Das Herumführen eines Baumes spielt übrigens in vielen Jahreszeitenbräuchen eine wichtige Rolle und die Verbindung von Baum und Schiff — die Lade, in die er gesetzt wurde, kann nur ein kahnähnliches Gebilde gewesen sein — erscheint schon in skandinavischen Felszeichnungen der Bronzezeit.

Das Zeugnis des P. Jordan stellt die letzte Erwähnung des Wasserburger Brauches dar. Dieser stand nun sicher einstmals nicht so vereinzelt da, wie es heute die spärlichen Überlieferungen vermuten lassen könnten.

Ein eigenartiger Brauch am Luzienabend wird heute noch, oder genauer seit 1949 wieder, in Fürstenfeldbruck geübt. Dort nämlich machen — nach freundlichen Angaben von Regierungsrat a. D. August Müller — die Buben des Ortes an diesem Tag Häuschen aus ölgetränktem Papier, befestigen diese auf einem Brettchen, stecken eine brennende Wachskerze hinein und, wenn es dunkel geworden ist, setzen sie diese leuchtenden „Luzienhäusel“ ins Wasser der Amper und lassen sie alle zugleich den Fluß hinabschwimmen. Der Brauch soll sich nach der Ortschronik von Dirnagl davon ableiten, daß die Bewohner von Bruck anläßlich eines vernichtenden Hochwassers im August 1786 zur künftigen Verschonung das Gelöbniß gemacht hätten, alljährlich am Luzientag einen Festgottesdienst zu halten und kleine Abbilder ihrer Häuser in die Kirche zur Segnung zu

## Sinnvoller Uferschutz

Von Dipl.-Ing. Hans Schwarzenberger,  
Wasserburg  
(Schluß)

Zum Aufbau eines Mischholzwaldes für diese Neuanlagen sind Roterle, Traubeneiche, Weißbuche, Vogelkirsche, Rotbuche, Wildbirne, Spitzahorn, Sandbirke, Bastardeiche, Kanadische Pappel, Winterlinde, Silberpappel (bedingt) und an Sträuchern Weißdorn, Wildrose, Sanddorn und Brombeeren die geeignetsten Arten.

Die Wichtigkeit der Schutzwaldstreifen an Gewässern und auf Inseln im Hinblick auf den Windschutz mag vielfach unterschätzt werden. Diese Schutzstreifen sind bei Stau- und Speicherbecken, insofern sie in der Hauptwindrichtung liegen, wegen der Wellenbildung von nicht geringer Bedeutung.

D a m m b a u t e n im Wasserbau sind unvermeidlich. Die Ansicht: Dämme dürfen nicht bepflanzt werden, hat man glücklicherweise fallen lassen. An unzähligen französischen, belgischen, holländischen und niederdeutschen künstlichen Kanälen stehen seit Menschengedenken prachtvolle Baumreihen und bieten der Binnenschifffahrt, vornehmlich unbeladenen Kähnen, vorzüglichen Windschutz.

Die Bepflanzung richtet sich in Bewuchs und Gestaltung nach der umgebenden Landschaft. Die oben angeführten Bäume und Sträucher sind ausnahmslos geeignet. Eschen, Weißerlen und Schwarzpappeln, vielleicht auch Birken sind wertvolle Ergänzungen.

Weiden gehören nicht auf hohe Dämme. Sie eignen sich aber vorzüglich für das Vor-

bringen und sie dann, sozusagen zur Versöhnung des Flusses, in die Amper zu setzen. Der Gottesdienst sei dann, bald nach 1800, abgekommen, das übrige aber habe sich bis 1851 erhalten. Auch diese Entstehungssage überzeugt nicht recht. Daß ein derartiger Brauch ausgerechnet auf dem Höhepunkt der brauchfeindlichen Aufklärungsperiode erst entstanden sein soll, ist ziemlich ungläubhaft und weshalb er gerade auf den Luzientag gelegt wurde, dafür ergibt sich gar kein Anhaltspunkt. Die Sache ist zweifellos älter. Einen karglichen Hinweis auf eine frühere Feier dieses Tages durch die Jugend geben die Ausgabenregister des Klosters Fürstenfeld bei Bruck aus den Jahren 1621 und 1624. Darin heißt es: „Luciae den Schuelkindern zu Prugg wie breichtig 1 Gulden“.

Dann hören wir noch von einem Lichtumgang wieder anderer Art am gleichen Tag aus der Stadtkammerrechnung von Weilheim für das Jahr 1538: „Item an sant Lu-

gelände, Böschungen und Hänge. Verschiedene Sorten sind ausgesprochene Tiefwurzler — neben Esche, Weißbuche, Stieleiche und Winterlinde — und dienen hervorragend zur Befestigung von steilen Einschnitten und Rutschflächen, ihr wirtschaftlicher Nutzen bei geeigneter Sortenwahl ist groß.

Andecken mit Muttererde und nachfolgender Grasansaat oder Andecken mit Rasen gilt immer noch als das Allheilmittel für alle Wunden und offenen Stellen, die das Bauen der Haut unserer lieben Mutter Erde verursacht. Bei Schattenlage, gutem Wasserhaushalt und gewissenhafter Anlage und Pflege ist diese Maßnahme gut. Auf Sonnenböschungen, Sand- und Kiesunterlage gehören Gras und Kräuter, die sich besonders dafür eignen (Prof. Dr. Tüxen). R. Heuson hat seit vielen Jahren mit durchschlagendem Erfolg folgende Kultur angewandt. Perennierende Lupine (Dauerlupine) wird als Zwischensaat unter gelbe Lupine gesät. In den ersten Jahren übernimmt letztere den Schutz der Dauerlupine, ermöglicht und fördert deren Fortkommen. Nach gewisser Zeit bildet sich eine neue Kulturschicht, die allen möglichen anderen Pflanzen Halt und Fortkommen bietet.

Die schönsten Ufer schafft sich die Natur selbst. Schmalere und breitere Strand, Kraut- oder Schilfbänder, Strauch- und Buschwerk, Bäume, Baumgruppen und Wald, Steilufer und jähe Uferabbrüche wechseln in tausendfach verschiedenen Bildern. So wenig der planende Wasserbauer unumschränkter Herr seiner Absichten ist, ebensowenig kann der ausführende Wasserbauer bei der Gestaltung

cientag ze nachts dem Schuelmaister und seinen Gesellen, wie sy mit dem Stern herumgangen, 2 Schilling Pfennig“. Sternumgänge am Luzientag kennen wir sonst noch aus Schweden. Mit dem allbekanntesten Umherziehen der Sternsinger von Weihnachten bis Dreikönig, das übrigens erst um 1550 allgemein einsetzt, hat dieser Eintrag nichts zu tun. Hier bedeutet der Stern, den man sich wohl von innen beleuchtet denken darf, das schwindende große Himmelsgestirn und er gehört so mit zu jenen anderen vorher genannten Lichtern und Feuern des Luzientag-Brauchtums.

In manchen Archiven mag zu diesen Zusammenhängen noch weiteres Material liegen und es lohnt sich wohl, danach Umschau zu halten. Denn jeder einzelne Fund solcher Art, das beweisen die bedeutsamen Wasserburger Zeugnisse, kann einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte heimischen Volksbrauchs liefern.

der Ufer von alten und neuen Gerinnen freischalten und walten.

Betonmauern und Betonböschungen an Wassergerinnen lassen sich oft nicht vermeiden, aber ebenso oft können sie durch form- und stoffgerechtes Bruchsteinmauerwerk ersetzt werden. Wie man es macht, haben A. Seiffert, Erdmannsdörfer und v. a. m. hundertfach aufgezeigt. Gerade wir in unserer engeren Heimat haben im Brannenburger Nagelfluhstein ein selten schönes und geeignetes Material. Nicht immer muß ein Ufer stur und nach Schema F mit einer gepflasterten Böschung geschützt werden. Sehr oft genügt eine Bruchstein-Packlage oder Bruchstein-Steinwurf. Zwischen den Steinen lagern sich rasch Sink- und Schwemmstoffe ab, die einen vorzüglichen Nährboden für alle Arten von Wasserpflanzen und Kräutern, Kalmusgras, Segge (Simsen), Schilf, Binsen und auch Weiden usw. abgeben. Kein Hochwasser kann diesem in Kürze entstandenen lebendigen Uferteppich mehr an, im Gegenteil, glatt und führig läuft das Wasser daran vorbei und kein Mensch wird behaupten können, die Technik hätte wieder einmal die Natur verschandelt. Was man aus einer Flußstrecke machen kann, dafür haben wir am oberen Inn zwei Musterbeispiele. Ausgesprochen häßlich und unnatürlich ist die „begradigte“ Strecke zwischen Landesgrenze und Rosenheim. Abwechslungsreich, eindrucksvoll, mitunter sogar romantisch ist die Flußstrecke zwischen Rosenheim und Wasserburg mit ihren vielen Altwässern, Inseln, Auen und Überfällen.

Mit der Forderung nach einem sinnvollen Uferschutz entstehen dem Staat, als oberstem Vertreter aller einschlägigen Belange, Aufgaben, die R. Heuson in nachstehend angeführten Grundsätzen ausgesprochen hat.

1. Gründliche Schulung aller Beteiligten und Verständnis weitester Kreise, ist erste Grundlage für den Erfolg.

2. Uferland, Inseln, Schadenquellen und Überschwemmungsland müssen ausnahmslos, wie alle größeren Wasserläufe und Beken dem Staat als Eigentum, zum mindesten als maßgebende Aufsichtsbehörde zustehen und vom Wasserbau gehegt, gepflegt und bewirtschaftet werden.

3. Fremde Rechte am und im Wasser behindern den Wasserbauer und verhindern einen einheitlichen, durchgreifenden, umfassenden und sinnvollen Ausbau. Das gilt auch für Jagd- und Fischrechte.

Darum:

„Es ist mit Meinungen, die man wagt, wie mit Steinen, die man im Brett voran bewegt. Sie können geschlagen werden, aber sie haben ein Spiel eingeleitet, das gewonnen wird.“  
J. W. Goethe

## BUCHERECKE

Oberösterreichische Trachten, erneuert und zusammengestellt von Dr. Franz Lipp, herausgegeben vom Wirtschaftsförderungsinstitut der Kammer der gewerblichen Wirtschaft, Linz, im Selbstverlag des oberösterreichischen Heimatwerkes.

Von dieser in jeder Beziehung vorbildlichen Veröffentlichung auf dem Gebiete der Trachtenerneuerung sind bis jetzt zwei Folgen erschienen: 1. im ganzen Lande gültige Trachten und 2. Innvierthler Trachten. Drei weitere Mappen sind in Vorbereitung.

Wie schon der Untertitel „Vorlagen für zeitgemäße und echte Tracht“ sagt, ist die Veröffentlichung vorzüglich für den praktischen Gebrauch bestimmt. Jede Folge enthält neben acht farbigen Tafeln, nach Zeichnungen von G. Kasarek, einen Schnittmusterbogen und eine genaue Beschreibung der einzelnen Trachten, ihrer zulässigen Abweichungen und lokalen Abarten, außerdem auch sonstige praktische Winke, wie „Über das richtige Tragen der Tracht“ oder Bemerkungen zur Anfertigung einer echten Tracht. Daß daneben auch ein kurzer Abriss über die geschichtliche Entwicklung der oberösterreichischen Tracht gegeben und das Wesentlichste über die Trachtenerneuerung gesagt wird, ist bei einem Volkskundler vom Range Lipp selbstverständlich. Viele der gezeigten Trachten haben auch Gültigkeit für das stammesmäßig völlig gleiche östliche Bayern, so vor allem für das Passauer Land, das Rottal und den Burghausener Kreis. Jedoch wäre ihre Vorbereitung über dieses ursprüngliche, vom Verfasser genau begrenzte Heimatgebiet hinaus, wozu ihre Schönheit verführen könnte, weder im Sinne der oberösterreichischen noch der bayerischen Heimatpflege. Dagegen ist der Veröffentlichung selbst, die allerweiteste Vorbereitung zu wünschen, denn sie wird der Trachtenerneuerung bestimmt überall viele Freunde gewinnen. Th. Heck.

## Die Chronik

1614: Harter Winter. Die Wintersaat durch Frost verloren. An Ostern 1614 konnte man noch über Eis zur Fraueninsel im Chiemsee gehen.  
(Chronik Dempf.)

1617: Herzog Maximilian sah die infolge der Glaubensspaltung aufsteigenden Wetterwolken und rüstete. Alle Sonntage mußten in allen Pfliegerichten die Bauernburschen Schießübungen halten, wobei die besten Schützen als Preis eine lederne Hose erhielten. Daher der Name Hosenschießen.  
(Chronik Kirmayer.)

1633 Auf Befehl des Kurfürsten mußten wegen der drohenden Schwedengefahr am Inn alle oder doch nahezu alle Schiffe vernichtet oder weggeführt werden.  
(Chronik Kirmayer.)

## Leibl und Spitzweg am Feurigen Tatzelwurm

Zwei berühmte Maler im Inntal  
Von August Sieghardt, Grassau im Chiemgau

Zu den vielen berühmten Persönlichkeiten, die im Laufe der letzten neun Jahrzehnte das historische Alpengasthaus „Feuriger Tatzelwurm“ zwischen Oberaudorf, Brannenburg und Bayrischzell, zwischen Brunnstein und Wendelstein besucht haben, gehörte auch Wilhelm Leibl, einer der größten Maler des vorigen Jahrhunderts, von dem wir wissen, daß er viele Jahre in Bad Aibling und in Kutterling bei Feinbach gelebt hat und daß er nicht nur ein genialer Künstler, sondern auch ein leidenschaftlicher Jäger gewesen ist. Von Kutterling aus ist Leibl oft auch nach dem damals noch recht bescheidenen Bergwirthshäusl „Zum Feurigen Tatzelwurm“ gekommen, in der Regel mit seinem getreuen Freund und Weggenossen Johann Sperl (der ebenfalls ein bedeutender Künstler war) oder mit seinem Freund Dr. Julius Mayr in Brannenburg, der sich als alpiner Schriftsteller und als Leibl-Biograph einen Namen gemacht hat. Die einzigartige landschaftliche Lage des „Tatzelwurm“ mit seinen 70 m hohen Wasserfällen, der herrlichen Gumpeschlucht und dem prachtvollen Blick auf das Kaisergebirge hatten es Leibl angetan, der Tatzelwurm, begründet und erschlossen anno 1863 von Dr. Ludwig Steub und poetisch verherrlicht im gleichen Jahr von Dr. Victor von Scheffel, gehörte mit zu den Lieblingsplätzen Leibls.

Als Leibl und Dr. Julius Mayr wieder einmal droben auf der Asten, bei den 1106 m hoch gelegenen Bauernhöfen Vorder- und Hinterasten, die Jagd begingen, stiegen sie wie schon so oft über den dunklen Bichlersee hinunter ins Tatzelwurmthal, mitunter auch Auerbachtal genannt, denn das Wasser, das sich tief unten, vom Tatzelwurm kommend, durch die Schlucht zwängt, dem Inn zustrebend, ist der Auerbach. Im Tatzelwurm-Wirthshaus, von den Einheimischen „In der Aschau“ genannt (so lautete vor 1863 der Name dieser Stätte) saß man mit etlichen Jägern, die vom Brunnsteingebiet heruntergekommen waren, zechfroh beisammen. Der Tag war so wunderschön, daß er dem sonst so verschlossenen und wortkargen Leibl die Zunge löste und ihm den Aerger vergessen ließ, den er kurz zuvor mit einem jungen, allzuforschen Gendarmen gehabt hatte, als dieser, während sie vom Bichlersee in die Rechenau herunterstiegen, Leibls Jagdkarte kontrolliert und beanstandet hatte. In schwärmerischen Worten, die ihm sonst eigentlich nicht lagen, sprach er von der Schönheit dieses Hochtales und von der Idylle des Tatzelwurm. Dabei kam die Rede auch auf den

seltsamen Namen dieses weltfernen Erdenswinkels. Dr. Julius Mayr wußte natürlich Bescheid und erzählte dem Freund von der Vergangenheit dieser Stätte, von dem feuerspeienden Drachen, der der Sage nach in der Gumpeschlucht gehaust haben und der sogar Sennerinnen aufgefressen haben soll. Und von der Eröffnungsfeier des Bergwirthshauses im August 1863 im Beisein Steubs und Scheffels, bei welcher Gelegenheit das bisherige Anwesen des Simon Schweinsteiger in der Aschau in „Feuriger Tatzelwurm“ umbenannt worden ist. Leibl hörte interessiert zu, was ihm an der Geschichte aber mißfiel, war die Umbenennung des Aschauer Bergwirthshäusl in „Feuriger Tatzelwurm“. Man hätte die historische Bezeichnung lassen sollen, meinte er. Als die beiden dann im Tatzelwurm-Wirthshaus saßen, wurde die Unterhaltung über dieses Thema im Beisein der dort sitzenden Holzknechte und Jäger fortgesetzt, wobei sich die unmöglichsten Deutungsversuche ergaben über die Entstehung des Wortes „Tatzelwurm“. Keiner der Anwesenden — schreibt Dr. Julius Mayr in seinen Erinnerungen — konnte das Wort auch nur richtig aussprechen, der eine sagte „Tanzlwurm“, der andere „Daxlwurm“. Leibl meinte, man sollte der Oertlichkeit den alten historischen Namen wieder zurückgeben. Dazu wäre zu sagen, daß sich in einer Urkunde des Ritters Greimold von Preysing, der als Pfleger des Herzogs von Bayern auf der Burg Kirnstein bei Fischbach am Inn saß, die Bezeichnung vorfindet „zu dem Daxlwurm“, demnach wäre die heutige Namensführung nicht erst 1863 entstanden, sondern schon vor rund 700 Jahren gebräuchlich gewesen. — Auf dem Heimweg — erzählt Dr. Julius Mayr weiter — kam Leibl immer wieder auf dieses Thema zu sprechen. Das Andenken an Leibls Besuche am „Feurigen Tatzelwurm“ ist in der 1933 von dem Schreiber dieser Zeilen im Tatzelwurm-Wirthshaus eingerichteten „Steub-Scheffel-Stube“ durch eine mit Reproduktionen Leiblscher Werke geschmückten „Wilhelm-Leibl-Ecke“ nach außen hin festgehalten, die auch das Jugend- und das Selbstporträt Leibls enthält.

Auch der Name des weltberühmten Malers Karl Spitzweg wird mit dem Feurigen Tatzelwurm in Verbindung gebracht. Daß dieser einzigartige Maler der deutschen Kleinstadtromantik wirklich hier geweilt hat, ist nicht nachzuweisen, ist aber wahrscheinlich, denn er hat sich künstlerisch mit dem Tatzelwurm beschäftigt. In einem reizenden ulkigen Oelbildchen, das er seinem Freund

August Vischer, dem badischen Hofmaler und Scheffel-Freund, gewidmet hat, hat Spitzweg den Augenblick dargestellt, wie der feuerspeiende Drache, der giftige Tatzelwurm, aus seiner Felsenhöhle hervorkriecht und sich eben auf einen ahnungslos des Wegs kommenden Wanderer stürzen will, diesem stehen — man sieht es buchstäblich auf dem Bild — die Haare zu Berg, in panischen Schrecken will er, den Wanderstab von sich werfend — die Flucht ergreifen. Im Hintergrund dieser köstlichen Darstellung sieht man das Bergwirthshaus des Simon Schweinsteiger mit dem neubemalten Wirtshausschild, das den feuerspeienden Drachen zeigt. Dieses kleine Kunstwerk, ein echter Spitzweg, befindet sich im Besitz des Sohnes des Hofmalers Vischer in Freiburg i. Br. Dieser verwahrt auch die mit Rubinen besetzte gol-

dene Krawattennadel, die der Dichter Victor Scheffel, ein gebürtiger Karlsruher, seinem Freund August Vischer, damals in München, zur Erinnerung an die großartig verlaufene Eröffnungsfeier des Tatzelwurm-Wirthshauses am 15. August 1863 eigens anfertigen ließ und die einen feuerspeienden Drachen darstellt. Spitzweg war zu mindestens über die kulturgeschichtliche Bedeutung dieser Stätte unterrichtet, als er das erwähnte kleine Oelbildchen malte, wahrscheinlich aber ist, daß er wirklich als Gast das ehemalige Wirthshaus in der Aschau, im Tatzelwurmthal, aufgesucht und dort Studien zu seinem Werkchen gemacht hat. Unzählige Maler und andere Künstler haben schon beim Feurigen Tatzelwurm Einkehr gehalten, die berühmtesten unter ihnen aber waren Wilhelm Leibl und Karl Spitzweg.

## Die Karmelitenkirche im Inntal

Von Anton Legner, Mühldorf

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts drang die Welle des bayerischen Spätbarocks bis in die letzte Dorfkirche und brachte ihr die bewegte Form, die flutende Räumlichkeit, das Uebermaß an Licht und Farbe. In diese Zeit fällt der Bau der Klosterkirche der Karmeliten in Reisach am Inn, die bis auf die ein oder zwei Jahrzehnte später erfolgte Ausstattung noch vor 1740 im wesentlichen vollendet dastand. Was jedoch hier gebaut wurde, war ein Gotteshaus, zwar aus dem Grundriß heraus innerhalb der strengen Grenzen bewegt und geschwungen, dabei aber von großer Klarheit und Mäßigung, in architektonischer Zucht; fest geschlossen im Räumlichen, Schmucklos fast im Vergleich mit anderen Kirchen der Zeit, wirkt es großartig in der Begrenzung und Festigung und in der lichten, klaren Harmonie.

In Reisach lebt ein anderer Geist als bei den Benediktinern in Rott oder bei den Zisterziensern in Raitenhaslach. Selbst im Raum wird hier die Ordensregel der Karmeliter spürbar. Es ist jener Geist der Bettelorden, wie er sich auch im Mittelalter seine Kirchen schuf — ohne den reichen Schmuck der Kathedralen und Münster, dafür um so stärker sprechend durch die schlichte Größe ihrer Architektur.

Mit sicherer Hand wählten diese Klöster stets die Meister, die dem innersten Wesen ihres Ordens am besten gerecht werden konnten. So wandten sich die Karmeliten von Reisach an den großen Baumeister Ignaz Gunzrhainer. Er gehörte nicht zu denen, die im fließenden Rhythmus die Form gestalten und mit der höchsten Fülle belebten,

liebte vielmehr die Strenge und Straffheit in der Bauform. Die nüchterne, kühle Distanz, die einer solchen Auffassung eignet, kam den Plänen der Ordensleute weitgehend entgegen. Einer der besten Bildhauer des Spätbarocks, J. B. Straub, lieferte „für das Kloster der Karmeliten zu Urfarn vier Altäre, worin statt der Altarblätter erhobene Arbeit ist, hiezu zwei sieben Fuß hohe Statuen, den hl. Antonius und Cajetanus, ferner ein großes Cruzifix nebst der Muttergottes unter dem Kreuz und ein kleines Altärchen auf dem Chore“. Wer weiß, ob nicht auch Ignaz Günther hier mitgeholfen, hat er doch bei Hofbildhauer Straub gelernt. Auch Feulner zieht das besonders für den Simon-Stock-Altar in Betracht. Es ist dies einer der vier Seitenaltäre, die an Stelle der Ölgemälde geschnittene Reliefs und damit eine neue Form plastischer Altarmalerei zeigen. Zählt man noch Augustin Albrecht, den Münchner Hofmaler hinzu, der die Bilder der drei Hauptaltäre schuf, dann kann es nicht mehr wundernehmen, daß die Kirche zu Reisach die schönste Karmelitenkirche des deutschen Südens geworden ist.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1952

November

Nummer 11

## Der Bayerische Landesverein für Heimatpflege jubiliert

Der große Saal der Torgelstube in München, Am Platzl, war am 24. Oktober, abends, übervoll, als der Vorsitzende des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege, Generaldirektor Professor Dieß, anlässlich des 50jährigen Bestehens des Vereins hohe Vertreter des Innenministeriums, des Kultusministeriums, den neuen Präsidenten der Regierung von Oberbayern, Herrn Doktor Mang, und den scheidenden Vizepräsidenten Dr. Hölzel, sowie zahlreiche Ehren- und einige Gründungsmitglieder, sowie sonstige, zum Teil von weither herbeigeeilte Mitglieder des Vereins begrüßte. Alles, was Namen und Rang in der Heimatpflege besitzt, war anwesend. Auch Wasserburg war durch die Herren Regierungsrat Dr. Zagelmeier, Kreisheimatpfleger Theodor Heck nebst Gattin und Stadtarchivar Studienprofessor a. D. Josef Kirmayer vertreten; letztere drei in der schmucken, erneuerten Wasserburger Tracht.

Wenn im folgenden der Versuch gemacht wird, aus der Fülle des Gebotenen einige Körnchen herauszupicken, so geschieht es nicht, weil der Heimatverein Wasserburg wegen seiner Rührigkeit als einziger namentlich genannt und die Verdienste des Kreisheimatpflegers Heck um die Bauernhof-Forschung und Heimatpflege durch den Direktor des Landesamtes für Denkmalpflege, Dr. Ritz, besonders hervorgehoben wurden, sondern weil der Rechenschaftsbericht des klugen, jeder Pose abholden, Wärme ausstrahlenden (nicht etwa weil er sich in dem überhitzten Raum des öfteren sein blankes Haupt abtupfen mußte) Vorsitzenden einen

Abriß von den Bestrebungen und Leistungen einer Einrichtung gab, bei der es nach seinen Worten immer nur etwas zu dienen und niemals etwas zu verdienen gab und gibt.

Es mutet heute seltsam an, daß bereits im Jahre 1902 einige Männer sich der Gefahr bewußt wurden, die dem bayerischen Menschen durch die Mechanisierung des öffentlichen Lebens drohte und die sich, den heraufkommenden Sturm vorausspürend, in einem „Verein für Volkskunst und Volkskunde“ zusammenschlossen. Anreger zu diesem Zusammenschluß waren der damalige Ministerialrat, spätere Ministerpräsident von Kahr, der Kurat Frank, die Herren Kirsch, Architekt Zell und Kommerzienrat Zettl. In einem Hinterzimmer in der Paul-Heise-Straße kamen die Männer des abends zusammen, um im Winter den kalten Raum mit ihren heißen Herzen zu erwärmen. Damals zählte der Verein rund 500 Mitglieder, heute sind es über 5000. Der Verein wechselte im Verlauf der 50 Jahre zweimal seinen Namen; 1934 wurde er, wohl nicht ganz freiwillig, in „Deutscher Heimatbund“ umgetauft, um 1945, nachdem die Amerikaner alle Vereine aufgelöst hatten, die jetzige Bezeichnung zu erhalten.

Bei den so weitgesteckten Zielen des Vereins konnte es nicht ausbleiben, daß die Forschung, soweit sie die Volkskunde anbelangte, amtlich fundamementiert wurde. Es ist das Verdienst des unermülich schaffenden und sorgenden heutigen Direktors des Landesamtes für Denkmalpflege, Herrn Dr. Ritz, jene Stelle geschaffen zu haben, in der zentral

alle Gebiete der Volkskunde erfaßt werden. Immerhin bleibt dem Verein umfassende Tätigkeit genug. Zu ihr zählen die Bauberatung, die Baupflege, der Wohnraum, die Ueberwachung der Außenreklame, die Unterhaltung einer reichen Bibliothek und eines Bildarchivs, einer Diapositivsammlung, die Organisation der Heimatpflege, das Brauchtum, die Trachtenerneuerung, die Volksmusik und besonders die Pflege des Volksliedes, das Ende der zwanziger Jahre verschüttet war, und um dessen Wiedererweckung der nun siebzugjährige Kiem-Pauli sich bleibende Verdienste erworben hat, die in seiner Ernennung zum Ehrenmitglied des Vereins äußere Anerkennung fanden. Auch Hauptlehrer Kammerer, Burghausen, wurde wegen seiner hervorragenden Leistungen hinsichtlich der Volksmusik die Ehrenmitgliedschaft anerkannt. Daß auch unter anderen Kronprinz Rupprecht die Ehrenmitgliedschaft angetragen und von ihm mit Freuden angenommen wurde, mag die Spannweite und die soziologische Durchschichtung der in der Heimatpflege vereinten Mitglieder sichtbar werden lassen.

Nicht ohne tiefere Bewegung horchten die Teilnehmer bei den Schlußworten ihres Vorsitzenden auf, als er davon sprach, daß die Möglichkeiten des Vereins beschränkt seien. Es käme vor allem darauf an, daß in dem errichteten Pflanzgarten kein Unkraut Wurzel fasse, keine Raupen sich einnisten. Schaut auf eure Sachen; liebt eure Sachen! Die bayerische Sprache, die bayerische Heimat, wie sie überkommen sind, zu erhalten und zu pflegen, ist in dem Begriff „Heimat“ verankert. Unter den Zeichen einer durch den Krieg bedingten und erzwungenen Völkerwanderung bisher unerreichten Ausmaßes, durch den Wandertrieb des modernen Menschen, gelte es besonders, das Bewußtsein zur Heimat wachzuhalten. Die Heimat ist ein Geschenk Gottes! Könne auch der späte Heimkehrer von den Menschen enttäuscht werden, nicht aber von der ihn umgebenden Natur, eben seiner Heimat.

Das darauffolgende Referat von Dr. Ritz ließ die während eines halben Jahrhunderts geleistete Arbeit und die Namen der um sie verdienten Männer hell aufleuchten. Von Franz Zell, als dem Begründer der Volkskunst im Jahre 1902, bis zu dem zu früh verstorbenen, um die Bauernhof-Forschung so verdienstvollen Rudolf Hoferer, wurden die Namen aller führenden Männer der Vergangenheit entrissen und des tragischen Todes von Professor Huber ehrend gedacht. Schließlich dankte Dr. Ritz den vielen Heimatpflegern in Stadt und Land und allen Heimatfreunden, ohne deren Mitwirkung alle Bestrebungen Stückwerk blieben.

Es wurde anfangs noch manche treffliche und, Gott sei Dank, kurze Rede gehalten. Stadtrat Stahl, als Vertreter des Oberbürgermeisters von München, verschaffte sich eine launige Schlußpointe, als er versicherte, er würde seinem Oberbürgermeister empfehlen, sich so zu verhalten, wie der Oberbürgermeister von Straubing, den Professor Dieß als Vorbild eines Freundes der Heimatpflege bezeichnet hatte. Professor Dieß fand übrigens auch für die Presse und den Bayerischen Rundfunk, dessen Berichte sogar richtig seien, anerkennende Worte.

Es war 11 Uhr geworden, als der Saal sich lichtete. Viele markante Erscheinungen mit klugen Köpfen hatte man an den Tischen sitzen sehen. Das Alter war dominierend, und es machte ein wenig beklommen, daß die Jugend so ganz fehlte. Lediglich das Waarkirchener Sängertertzett, das mit seinen kultivierten, glockenreinen Stimmen oberbayerische Volkslieder zu Gehör brachte, dürfte ihr zugerechnet werden. Das ausgezeichnet spielende Münchener Holzfurtnertrio gab den musikalischen Rahmen. Auch das Gefühl, zeitweilig in eine etwas ministerialerfüllte Atmosphäre geraten zu sein, nicht zuletzt bedingt, daß man in einem Zwiegespräch mit einem solchen hohen Herrn wegen der Erneuerung der Wasserburger Kernhausfassade eine delphisch-orakelhafte Ministerialantwort erhielt, trübte keineswegs die Stimmung, als um Mitternacht der Kraftwagen den heimatlichen Gefilden zustrebte. In den Bauernhäusern links und rechts der Landstraße leben Menschen jeglichen Alters, denen der Sinn um die Pflege der Heimat noch nicht abhanden gekommen ist, und auch in dem zuletzt aufleuchtenden Städtchen Wasserburg gibt es eine Reihe echter Heimatfreunde, die nicht müde werden, im Sinne der Heimatpflege tätig zu sein, eine Aufgabe, die nicht zuletzt durch das Stadtbild selbst bedingt ist. H. C. K.

## Die Chronik

1532: Der Wein war heuer nicht nur gut, sondern auch in so reicher Menge geraten, daß man für nur 2 Pfennig eine Maß bekam. (Chronik Dempf).

1543: Aus diesem Jahr stammt die älteste noch vorhandene Wasserburger Schützenordnung mit 36 Paragraphen. Ohne Zweifel erhielt die hiesige Feuerschützengesellschaft gleich bei ihrer Gründung eine eigene Schützen-Ordnung vom Magistrat, die jedoch nicht mehr vorhanden ist. Diese Ordnungen geben ein klares Bild des damaligen Lebens und Treibens der Schützengilde. (Chronik Kirmayer).

## Bauerngeschirr aus alter Zeit

Der Geschirr-Reichtum der Bauernküche war zwar früher nicht groß, teilweise aber von volkskünstlerischem Wert. Als Hauptträger heimatlicher Bauernkeramik galten die Hafner. Sie hatten ihren Sitz überall dort, wo das Material für Töpferwaren nicht schwer beschafft werden konnte.

Weit bekannt war das Hafnerhausgewerbe „Am Kröning“ im mittleren Vilstal, einem Höhenzug, der von Geisenhausen bis Landau an der Isar reicht, ferner in Hafnerzell, dem heutigen Oberzell an der Donau unterhalb Passau, dann im Chiemgau, längst der Salzach, in Burghausen und Wasserburg, Landsberg, Memmingen und anderen Orten.

Große Verbreitung fanden die Erzeugnisse von Hafnerzell, wo schon zeitig im Mittelalter feuerfestes Tongeschirr aus graphithaltiger Erde hergestellt wurde. Das hübsche Zickzack- und Wellenliniendekor, die originellen Tupfenbänder und das reiche Rankenwerk an den dickwandigen Essigkrügen und bauchigen Krugeln entsprach dem unverbildeten Geschmack bäuerlicher Abnehmer. So eroberten sich die Oberzeller Hafner alsbald den Markt Süddeutschlands.

Die Kröninger Hafner bewiesen regen Geschäftsgeist. Die Geschirrwagen ihrer Hausierer besuchten alle größeren Märkte Ober- und Niederbayerns und verhandelten die billige Ware von Dorf zu Dorf; denn die Hafner stellten in erster Linie Geschirr für die Küche her. Doch vereinigte sich auch bei ihnen in glücklicher Weise Handwerk und Volkskunst. Ihr Kundenkreis reichte sogar weit in die Ostmark hinein.

Das Hafnergewerbe in Kreußen bei Bayreuth schuf sich einen bedeutenden Namen durch die bekannten braunen Kreußner-Deckelkrüge. Altes Bauerngeschirr ist uns

noch in den Farben Schwarz, Braun, Ziegelrot, Gelb, Moosgrün, Weiß und Blau erhalten. Von Kennern wird namentlich blaues Geschirr bevorzugt. Mit Vorliebe scheckten auch einzelne Töpfereien, d. h. sie glasierten mit zwei und drei Farben. Die Verwendung farbiger Glasuren reicht bis ins 14. Jahrhundert zurück. Erst langsam entwickelte sich aus der einfarbigen Glasur das Nebeneinandersetzen mehrerer Farben.

Mag nun dieses Tongeschirr aus irgendwelchem Teil unseres Heimatlandes stammen, die Formen sind stets zweckentsprechend einfach, und doch sind all diese bescheidenen Gefäße in ihrer farbenfreudigen Glasur ansprechend und künstlerisch. Gleichviel, ob es sich um einen Teller, eine Platte, Schüssel, Schale, Kanne oder um einen Henkeltopf handelt. Eigens möchten wegen ihrer praktischen Verwendung die bauchigen, henkellosen Nudeltöpfe Erwähnung finden, die umgestürzt in ihrer haubenartigen Form der Bäuerin beim Ausziehen der Küchelflecken gute Dienste leisteten.

Farbige und figürliche Ausschmückung des Tongeschirrs blieb kunstgeübten Meistern der Haustöpfereien vorbehalten. Schüsseln, Teller und bauchige Krüge wurden wegen ihrer großen Flächen für die Bemalung bevorzugt. Die Muster entlehnten die Meister entweder geometrischen Formen oder sie entnahmen solche der Tier- und Pflanzenwelt. Tierdarstellungen zeigen realistischen Einschlag, wobei eine stilisierende Kraft unverkennbar ist. Sprüche und Bilder verraten nicht selten urkräftigen, gesunden Humor.

Mitte des 17. Jahrhunderts fand die Majolikatechnik von Süden her in Deutschland allgemein Eingang. Was als Bauernmajolika bezeichnet werden darf, gehört in die Zeit



nach 1700. Die heute noch überall zahlreich erhaltenen Fayencen in den zumeist beliebten Farben Blau, Gelb, Grün und Mangano-violett beweisen, daß hier viel geschaffen wurde. Um 1800 setzte unter städtischem Einfluß eine Vorliebe für bunte Glasur ein. Krüge, eine bayerische Maß fassend, wurden meist mit Zinndeckel und Knopf versehen und trugen am Fuß einen Zinnreifen.

Die aufgemalten Bilder auf Krügen, Tellern und Schüsseln sind verschiedener Art. Man sieht Figuren, Szenen, berufliche Handlungen, Blumen und stilisierte Ornamente, Handwerkszeichen u. a. m. Als häufig verwendete Motive begegnen ein springender Hirsch oder ein fröhlich grinsender Fuchs, der eine ängstlich schnatternde Gans in einer Kirm fortträgt. Bildhafte Darstellungen, die der Dorfkünstler nicht schöpferisch, sondern nach städtischen Vorbildern schuf, sind als solche meistens erkennbar. Rein bodenständige Zier zeichnet sich immer durch innere Natürlichkeit und starke Ursprünglichkeit aus.

Sprüche und Widmungen auf Fayencen bilden keine Seltenheit. Alle möglichen Denk- und Gefühlsinhalte fanden in diesen Reimen offeneren Niederschlag: ernste Lebensweisheit, religiöse Erbauung, übermütige Laune, frohsinnige Heiterkeit, innige Liebe, unverhüllte Sinnlichkeit und beißender Spott. Diese Verse sind köstlich und reich an volkstümlicher Kraft und müssen jeden in ihrer Reimfreudigkeit und Schreibweise erfreuen, der Sinn hat für altes Sprachgut.

Übermütige Laune verrät z. B. folgender Reim:

„Jungfer, Lieb und Wein  
Sollen mein Vergnügen sein.“

„Dich zu lieben nur allein  
Soll mir mein Vergnügen sein.“

„Ich laß nicht ab von Hoffen,  
Bis ich dein Herz getroffen.“

Die Auswahl ist hier unerschöpflich. Widmungen mit der entsprechenden Jahreszahl, wie: Zur Erkenntlichkeit! — Gedenke mein! — Aus dreien Herzen! — Ewig Liebe! — Lustig wollauf! — Leb lang! usw. bezeugen, daß Fayencen beliebte Geschenke waren. Auch Gläser und Glaskrüge des bäuerlichen Haushaltes von ehemals verraten volkstümlichen Einschlag. Bier-, Wein- und Schnaps-gläser mit Emailmalerei bildeten einen beliebten Gebrauchs- und Ziergegenstand der ländlichen Wohnung. Die Kunst der Emailmalerei geht auf venezianische Vorbilder zurück. Das deutsche Handwerk, vor allem in Nürnberg, bemächtigte sich Mitte des 16. Jahrhunderts dieser neuen Technik, die im

17. Jahrhundert ihre Blütezeit erlebte. Die aufgetragenen Emailfarben erhielten ihren Reiz aus der Beziehung zum Glasgrund und zur Form des Glases. Gerne wurden purpurnes Goldrubin, lichtiges Gelb in allen Abtönungen, Kobaltblau, Weiß und besonders zu Umrahmungen Gold verwendet. Im 16. Jahrhundert kam die Form des Humpens auf, die im nächsten Jahrhundert herrschend blieb und sich auch im 18. Jahrhundert noch durchsetzte. Volkstümlich war die Form des Bechers, die erst im 18. Jahrhundert auftauchte. Erwähnt seien noch die bemalten Milchglaskrüge, wie sie im bäuerlichen Haushalt Verwendung fanden. — Auch die Branntweinflaschen, verschieden in Größe und Form, meist achteckig mit abgeschragten Ecken, erfuhren künstlerische Behandlung durch Bemalung mit Blumen und lustigen Figuren, Inschriften und Jahreszahlen.

Mit Keramik und Glas erschöpfte sich keineswegs das Geschirr des Bauernhaushaltes. Ohne Kupfer, Messing und Zinn wäre es nicht vollständig gewesen. Zu nennen sind hier eiserne Feuerböcke, Pfannen, Backformen, Kasserollen, Schüsseln aller Art, Mörser, Schöpflöffel aus Kupfer oder Messing. Krüge, Kannen, Becher, Teller, Salzfasseln, große Salzbehälter für die Küche, Kräuterbüchsen, Trichter, Krenschalen und Bieruntersatzl aus Zinn geben der bäuerlichen Küche besonderen Glanz.

Eine Reihe kleiner Hausgeräte ist noch zu erwähnen, die durch ihre Zier besondere Bedeutung erlangten. Vor allem die hölzernen Butter- und Käsemodel, die nebenbei den abergläubischen Zweck verfolgten, böse Geister von den Molkereierzeugnissen abzuhalten. Begreiflich; denn an das Buttern knüpfen sich überall Aberglaube und Hexenglaube. An Stelle alter Zeichen, wie des Pentagramms, traten später christliche Sinnbilder.

All diese Zier am Geschirr des bäuerlichen Haushaltes zeigt die an allen Orten unserer Heimat ehemals zutage getretene Freude und Liebe des Landbewohners an gediegenen, einfach künstlerischen Gegenständen, die guten Geschmack einer vergangenen Zeit, insbesondere des 18. Jahrhunderts verraten. Sie lassen erkennen, wie tief urwüchsiges Kunstbedürfnis bis in die entlegensten Dörfer gedrungen ist.

### Mitteilungs-Ecke

Molkereibesitzer J. A. Meggle, Reitmehring, hat neuerdings sein Interesse für die Heimatpflege bekundet. Er stiftete für die Wasserburger Trachtenerneuerung den Betrag von 50 DM. Ihm sei auch von unserer Seite aus verbindlichster Dank ausgesprochen.  
Die Redaktion.

## Das Weihnachtskrippenperl

Dichtung, Mysterienspiele und bildende Kunst wetteiferten im Laufe der Jahrhunderte, das Geheimnis der Menschwerdung Christi mit ihren Schöpfungen zu verklären. Sie wirkten vielfach eindrucksvoller und nachhaltiger auf die Seele der Menschen als das gesprochene und gelesene Wort. Dieser Erfahrungsstatsache begegnen wir auch in der Geschichte der Weihnachtskrippe, die die heiligen Vorgänge stets in die unmittelbare Gegenwart hineinstellte und ihr volkstümlichen Charakter verlieh.

Die Krippe entwickelte sich aus unscheinbaren Anfängen zu poesievollen Bildern. Schon Kirchenvater Origines (185—254) erwähnt eine Geburtsgrötte bei Bethlehem. In Rom erbaute Bischof Liberius im Jahre 360 eine Basilika mit einer Krippenkappelle. Erst ein halbes Jahrtausend später begegnen wir dem Krippengedanken außerhalb der römischen Hauptstadt. Franz v. Assisi errichtete im Jahre 1223 nach alten römischen Vorbildern (Basilika S. Maria Maggiore) bei Greccio (Oberitalien) in einer moosüberwucherten Felsengrotte eine Krippe, um dem Volke am Heiligen Abend beim Meßopfer und bei der Predigt anschaulich das Weihnachtswunder vor Augen zu führen. Dieser Versuch übte auf das staunende Volk so tiefen Eindruck aus, daß die Krippe in Italien bald weitere Verbreitung fand. Als sich gar die Kunst ihrer annahm und Weihnachtsspiele, Legenden und Krippenlieder diesen Gedanken noch lebhaft befruchteten, zog die Herstellung von Krippen immer weitere Kreise und blieb nicht mehr auf Italien beschränkt. Bald führte sich die Krippe in Tirol ein, wo sie in den Mittelpunkt der häuslichen Weihnachtsfeier rückte. Von hier aus war der Weg nach Altbayern nicht mehr weit.

Schon 1491 ließ die Münchener Herzogin Kunigunde von dem bekannten Stadtmaler Fueterer eine Weihnachtskrippe bauen. Im Jahre 1604 wurde in der Münchener Peterskirche erstmals eine vorbildliche Krippe gezeigt, 1607 stellten die Jesuiten in der Michaelskirche eine Krippe mit geschnitzten, beweglichen Figuren in Lebensgröße zur Schau.

Die Provinz stand aber keineswegs nach. Ende des 16. Jahrhunderts schlug der „Stadtmaler“ in der Pfarrkirche von Neuötting ein großes „Weihnachtskrippenperl“ auf. Pfarrkirchenrechnungen vom Jahre 1622 weisen die Ausstellung einer Krippe durch den Maler Wolf Lechner dort nach. Ein Tagebuch der Aebtissin Magdalena Haidenbacher erwähnt 1637 eine Krippe im Kloster Frauenchiemsee mit „Krippenberg“. In Laufen an der Salzach stellte der Bildhauer Wolf Weisenkühchner 1645 „Khriplzeug“ für die

Stiftskirche, und 1651 lieferte der Bildhauer Petzold „ein Marienbild zum Khripl“. Besonders künstlerische Krippen entstanden in Berchtesgaden, Oberammergau, Partenkirchen und Tölz.

Die Barockzeit entfaltete auch in der Krippenkunst ihren vollen Prunk. Hier zeigt sich schon das gemütvolle Element, die Verbindung mit dem Volksleben, das Sittenbild. In treuherziger Art, in naiver Auffassung und einem fast übersteigerten Zug ins Reale betonten diese Krippen ihr heimatliches Gepräge.

Die größte Verbreitung fand die Krippe in der Rokokozeit. Die veränderten Anschauungen der Aufklärungsperiode, die Sorge wegen eines entheiligenden Mißbrauches der Religion durch allzu naturalistische Krippendarstellungen führten vorübergehend zu einem Verbot der Krippen in Bayern. Die Hauskrippe aber hatte sich einen solch festen Platz in den Familien erobert, daß sie vom Weihnachtsfest nicht mehr wegzudenken war. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts wurde in den Adventswochen auf dem Münchener Krippenmarkt alles feilgeboten, was zu einem hübschen Hauskrippenperl gehört: ruinenartige Ställe nach italienischem, morgenländischen und altbayerischem Vorbild, goldglänzende Sterne, Gott Vater in der Gloria, „Posaunenengel“, umschlungen vom Spruchband (Gloria in excelsis Deo) Maria und Josef in bunten Gewändern, geschnitzte oder wachsbossierte Hirten und Bauern, die Heiligen Drei Könige, feurige Araberhengste mit Schabracken und Federbüscheln, beladene Kamele, Schafe und Bezerl. Kurz, ein romantisches Kunterbunt, die Früchte monatelanger Heimarbeiter und großen Fleißes an vielen Abenden.

Wie mannigfaltig sich die Entwicklung der Weihnachtskrippe vollzogen hat, zeigt die reichhaltige, hervorragende Krippensammlung im Nationalmuseum in München, die in der Hauptsache einer Stiftung des Kommerzienrates Schmederer zu verdanken ist. Dieser Krippenfremd hat in liebevoller Kleinarbeit mit einer seltenen Freude und Hingabe jahrzehntelang alte sizilianische, neapolitanische, Süd- und Nordtiroler, Oberammergauer, Münchener und andere altbayerische Krippen von künstlerischem Wert zusammengetragen. Sie bilden in ihrer reizvollen Aufstellung und Beleuchtung eine seltene Bereicherung der christlichen Kunst. Wer diese Krippen einmal gesehen hat, kommt immer wieder gerne ins Nationalmuseum, besonders in der Weihnachtszeit, und erbaut sich an diesen köstlichen Zeugen echter Heimatkunst. Sie sind ein Kleinod voll weihnachtlichen Zaubers, schlagen eine Brücke zwischen Kirche und Haus, tragen den Gedanken des Krippenhauses weiter hinein in die Familie. Ihre

## Die Zunamen im Wandel der Zeiten

Nach dem 1. Jahrtausend traten mehr und mehr Namen der Heiligen in den Vordergrund

Die Zunamen oder Rufnamen, auch Taufnamen, wie wir sie im Christentum heißen, weil sie dem Täufling beigelegt werden, haben im Laufe der Zeit sehr gewechselt. Im ersten Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung finden wir bei unserem Volk einen reichen Namensschatz, der in der germanischen Urzeit seine Wurzeln hat. Klangvolle Namen sind es, die unsere Vorfahren ihren Kindern zu geben pflegten, Namen, die von Kampfeslust und Siegesfreude sprechen wie Siegfried, Sieglinde, Gerhard, Notger, oder Namen, die auf Sippen- und Volksgemeinschaft hindeuten wie Theodo, Diethelm, Dietrich. Andere Namen finden wir, in denen dem Kinde reiches Erbe, großer Besitz gewünscht wird wie Odilo, Ulrich, Aribio. Auch sind Namen entstanden aus Verehrung und geheimer Scheu vor mythischen Wesen, deren Gunst man gewinnen will, z. B. die Elfen. Solche Namen sind Alberich, Albain, Alfred. Sehr zahlreich sind die Namen, die dunkel geahnte göttliche Kräfte der den Göttern geweihten Tiere, z. B. Rabe, Wolf, Bär, Eber auf den Menschen übertragen sollen wie Wolfram, Wolfgang, Bernhard, Eberhard, Ebilo. Zu diesen Vollnamen kommen dann allerlei Kurzformen, Kosenamen, deren Erklärung oft sehr schwierig, wenn nicht unmöglich ist. Wenn wir die uns erhaltenen Urkunden aus dem ersten Jahrtausend einsehen, finden wir, daß unsere Vorfahren einen ungemein reichen Namensschatz besaßen.

Im Laufe der Zeit beginnt die formende Kraft, die das alte Namenerbe vielfältig abwandelt, zu erlahmen. In den Zeugenreihen der Urkunden treten immer mehr gleichnamige Personen auf. Vor allem haben an den alten deutschen Namen am zähesten festgehalten die deutschen Kaiser und die Herzoge. Wie oft trifft man in der deutschen Geschichte die Namen Konrad, Heinrich, Friedrich, Ludwig, Otto! Diese herrschende Schicht übte auch in der Namengebung einen spürbaren Einfluß auf

veredelnde Wirkung auf die Jugend ist unverkennbar.

Eine Krippe gehört zum Christfest wie der Christbaum, der sie vorübergehend verdrängte. Verdankt sie gar eigener Phantasie, persönlichem Gestaltungs- und Bastelwillen ihr Entstehen, dürfen die Kinder beim Bauen einer Hauskrippe selbst Hand anlegen, dann wird hier das Weihnachtswunder zum gegenwartsnahen, unmittelbaren Erlebnis, an dem sich alt und jung freut.

das Volk aus, so daß diese Namen bis auf den heutigen Tag nicht verdrängt wurden. Dazu trug auch der Umstand bei, daß es in deutschen Landen Heilige gegeben hat, die diese Namen trugen.

Nach dem ersten Jahrtausend traten mehr und mehr die Namen der Heiligen in den Vordergrund als der die Bereiche des menschlichen Lebens beherrschenden Vorbilder. In dieser Zeit sehen wir, daß Adelige, die nicht weniger kampfesfreudig waren wie ihre Voreltern, Namen fremder Herkunft, und zwar von Heiligen bevorzugten. Ihnen folgten bald die Handwerker in den Städten und die Bauern. Der Wunsch, mit der Wahl eines Heiligennamens einen Schutzherrn im Himmel zu gewinnen, veranlaßte sie dazu. Wenn wir alte Taufbücher einsehen, so ist es ähnlich wie bei den Kirchenpatrozinien. Es sind verhältnismäßig wenige Heilige, die zu großer Volkstümlichkeit gelangten und daher zur Namengebung benützt wurden, in der Hauptsache die Namen der bedeutendsten Apostel, Johannes des Täufers, Stephanus, beim Frauengeschlecht die Namen der Gottesmutter, der hl. Anna sowie biblischer Heilige wie Elisabeth und Magdalena. Auch Namen einiger Märtyrer aus der Zeit der Christenverfolgung treffen wir häufig z. B. Lorenz, Sebastian, Agnes, Barbara. Später kamen Namen von Heiligen aus mittelalterlicher Zeit hinzu wie Wilhelm, Bernhard, Leonhard. Von Interesse ist, daß zu gewissen Zeiten die legendären Namen der Weisen aus dem Morgenlande sich besonderer Beliebtheit erfreuten. So wurden in den Jahren von 1665 bis 1700 in der Pfarrei Aibling 182 Knaben auf den Namen Kaspar, 94 auf den Namen Melchior und 112 auf den Namen Balthasar getauft, so daß ungefähr jeder dritte Knabe den Namen eines der drei Weisen bekam. Im 19. Jahrhundert finden wir auch keine große Mannigfaltigkeit in der Namengebung. Außer den Namen der bekanntesten Heiligen erhielten die Kinder je nach den Gauen unseres Vaterlandes den Namen eines dort besonders verehrten Heiligen, so eines Lokalheiligen oder eines Heiligen, dessen Reliquien dort aufbewahrt wurden. Beim evangelischen Volksteil wurden mehr als bei den Katholiken bei der Namengebung biblische Heilige bevorzugt, namentlich auch solche aus dem Alten Testament wie Adam und Eva, Abraham, David, Daniel, Zacharias. Eine Unsitte früherer Zeit war es, den unehelichen Kindern einen absonderlichen Namen zu geben, wodurch die uneheliche Abkunft für das ganze Leben gekennzeichnet war.

## Der Wendelstein

Wie ihn frühere Reisende sahen und erlebten  
Von Prof. Dr. Rolf Müller.

Wer heute auf dem gut gerichteten Serpentinweg — „Salonweg“ nennt ihn der Baedecker — mit Stöckelschuhen oder modischen Sandaletten mühelos zum Gipfel des Wendelsteins aufsteigt, macht sich kaum eine Vorstellung davon, was für ein Ereignis in früheren Zeiten eine Wendelstein-Ersteigung bedeutete.

Köstlich muten einen die alten Schilderungen der kühnen Wendelsteinwanderer an, und es lohnt sich, sie auf ihren damaligen Reisen zu begleiten. In einer unter dem Titel „Der Wendelstein im bayerischen Hochland“ im Jahre 1887 in Innsbruck erschiene Schrift von August Edelmann sind Wendelstein-Ersteigungen „zweier achtenswerther Männer“, nämlich diejenige von Schrank aus dem Jahre 1788, und Obernbergs aus dem Jahre 1815 nacherzählt.

Franz Paula von Schrank hinterlegte einen Bericht seiner „Reise nach dem Wendelstein, dem höchsten Berg der Grafschaft Hohenwald-eck“ in seiner im Auftrage der Königlichen Bayerischen Akademie unternommenen „Reise nach den südlichen Gebirgen von Bayern in Hinsicht auf botanische, mineralogische und ökonomische Gegenstände, nebst Nachrichten von den Sitten, der Kleidung und anderen Merkwürdigkeiten der Bewohner dieser Gegenden.“ Nach diesem Bericht stieg von Schrank am 15. September 1788 mit seinem Reisediener, dem Akademie-Hausmeister Georg Amann und einem Führer über Ellbach um den Breitenstein herum ohne besondere Mühsal zur Reindleralm auf. Dann aber begannen die Schwierigkeiten des Aufstieges. „Ich habe“, so berichtet von Schrank, „noch keinen Berg mit größerer Mühe bestiegen; fast bis nahe unter seiner Spitze mußten wir von einem ellenhohen Felsen zum anderen klettern; nur hie und da war es uns möglich, eine kleine Strecke fort ordentlich zu gehen. Man darf gar keinem Schwindel unterworfen sein, wenn man diesen Berg besteigen will.“

Leider hatte die Reisegesellschaft wegen einfallenden Nebels auf dem Gipfel keine Aussicht. Aber der Gelehrte wußte seine Reisegefährten wohl zu trösten, „daß man sich auf Gebirgen niemals eine gründliche Hoffnung großer und angenehmer Aussicht machen dürfe, man richte denn die Sache so ein, daß man in den schönsten Sommermonaten grade zu der Zeit auf ihrer Spitze sei, wann die Sonnenstrahlen mit Carmoisin die Wolken untermalen.“

Ausführlicher schildert Joseph von Obernberg in seinen „Reisen durch das Königreich Bayern“ die Ersteigung des Wendelsteins, des „berühmten Kolosses.“ Auch er wählte den Anstieg von Ellbach über die Reindleralm. „Steil ist der Steig“, schreibt er, „den man von dieser Seite zu überwinden hat. Der Weg, den unser Führer gewählt hatte, um uns auf die höchste Kuppe des Wolkenträgers zu geleiten, war unstät und jeder Fußtritt unsicher im losen Kiese. Nur der Krummholzbaum und die Zwergföhre gedeiht in dieser Höhe.

Wir kamen endlich an eine tiefe Grube, die in einen unermeßlichen Abgrund fortsetzt, und ganz das Ansehen eines Kamines hat.“ (Unsere Bergsteiger wählten also den Aufstieg über die Reindlerscharte und den Ostgipfel des Wendelsteins, auf dem heute der Beobachtungsturm der Wendelstein-Nachastronomen steht. Bei der tiefen Grube handelt es sich um das sogenannte obere Wetterloch, das nach den Untersuchungen der Gipfelbewohner etwa 60 Meter tief ist und dann Verbindung mit der großen Wendelsteinhöhle hat). „Die Wände des Kamins“, so fährt der Bericht fort, „sind rußig. Aber an diesem Ruße glaubte schon Herr von Schrank eine Pflanzenart zu erkennen, die er noch nicht deutlich genug erkennen konnte. An einen Vulkan darf man ohnehin nicht denken, nirgends herum sind Spuren vulkanischer Produkte, allenthalben nur derber Kalkstein, mitunter sparsame Modererde.

Näher gegen die Spitze muß man ellenhohe Felsen überklettern, und selbst auf jener trifft man keine Ebene, sie bildet einen Eselsrücken. Ganz schwindelfrei muß man sein, wer dieselbe ersteigen will. Kühn genug hat man auf ihr ein Kapellchen gelagert und ihm die runde Form gegeben, weil diese den Stürmen die wenigste Oberfläche entgegenstellt, sohin am leichtesten ihre Wuth aushält. In dieser Kapelle schreiben die Fremden ihre Namen ein und setzen wohl auch jene ihrer Gefährten bei, wenn diese schon etwa vom Schwindel befallen, die Spitze selbst nicht erklimmet haben, sondern unterhalb mehr oder weniger weit zurückgeblieben sind.“

Von der Kapelle schreibt August Edelmann, daß sie bereits im Jahre 1718 erbaut wurde. „Die Ansicht, daß der Sixbauer Georg Klarer aus Bayrischzell nur in Erfüllung eines für verirrt oder verstiegene Pferde und Kühe gemachten Gelöbnisses um das angegebene Jahr diese Kapelle erbaut habe, ist nicht unbedingt zu theilen.“

# Altbayerische Dorfkinder - deutsche Kulturträger

Mitgeteilt von Eduard Stemplinger

## Schlicht Josef (1831—1917)

Gerade als die asiatische Cholera in Europa wütete, kam der Sepperl als Stammhalter eines Gütlers in dem schönen und großen Dorf Geroldshausen in der Holledau zur Welt. Sein Vater war ein guter Zitherspieler und Sänger, seine Mutter eine frohsinnige, flinke Kleidermacherin. Leider starb sie im Wochenbett, als der Sepperl kaum 5 Jahre zählte. Eine Stiefmutter kam ins Haus, mit der sich der Junge gar nicht verstand. Als er in die Jahre kam, sollte er Schusterlehrling oder Hirte werden; aber Lehrer und Pfarrer fanden, der geweckte Knabe eigne sich zum höheren Studium. Und so kam er nach dem damals üblichen Vorbereitungs-jahr im Pfarrhof 1844 in das neuerrichtete Knabenseminar nach Kloster Metten, wo er einen Freiplatz erhielt, 1852 nach der Reifeprüfung ins Klerikalseminar nach Regensburg; denn den Besuch der Universität verhinderte der Geldmangel. Literarische Beiträge in Zeitungen ermöglichten dem jungen Mann kleinere Ferienreisen sogar nach Norddeutschland. 1854, als in München die erste Industrierausstellung im neuerbauten Glaspalast und das erste Gesamtgastspiel unter Dingelstedts Leitung stattfand, wohnte Schlicht Haydns Oratorium „Die Schöpfung“ auf der obersten Galerie des Glaspalastes bei, als plötzlich durch das Getöse einer abgestürzten Fenstertapete eine Panik entstand. Ein wildes Geschrei erhob sich: „Der Glaspalast stürzt ein“. Im Nu leerte sich die Galerie, alles stürzte den Ausgängen zu. König Ludwig suchte mit Handbewegungen und lauten Zurufen das Publikum zu beruhigen und wirklich legte sich allmählich die Panik, das Oratorium wurde nochmal von vorne begonnen; nur die Galerie blieb leer bis auf einen Mann — unsern Holledauer!

1856 wurde er zum Priester geweiht und an verschiedenen Orten des Bistums Regensburg als Kaplan verwendet, am längsten in Schneiding (1859—1869), bis er schließlich als Schloßbenefiziat in dem herrlich hochgelegenen Steinach nördlich von Straubing auf der Hienharther Höhe seine geistliche Laufbahn beendigte (1871—1917).

Im „Straubinger Tagblatt“, das ein Geistlicher redigierte, hatte Schlicht schon als Kaplan Schilderungen niederbayerischen Landlebens veröffentlicht, das er von Grund aus kennen gelernt hatte. 1875 vereinigte er diese Skizzen und erweiterte sie zu einem Buch „Bayerisch Land und Volk“ (1875). Im Anschluß an die kirchlichen Festkreise Weihnachten, Ostern und Pfingsten ist das nieder-

bayerische (nicht bayerische) Volk in Haus und Hof, in Feld und Flur, in Kirche und Wirtshaus, bei der Arbeit und Muße mit Ernst und Humor, vor allem mit ungeschminkter Echtheit geschildert. Der Dichter Martin Greif urteilte 1896: „Was sein unsterblicher Landsmann Aventin auf dem Gebiete der bayerischen Geschichte ist und für alle Zeiten bleibt, das wird Josef Schlicht auf dem Gebiete der bayerischen Volkskunde sein und bleiben. Wie sinnbildlich mutet uns dabei sein Name an! Schlicht heißt er, und schlicht sind seine Bayern; wer aber schlicht und dabei gehaltvoll ist, der ist auch liebenswert, und Eigenschaft teilt er mit seinem Volke.“

Zehn Jahre später schrieb der bekannte schwäbische Pfarrer Hansjakob: „Der Josef Schlicht kennt Land und Leute in Bayern besser als unsereiner seine Schwarzwälder.“

Aber dies Buch erregte in geistlichen Kreisen Anstoß. Hansjakob, der aus seinem Herzen nie eine Mördergrube machte, erzählte in den „sonnigen Tagen“ (1906): „Die geistlichen Zopfmandarinen in Regensburg hatten an dem offenen, ehrlichen Buche manches auszusetzen; es war ihnen nicht fromm genug. Und der Josef Schlicht tat ihnen den Gefallen und hat das Buch umgearbeitet, verwässert und mit einem anderen Titel versehen. Der Spiritus war aber daraus fort und des Verfassers Schwingen blieben fortan gebunden.“ Sicher ist eines: eines Tages verschwand das gerne gekaufte Buch aus dem Handel und 1886 erschien die zweite, verwässerte Auflage. Ferner steht fest, daß die nachfolgenden volkskundlichen Schriften Schlichts an den ersten Wurf nicht mehr hinreichen.

Schon in „Bayerisch Land und Volk“ sind dramatische Szenen eingestreut. 1894 gab Schlicht eine Sammlung kleiner Theaterstücke heraus „Dorftheaterspiele in der Volkssprache von Ober- und Niederbayern“. 1912 folgten weitere, meist heitere Spiele. Der Dialog ist flüssig, volksecht, die Erfindung ansprechend, nur der häufige Szenenwechsel steht Aufführungen im Wege.

Schlicht war ein Frühaufsteher und sehr mäßig im Essen und Trinken; Kaffee, Tee, Wein, Zigarren mied er. Sein Humor verließ ihn auch nicht in schweren Tagen; in der letzten Stunde vor seinem Hinscheiden rief er einem Freund zu: „Bua, jetzt san d' Wagscheitl brocha.“

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1952

Dezember

Nummer 12

## Vom weihnachtlichen Singen und Spielen in vergangenen Tagen

Von Dr. Hans Moser

Vom Adventsbeginn an über Weihnachten weg bis Dreikönig war einmal die große Singzeit des Jahres im volkstümlichen Brauchkalender. Heute merkt man davon nicht mehr viel, aber ehemals hat es für das kleinste Dorf wie für die ansehnlichste Stadt gegolten. Da zogen, wohin man schaut, kleine Gruppen von Burschen oder von Kindern, zuweilen auch von gestandenen, würdigen Männern, durch die Gassen und über die Landstraßen und Gebirgspfade und sangen von Haus zu Haus Lieder von der Ankunft des Herrn, von der gnadenreichen Geburt, von den Hirten an der Krippe und vom Aufzug der Heiligen Drei Könige mit ihrem Stern. Auch wünschten sie ein gutes neues Jahr, Segen und Gedeihen für Mensch und Tier, für Haus und Feld, und erheischten sich damit gern gereichte Gaben in Naturalien, besonders Kletzen-



Die Sternsinger

Foto: Ernst Baumann

brot und Hutzeln, oder auch in klingender Pfennigmünze.

Nicht immer waren es nur fromme, naivgläubige Volksweisen oder felerliche Kirchengesänge, auch der volkstümliche Humor spielte mit herein und Ueberreste aus vorchristlichen Kultschichten, aus den Rauhacht-, Klöpfelnacht- und Perchtenbräuchen, uralte Segenformeln und fruchtbarkeitsfördernde Zaubersprüche waren darunter gemischt. So erklärt es sich, daß auch diese schönen und stimmungsvollen Bräuche von Zeit zu Zeit immer wieder einmal Anstoß erregten und mit Verboten belegt wurden. Je nach dem Zeitgeist

erschieden sie manchen geradezu unchristlich, heidnisch, den Reformationsanhängern zu „papistisch“, in der Gegenreformation zu sehr mit protestantischem Liedgut belastet und endlich in der Aufklärungszeit als pure

**Bettelei.** Auch führte die Brauchübung hie und da zu Zwischenfällen, einzelne Sängerguppen gerieten in Streitigkeiten und Schlägereien miteinander, oder eine Schar hatte für den Weitemarsch durch die Winternacht allzu reichlich dem wärmenden Schnaps zugesprochen oder man hatte sich gegen den Einspruch von Amtspersonen zur Wehr gesetzt. Solche Dinge sind dann in Strafregistern und Beschwerdeakten aufgezeichnet worden. Andererseits aber war dieses Herumsingen in der Vorweihnachtszeit und in den zwölf heiligen Nächten doch auch bei vielen Ortsobrigkeiten, in Pfarr- und Ordenshäusern gern gehört worden und so ist uns aus den Spendeneinträgen mancher Kämmerer-, Kirchen- und Klosterrechnungen ein beachtliches Belegmaterial zur Geschichte der weihnachtlichen Sing- und Spielbräuche erhalten. Das gilt nicht zum wenigsten für das sonst recht brauchfreudige bayerische Gebiet den ganzen Inn entlang, auf der einen Seite bis hinüber zur Salzach und auf der andern bis zur Rott. Die Quellen reichen bis über die Mitte des 15. Jahrhunderts zurück. Da beschenkte z. B. das Kloster Baumburg 1441 „cantores rurales“, bäuerlicher Sänger und singende Schulmeister mit ihren Schülern. Die Sänger kamen oft von weit her: 1488 und 1490 zogen Türmer (Turmbläser) und Sänger von Wasserburg nach Baumburg, 1499 Wasserburger nach Tegernsee, 1504 und 1516 Ebersberger nach Benediktbeuern. Die Konjunktur der Weihnachts-Singzeit nützten auch einzelne Kirchen aus, indem sie eigene Sängerguppen ausschickten, die für sie sammelten. Diese erhielten dazu besondere Ausweise, wie aus einem Ausgabenvermerk der Pfarrkirche von Trostberg hervorgeht, die 1465 „24 Pfennig und zwen Singbrief zue den Weinnachtn“ verrechnet.

Die Klöster waren die aussichtsreichsten Ziele. Da finden wir z. B. in Beyharting 1562 Sänger von Ebersberg, Grafing und den Schulmeister von Wasserburg mit sieben Personen, die vermutlich dort ein Weihnachtsspiel gegeben haben; 1581 Sänger von Wasserburg, Aibling, Ebersberg und Rosenheim, und in den folgenden Jahren waren neben den Rosenheimern vor allem die Wasserburger Weihnachtssänger regelmäßig zu Gast. In St. Veit bei Neumarkt an der Rott erscheinen von der ältesten der erhaltenen Klosterrechnungen, von 1590 an regelmäßig bis tief ins 17. Jahrhundert hinein Türmer und Sänger von Wasserburg, Mühldorf, Rosenheim, Trostberg, Alt- und Neuötting.

Innerhalb der winterlichen Brauchzeit heben sich einzelne Kulttermine besonders heraus: die Klöpfelnächte, das waren die drei Donnerstage vor Weihnachten, die Raumnächte, zu denen man die Thomasnacht, die

Nacht zum Christtag, die zum Neujahrstag und vor Dreikönig zählte, und endlich der Dreikönigstag selbst. Das Klöpfeln gehörte nicht der christlichen Brauchschrift, sondern der älteren mittwinterlicher magischer Lärmbräuche an. Da ging es manchmal recht ungebärdig zu und so entstammen die Zeugnisse dafür meist den Strafregistern, besonders aus der Gegend um Neumarkt. 1511, 1514, 1519 und 1526 ist bezeugt, daß dabei „vil Ungefuegs trieben worden“ und es zu Schlägereien gekommen war, die mit schweren Leibschäden endigten. Auch im Amt Neuötting entstand 1538 ein Tumult, weil die Beteiligten, „da man ihnen eine Gabe herausgetragen, der Sachen zu Unfrieden worden“, d. h. es war ihnen zu wenig gewesen.

Wie es bei solchen Gelegenheiten zugehen konnte, das beweist ein Vorfall in Tüßling 1545, wo nicht weniger als 30 Burschen bestraft wurden, weil sie „an der heylligen drei Khunig Abent am Singen aneinander gepoldert, Muetwillen getrieben und ains tails von Leder gewonnen“, d. h. weil sie schließlich die Waffen gezückt hatten. In diesem Fall darf man wohl annehmen, daß die Brauchübung noch viel mehr dem Kult der Perchtennacht (5. auf 6. Januar) nahestand als jener verchristlichten Brauchform, die sonst als charakteristisch für den Tag gilt: das Sternsingen in der Verkleidung der drei Weisen aus dem Morgenland. Diese Form setzte sich erst von der Jahrhundertmitte an allgemein und sehr rasch durch. Das älteste Zeugnis einer großen Reihe stammt aus Wasserburg: „Dem Schuelmeister von Kiemyng (Chieming), so mit dem Stern auff der Heiligen drey Kinig Tag herumb zu singen begert, (was) aber Ime nit gestatt, zu ainem Drinckgeld geben 52 Pfennig 1 Heller“. Wenn sich hier die Stadt dem Brauch noch abgeneigt gezeigt hatte, die umliegenden Klöster dagegen begünstigten ihn. Besonders aus Beyharting und St. Veit erschienen in der Folgezeit dergleichen Sternsinger, die übrigens nicht nur an Dreikönig, sondern die ganze Weihnachtszeit hindurch herumzogen, daß die Spenden für sie nur noch summarisch verrechnet wurden. Nur da und dort sind noch einzelne Gruppen ihrer Herkunft nach benannt, so etwa 1562 Sternsinger von Beyharting, 1577 von Tüßling, 1601 von Mühldorf und Neumarkt, 1604 von Ulrich und Wasserburg, die in Beuerberg gesungen hatten. 1623 ist ein Auftreten der Sternsinger im Gotteshaus von Palling bezeugt, was vermuten läßt, daß sich daraus ein Dreikönigsspiel entwickelt hatte. Von einem Palling Hirtenspiel ist uns durch August Hartmann ein später oft dargestellter Text überliefert.

Von eigentlichen Weihnachtsspielen hören wir 1558 in Rosenheim, eine Aufführung im

Rathaus. Zu einer regelmäßigen Übung scheint es sich zu Beginn des 17. Jahrhunderts in St. Veit entwickelt zu haben. Da heißt es z. B.: „Den 18. Decembris etlichen Personen, welche sich in der Comedi gebrauchen lassen, Pier khaufft, darumb außgeben 24 Kreuzer“. Oder 1614 „Den 12. Januarij, als die Comedi von der Geburth Jhesu Christi gehalten, den Actoribus umb Pier geben 1 Gulden 32 Kreuzer“. 1616: „Demnach an aller Heyligen drey Khönigtag allda im Closter ein Comedi gehalten, den Burgern in Neumarckht, welche sich hierinnen gebrauchen lassen, verehrt 2 Gulden“. 1617 gaben Sänger von Mühldorf ebenort ein solche „Comedi“ und erhielten dafür 1 Gulden 15 Kreuzer.

Im Laufe der Zeit hatten sich unter die einheimischen Sänger auch allerlei fragwürdige Elemente gemengt. So wurde 1697 aus Neuötting berichtet: „Viel unnützes Gesindel, als abgedankte Soldaten und Abdecker und dergleichen gehen als Sternsinger und Haargeiger herum und beschweren die Untertanen. Benamste Personen sind mit dem liebseligen Brot oder anderer weniger Gab nit zufrieden, sondern wollen nur Haar (Flachs) oder Geld, verlangen gleich 2 dl oder gar einen Kreuzer, ansonsten sie gleich mit Abbrennen und anderem sehr bedrohlich sind“.

Auch des Weihnachtsspiels bemächtigten sich später recht armselige Gestalten, denen es um einen winterlichen Nebenerwerb zu tun war. So bat 1794, allerdings ohne Erfolg, ein Hadersammler Philipp Lenglecher von Stubenberg, „mit 7 lebhaften Personen“ — gemeint waren lebendige, im Gegensatz zu Marionetten- oder Krippenfiguren — in der Adventszeit ein geistliches sogenanntes Krippel Spiel im ganzen Rentamt Burghausen aufführen zu dürfen. Und in Rosenheim war es 1797 ein armes altes Weiberl „Theresia Marchsteinerin nebst 7 Consorten“, die sich „Alters und Gebrechlichkeit halber keinen andern Lebensunterhalt schaffen oder erwerben können“ ein Gesuch ein, „einem schon uralten Herkommen gemäß“ wiederum die Geburt Christi im Pfliggericht Rosenheim und den umliegenden Gegenden „zur christlichen Erbauung“ spielen zu dürfen. Auch dieses Gesuch wurde damals abgewiesen.

Trotzdem die weihnachtlichen Sing- und Spielbräuche in der Aufklärungsperiode eine sehr kritische Zeit durchmachen mußten, sind sie nicht ganz untergegangen, sondern haben sich da und dort noch in das volkstumsfreundlichere 19. Jahrhundert hinüber gerettet, bis ein ganz unromantischer und nüchterner neuer Zeitgeist mit wenigen Ausnahmen auch damit aufräumte.

Dem bayerischen Volksschauspielsammler August Hartmann war es in den siebziger und achtziger Jahren noch gelungen, außer älteren

## BUCHERECKE

JOSEF SCHEIDL: „Das Dachauer Bauernhaus“, Verlag Georg Callway, München. Die Bauernhofforschung ist eine verhältnismäßig junge Wissenschaft. Erst als die Mehrzahl der alten Holzbauten dem neuzeitlichen und oft unschönen Steinbau weichen mußte, um die letzte Jahrhundertwende, traten viele Bauernhofforscher auf den Plan, um das Bild des Hauses in allen seinen Wandlungen darzustellen und die baugeschichtlichen Zusammenhänge zu ermitteln. Heute ist bald der letzte Winkel dörflicher Baukunst erforscht, aber das bis in unsere Zeit Getretete ist oft so dürftig, daß es einer großen Erfahrung und eines sicheren Blickes bedarf, um eine zusammenhängende Entwicklung des Bauernhauses seit seinen Anfängen darzustellen. Vorliegendes Werk, herausgegeben von der Landesstelle für Volkskunde, behandelt ausgehend von der schwäbisch-bairischen Hauslandschaft das Haus des Dachauer Landes so umfassend, daß es als Grundlage für weitere Forschungsarbeit in anderen Gebieten dienen kann. Bodenverhältnisse, Bodennutzung, Klima und Rechtsverhältnisse hatten einen weitgehenden Einfluß auf die Gestaltung des Hauses und die Verwendung der Baustoffe. Dies ist hier überzeugend und klar, unterstützt durch reiches Quellenmaterial, dargestellt. Man erfährt auch die zeitliche Folge in der Bauart der Hauswände, wie Flechtwerk, Spundwerk, Ständerbohlenbau und den von Osten später eindringenden Blockbau. Sämtliche Teile des Hauses und die Nebengebäude sind eingehend und mit vielen Vergleichen zu anderen Hauslandschaften beschrieben. Dieses Buch ist ein wertvoller Beitrag zur Bauernhofforschung und Heimatkunde und vermag auch den Bestrebungen zu dienen, die bei der Weitergestaltung des dörflichen Bauwesens organische Bindungen suchen.

Dr. hr

Liedern des 17. Jahrhunderts aus der großen Sammlung des Seoner Benediktiners Johann Werlin noch eine große Zahl von Gesängen und ganzen Spielen des 18. und des frühen 19. Jahrhunderts mitsamt den Singweisen aus Rott am Inn, Pfaffenhofen am Inn, der Rosenheimer Gegend, dem oberen Inntal und dem Chiemgau aufzuzeichnen. Dieses so durch die Forschung rettete und der Nachwelt überlieferte Spielgut, das nicht veraltet, sondern einen zeitlosen Wert behauptet, wartet nur der Wiederbelebung. Möchten sich doch in möglichst vielen Orten getreue Freunde der Heimat finden, die es sich abschreiben — die Bayerische Landesstelle für Volkskunde in München stellt die Textsammlungen für diesen Zweck gern zur Verfügung —, mit ein paar sangeskundigen und spielfreudigen Gleichgesinnten einüben und so alljährlich mit den alten Liedern und den ungekünstelten Spielen, nicht auf Theatern, sondern mit den einfachsten Mitteln in Bauernstuben und Bürgerhäusern ihren Mitmenschen eine Freude und einen Anteil am Segen der gnadenvollen Weihnachtszeit vermitteln!

## „O, hl. Stephanus, wir bitten Dich!“

Roßweihe und Pferderennen am 26. Dezember

Die morgenländische Kirche feiert seit Ende des 4. Jahrhunderts am 26. Dezember das Gedächtnis an den hl. Stephanus, der als erster Blutzeuge Christi die Treue zu seinem Herrn und Meister mit dem Martyrertode besiegelte. Da er vor den Toren Jerusalems gesteinigt wurde, stellt ihn die kirchliche Kunst als Diakon mit zwei Steinen dar, die sich entweder in seinen Händen, in der hochgerafften Dalmatika, auf Haupt oder Schulter befinden. Ein Wandbild in Mals (Tirol) aus vorkarolingischer Zeit, romanische Fresken in Schwarzhof, St. Gereon in Köln, Braunweiler und Santa Maria zu Bohi in Spanien gehören zu den ältesten bildlichen Darstellungen aus dem Leben dieses Heiligen, dem Schongauer (Schön, geb. 1440 in Augsburg), Baldung Grien (geb. 1477), Raffael (geb. 1483), Cigoli (geb. 1559) und andere große Meister ihre Kunst widmeten.

Im Abendland verbreitete sich seine Verehrung immer mehr, als im Jahre 415 Reliquien des Heiligen von Kaphargamala bei Jerusalem nach Rom überführt wurden.

Alte Stephanspatronate, wie die Stephanskirche in Baumkirchen (Berg am Laim — München), der Stephansaltar im Freisinger Dom aus dem 10. Jahrhundert, der Stephansdom in Augsburg, das „Alte Münster“ zu Regensburg, die ehemalige Basilika in Passau (Vorläufer des jetzigen Doms) zeugen für die frühe Verehrung des hl. Stephanus in Altbayern. So geht z. B. der Name Weihenstephan (Freising) schon auf Bischof Hitto (810—835) zurück, der eine von St. Korbinian auf dem dortigen Berg errichtete Benediktinersiedlung zum Chorherrenstift erhob und ihr die Bezeichnung Weihenstephan gab.

St. Stephan ist der älteste altbayerische Bauernheilige. Da Stephani in die Wochen der germanischen Julfeier (Wintersonnenwende) und damit in die Zeit des größten Pferdekults fiel, erkor das Landvolk den heiligen Stephan zum Roß- und Viehpatron. Der 26. Dezember war seit dem 10. Jahrhundert auf dem Lande „großer Pferdetag“ mit Umritt, kirchlichem Roßseggen und Steffelsrennen. Schon die Tatsache, daß die älteste Leonhardikapelle nach der Tegernseer Chronik Abt Rupert 1184 in Kreuth erbauen ließ und die bedeutendste Leonhardiwallfahrt erst im 13. Jahrhundert in Inchenhofen bei Aichach entstand, beweist das höhere Alter der Stephanusverehrung in Altbayern. St. Georg (23. April), St. Wendelin (10. Oktober), St. Leonhard (6. November), St. Nikolaus (6. Dezember) und St. Silvester (31. Dezember) treten als Roßpatrone später als St. Stephan auf. Die Votiveinträge in den Mirakelbüchern von St. Leonhard in Inchenhofen (1289—1751) ergeben unzweifelhaft, daß St. Leonhard erst im 17. Jahrhundert Viehpatron wurde. Dagegen enthält ein Freisinger Rituale aus dem 11. Jahrhundert schon eine feierliche Gebetsformel zur Konsekration von Wasser und Salz für den Stephanstag, die den speziellen Zweck hatte, der Segnung der Haustiere und der bäuerlichen Wirtschaft zu dienen.

An vielen Orten, wo die Kirche dem hl. Stephanus geweiht ist, hat sich gewöhnlich die Benediktion der Pferde bis heute erhalten. Dr.

Schierghofer, der verdiente Erforscher des Umrittbrauches, spricht von 31 solchen Orten in Oberbayern, von 10 in Niederbayern und vier in der Oberpfalz; z. B. reiten in folgenden Orten Bauern und Landwirtssöhne am 2. Weihnachtsfeiertag ihre Pferde zur kirchlichen Benediktion:

Halsbach (Traunstein), Erharting, Pfaffenkirchen bei Obertaufkirchen, Stephanskirchen bei Buchbach und Seyfreidswörth (Mühldorf), Kastl (Altötting), Hohenwart (Burghausen), Mauerberg bei Garching, Landsham im Glonnal, Hohenlinden (Ebersberg), Tutzing und Machtilfing (Starnberg), Metzenried (Aichach), Enzhausen (Moosburg), Moosen a. d. Vils. Vor dem Hochamt oder einer vorhergehenden Votivmesse werden vom Geistlichen Stephanisalz und „Steffelwasser“ zur Roßsegnung geweiht. Wehsalz und Weihbrunn modelt die Bäuerin zu Hause zu einem flachen „Leckstein“ für das Vieh, von dem es beim Einstand in den Stall, vor dem Weidegang, beim Auf- und Abtrieb zur und von der Alpe sowie bei Verkauf zur Abwendung von Unfällen, Krankheiten und Suchten schlecken darf. Mit dem geweihten „Steffelwasser“ besprengt der Bauer Haus, Scheune und Felder gegen bösen Einfluß, „Vermoan“ und Mißwachs.

Auch München hatte bis 1876 seinen Stephanritt um das Stephanskirchlein im Südlichen Friedhof. Daran beteiligten sich Bierbrauer, Lohnkutscher und Fuhrwerksbesitzer auf ihren schmuck herausgeputzten Pferden. Dreimal zogen die Reiter um das Gotteshaus, vor dessen Portal ein Geistlicher den „Roß- und Habersegen“ erteilte. — In Pullach bei München erhielt sich der „Stephelsritt“ bis 1910.

Sogenannte „Stephelsrennen“, wie sie früher nach der kirchlichen Benediktion der Pferde in Ecking bei Neuötting (Gickerlrennen), in Haimpertshofen bei Pfaffenhofen, in Thulbach bei Moosburg, in Nandlstadt (Hollertau, bis 1807) u. a. Orten mit Verteilung von Preisen (Gockel, Henne, Taube oder Sattel, Steigbügel, rotes Tuch) stattfanden, haben sich nur noch wenige erhalten, so beim „Winterfest“ in Stammham bei Ingolstadt, wo die Pferdezucht von jeher gepflegt wurde. Früher war damit ein „Stephelsmarkt“ mit Ständen und Buden verbunden. In Fürstfeldbruck bei München, in Reisbach unweit Dingolfing, in Golling und Altdorf bei Landshut sollen u. a. angeblich auch noch Stephanrennen abgehalten werden. Die Auslagen für die in Aussicht gestellten Rennpreise wurden früher gewöhnlich „geopfert“, wie z. B. in Thulbach bei Moosburg von den Kirchenbesuchern. Ein Eintrag in der Kirchenrechnung von Unterlaichling in Niederbayern aus dem Jahre 1689 sagt: „Wie fertin (voriges Jahr) als auch heuriges Jahr ist wiederumben ein Rennets auf Stephani zu Weihenachten gehalten worden; dazu zwei rote Tücher, eines per 3 fl. und das andere umb 2 fl. neben einem Parchet nach 54 kr. und ainem zamb (Pferdezaum) pr. 40 kr. samt ainem Paar Handschuech pr. 40 kr. dafür zusammen in allem zahlt und ausgelegt worden laut Zettels Nr. 7 6 fl. 34 kr.“

## Weihnachtliches Zwiegespräch

Nur für einen Augenblick ließ der schmale Spalt der Haustür gelbes Licht und den Dackel Waldmann aus dem Flez in das Hofdunkel durchschlüpfen. Ebensolange mochte es gedauert haben, bis der Hund den zu Boden gesenkten Kopf hochriß und seine kurzen krummen Beine in heftigste Bewegung setzte. Die Kätzin Muschi war noch behender gewesen; im Nu hatte sie sich auf einen unter dem Kuhstallvordach stehenden Ackerwagen geschwungen. Den Rücken gekrümmt, glühten ihre grünen Sehschlitze auf den bis zum Bauch im Schnee steckenden Waldmann hinab.

„Aber Fräulein Muschi, weshalb haben Sie sich meiner Begrüßung durch eine mit nichts begründeten Flucht entzogen?“ fragte der noch etwas japsende Hund und setzte eine Biedermannsmiene auf, wie er sie bei Begleitung seines Herrn ins Wirtshaus dort an etlichen, im Jägerlatein bewanderten, Stammtischlern studiert hatte. „Ich wollte Ihnen doch nur einen frohen guten Abend wünschen und, wie es am Heiligen Abend der Brauch ist, ein schönes Weihnachtsfest.“

„Die stürmische Art Ihrer Annäherung ist mir hinreichend bekannt, Herr Waldmann“, sagte die Katze. „Wo sie mich auch erblicken, stellen Sie mir nach und nicht gerade auf eine Art, die uns Katzen angenehm ist, auf die zärtliche, ritterliche; nein, nennen wir es doch beim rechten Namen, aus Mordgier!“

„Mein teures Fräulein Muschi, Sie tun mir bitteres Unrecht an. Unritterlich soll ich sein? Ausgerechnet ich, der eifrigste, treueste Helfer im vornehmsten aller Berufe, dem edlen Weidwerk? Erst gestern wurde ich vom Bauern belobt, weil ich mit keiner Wimper zuckte, als uns ein Hase über den Weg lief. Ich tue nichts was nicht der Herr befiehlt.“

„So, so, Herr Waldmann“, erwiderte die Katze, deren Rücken noch immer im Bogen verharrte, „dann sind auch Ihre Nachstellungen gegen mich vom Bauern befohlen, oder wie?“

„Fräulein Muschi, wenn auch der Bauer im Grunde seines Herzens Sie gar nicht mag — Sie werden verstehen, Ihr ständiges Streunen und Wildern auf den Feldern und im Walde, Ihr Vogelnesterraub und manches andere — so gab er mir nie den Befehl, Sie anzufallen.“

„Natürlich nicht, denn ich fange ihm die Mäuse vom Kornboden weg; aber dennoch tun Sie es.“

„Wenn Sie doch meinen Versicherungen glauben möchten; ich wollte Sie wirklich nur begrüßen, Ihnen, wie gesagt, meine Reverenz erweisen und ein frohes Fest wünschen.“

„Reden Sie doch kein Blech“, sagte die Katze, die mittlerweile ihre Beine gestreckt,

den Rücken durchgebogen und den Schweif emporgeschwungen hatte. „Was haben wir Katzen vom Heiligen Abend! Mag sein, daß es in den Städten Artgenossen gibt, denen man ein Seidenband mit Glöckchen um den Hals hängt, die ein gepolstertes Schlafkörnchen haben und einen Sandkasten — na ja —, die heute abend zur Feier des Tages geschabtes Rindfleisch im Teller vorgesetzt bekommen; aber wir auf dem Lande?“

Dackel Waldmann, der bisher keinen Blick von seiner Gesprächspartnerin gelassen hatte, senkte den Kopf. Auch Katzen können sentimental werden, dachte er, vielleicht eine Möglichkeit, dem Gespräch eine Wendung zu geben.

„Liebe Muschi, wenn ich uns beide betrachte, so sind wir eigentlich grausam mißachtete Geschöpfe. Die Menschen sind ungerecht. Schauen Sie sich die Krippen an, die um die Weihnachtszeit allorts aufgestellt werden. Haben Sie in ihnen schon einmal eine Katze oder einen Hund nachgebildet gefunden? Keinesfalls; außer der Mutter Gottes mit dem Jesuskind, dem heiligen Joseph, den Heiligen Drei Königen und Hirten, nur Ochs, Esel und Schaf.“

„Gottes Tierreich ist groß“, sagte die Katze. „Möchten Sie vielleicht alle Kreaturen in Bethlehems Stall versammelt sehen, von der Schlange bis zum Orang-Utan? Nein, mein Verehrter, es hat schon seine Richtigkeit, daß man dem Lamm Gottes, unserem Jesuskind, nur die friedliebendsten Tiere beigesellt.“

„Sie finden also nichts dabei, daß Sie übergangen werden“, knurrte der Hund.

„Machen wir uns doch nichts vor“, erwiderte die Katze, „wir haben dort beide nichts zu suchen. Ein jeder gehört an seinen Platz innerhalb der Weltordnung. Mir scheint, als hätten die Menschen hierbei den schwersten Stand. Man sagt, indem sie vom Baum der Erkenntnis aßen, wäre ihnen bewußt geworden, was gut und böse ist. Was wissen wir davon! — Sie etwa?“

Waldmann schüttelte den Kopf, aber es geschah wohl nur, weil ihm der Schnee in die langen Behänge gedrunken war.

Jetzt öffneten sich zwei Türen auf dem Hof. Vom Haus herüber piffte der Bauer seinen Hund, der zusammenzuckte und beflissen seinem Herrn zustrebte. Aus dem gegenüberliegenden Kuhstall quoll im Licht der Stallaterne der Brodem der Rinder. Die Magd stellte eine kleine Schale Milch in die Stallgasse und lockte die Katze. Gelassen, federnd schritt das Tier dem Licht zu.

Der allmächtige, allwissende, allgegenwärtige Gott Vater im Himmel lächelte und freute sich der Heiligen Nacht und aller seiner Kreaturen.

Ch. G.

## Feder sein eigener Laubfrosch

### Ob das Wetter hält? Eine wichtige Frage für den Bauern

Lange bevor Rundfunk, Fernsprecher und Zeitungen die Vorhersagen der Wetterwarten hinausstrugen in alle Welt, bemühte sich schon der Bauer, Regen und Sonnenschein, Schnee und Kälte für kurze Zeit vorausszusagen, um seine Arbeiten darnach einrichten zu können. Er verläßt sich als aufmerksamer Naturbeobachter auf seine Erfahrungen und weiß die überlieferten gereimten und unge-reimten Wetterregeln zu deuten, deren wahren ursprünglichen Sinn er wiederholt auf ihre Richtigkeit geprüft und für zuverlässig befunden hat.

Was ist nun tatsächlich von diesen Wetterbeobachtungen und ländlichen Wetterregeln zu halten? Gerne ist man versucht, sie als überlebt anzusehen. Die Tatsachen belehren aber alle, die mit der Natur vertraut sind, eines besseren, besonders bei einer nicht zu engherzigen Auslegung dieser volkstümlichen Weisheiten und einer geschickten Beobachtung.

Freilich, unbedingte Sicherheit bieten diese Regeln zur Wetterprognose nicht. Aber selbst die fachliche Wettervorhersage arbeitet bekanntlich nicht fehlerlos. Die Beobachtung der Wolken und ihrer Formen, Auf- und Untergang der Sonne und des Mondes, Flackern und Flimmern der Sterne, Nebel, Tau und Wind gewähren wertvolle Hilfen für die Vorausbestimmung des Wetters.

Nicht zu unterschätzende Wetterkinder sind ferner verschiedene Tiere, besonders das Wild, einzelne Singvögel, Schnecken, Lurche, Insekten und Pflanzen. Als besonders zuverlässig gelten Schwalben, Spinnen, Frösche, Fische, Mücken und Bienen. Schließlich lassen auch einzelne Erscheinungen und Vorgänge in und außer dem Hause Schlüsse auf das kommende Wetter zu.

#### Heitere Witterung künden an:

Federwolken (Höhe von 5000 bis 13 000 m), auch Zirruswolken genannt, wenn sie von Osten kommen.

Dichte Wolken, die allmählich in feine, schwebende Lämmerwölkchen übergehen.

Bedeckter Himmel, aber heller Horizont.

Roter Himmel bei Sonnenuntergang. „Abendrot, schön Wetterbot!“

Deutliche Sichtbarkeit der Sterne, vor allem in der Milchstraße.

Klarer Mondenschein.

Bildung eines Regenbogens am Nachmittag oder Abend bei Uebergang westlicher Winde in nördliche.

Fallende Nebel, kerzengerade aufsteigender Rauch.

Nebel auf Bergen und in Tälern vor Aufgang der Sonne kurz vor Vollmond. „Auf gut Wetter vertrau“, beginnt der Tag nebelgrau!“

Dichter Nebel über Gewässer und Wiesen kurz nach Sonnenuntergang. „Sind des Abends über Fluß und Wies“ die Nebel zu schauen, wird die Luft schön anhaltend Wetter brauen.“

Gutes Wetter lassen auch erhoffen: emsig weidende, auseinanderdrängende Schafe; Hühner, die abends bald den Stall aufsuchen; hoher Flug der Schwalben; munteres Rufen und Benehmen der Stare; lauter Buchfinkenschlag; klangvoller Glockenschlag des Pirol; ruhiges Verhalten der alten Störche und übermütiges Gehaben der Jungen; lebhafter Reiherruf; hochkreisende Dohlen und lautes nächtliches Schreien der Eulen bei Regenwetter.

Trockenes Wetter ist ferner zu erwarten, wenn im Freien webende Spinnen große, weitmaschige Netze mit langen Hauptfäden ziehen und diese in der Nacht vergrößern.

„Wenn die Spinnen weben im Freien, läßt sich schön Wetter prophezeien.“

Spät in die Bienenstöcke zurückkehrende Bienen, fleißig an Haufen arbeitende Ameisen, laut zirpende Grillen, leuchtende Glühwürmchen und des abends herumflatternde Fledermäuse künden ebenfalls heiteres Wetter an. Eine Reihe von Garten-, Wiesen-, Feld- und Waldblumen, wie Malven, Krokus, Löwenmaul und Fingerhut, Sternmiere, Bibernzell, Enzian, Klee und andere öffnet ihre Blüten der Sonne und schließt sie dem zu erwartenden Regen. Glockenblume, Hungerblümchen, Taglichtnelke, Buschwindröschen u. Heidekraut richten ihre Blüten bei sonnigem Wetter auf und senken sie, wenn Regen zu erwarten ist. Die Reiher- und Storchschnabellgewächse rollen ihre Samenfortsätze bei heiterer Witterung ein und öffnen sie bei zunehmender Feuchtigkeit. Ebenso verhält sich das Federgras mit seinen Grannen. Gerste und Hafer spreizen bei Sonne ihre Grannen, die reifen Zapfen der Nadelhölzer ihre Schuppen.

#### Unsichere Wetterlage und Wettersturz sind zu befürchten:

Verschleiern Federwolken nach ihrem Erscheinen alsbald den Himmel und zeigen sich farbige Halbringe um die Sonne oder ziehen sie rasch und in großer Menge von Westen her, getrieben von südlichen oder westlichen Winden, so wird das Wetter trübe.

„Ist der Himmel geschuppt wie ein Fisch, regnet es in 24 Stunden gewiß.“

Schlechtes Wetter ist auch zu befürchten, wenn sich große Haufenwolken (in einer Höhe von 500 bis 4000 m) nicht alsbald nach Sonnenuntergang verziehen; ferner bei fahlgelbem Sonnenuntergang, bei Bildung lan-

ger, feuerroter Streifen am westlichen oder nordwestlichen Himmel nach Sonnenuntergang; bei grünlicher Färbung des Himmels am Abend über dem westlichen Horizont, wenn die Luft allzu durchsichtig ist und eine zu weite Sicht gewährt. Lassen sich die Lerchen nicht mehr sehen und ist Amsel-schlag schon vor Sonnenuntergang zu hören, surren und summen die Roßkäfer, so ist ebenfalls eine Verschlechterung der Wetterlage zu erwarten.

#### Baldiger Regen tritt ein,

wenn parallele Wolkenstreifen ineinander übergehen, wenn während einer teilweisen Aufklärung zwei Wolkenschichten am Himmel stehen und die helleren Oberwolken in der selben Richtung ziehen wie die unteren.

„Scheint die Sonn' auf einen nassen Stein, fällt bald wieder Regen ein.“

Nach sogenanntem Wasserziehen, also bei schneller Bildung von Wolken nach heiterer Witterung, bei Hof- und Ringbildungen um Sonne und Mond regnet es bald. Zeigt der zunehmende Mond trübe, stumpfe Hörner und ein bleiches, finsternes, aschfarbiges Gesicht, flackern oder flimmern die Sterne stark und verschwinden sie gar zum Teil, dann ist Regen zu erwarten. Steigt der Nebel am Abend und verzieht er sich nicht bald, regnet es noch nachts.

Wenn das weidende Vieh am Abend gierig frißt, die Schweine mehr als gewöhnlich in der Erde herumwühlen, die Pfauen schreien, die Hühner und Tauben am Abend lange nicht den Stall bzw. Schlag aufsuchen, die Schwalben sehr niedrig fliegen, die Singvögel verborgen in den Büschen singen, die Stare schnarrend rufen, Raben, Krähen und Perlhühner mehr als gewöhnlich schreien, die Grünspechte knarrend laut geben, die Kiebitze auffallend heiser plärren und die Seevögel sich den Schiffen und Ufern nähern, dann kommt sicher Regen.

Scherzt das Hochwild, hält sich die Gams tief im Holze auf, verläßt der Reiher das Wasser, quaken knarrend die Frösche am Tage und steigen die Laubfrösche ins Wasser, ist ebenfalls baldiger Regen in Aussicht.

„Lassen sich die Frösche hören wie Knarren, wirst du nicht lange auf Regen harren.“

Wenn die Fische häufig aus dem Wasser emporspringen, die Krebse das Land aufsuchen und die Regenwürmer aus der Erde kriechen, Garten- und Schleimschnecken zahlreich auf Wegen und Beeten erscheinen, die Kröten ihre Verstecke verlassen und herumhüpfen, Fliegen und Mücken durch ihr Stechen besonders lästig werden, die Bienen zeitig am Morgen ausfliegen, aber sich nicht weit vom Bienenstock entfernen und die

Spinnen arbeitslustig sind, ist nasse Witterung in Aussicht. Aber „wenn die Spinnen im Regen spinnen, wird er nicht lange rinnen“.

Sobald sich die Blätter der Bohne und der Hahnenfußarten senken, die Sumpfdotterblume und der Sauerklee die Blätter zusammenschlagen, verschiedene Pflanzen ihre Blüten schließen, Seifenkraut und Kartäusernelke die Zähne und Zacken ihrer Samenkapseln zumachen und die auf den Blättern der Erle sitzenden Blattläuse ihre Absonderungsstoffe ausscheiden, Weiden und Birken starken Geruch verbreiten und der Satanspilz sich rotbraun färbt, seine Lamellen aber gelbrote Farbe annehmen, ist Regenwetter nahe. Solches tritt auch ein, wenn die Wälder und Berge „rauchen“, faule Stoffe und Düngerhaufen übermäßig stinken, Aborte unangenehm ausdünsten und das Hausgangspflaster zu schwitzen anfängt.

#### Gewitter rücken an,

wenn sich schon bald nach Sonnenaufgang viele Haufenwolken zeigen, die sich stetig vergrößern, schwarzgrau verfärben und sich gegen Nachmittag zu zusammenhängenden Wolkenmassen vereinigen. Auch der turmartige Aufbau der Wolken deutet darauf hin. Schwefelgelbe Wolken künden Hagelschauer. Wenn sich der Tiere nervöse Hast und Unruhe bemächtigt, die Pferde nach dem Bremsen schlagen, das Vieh schnuppert und mit hochgehobenem Schwanz auf der Weide umherspringt, die Bienen unruhig und gereizt werden, Stubenfliegen Mensch und Tier belästigen, dann zieht bald ein Gewitter auf.

Wind und Sturm werden angezeigt durch feurigen Mond mit gelbrottem Licht, dunkelrote Färbung der Sonne in Verbindung mit hellrotfarbigen Wolken, leichte, streifige, strahlenförmig auseinandergehende und an ihrem oberen Ende gebogene Wolken. Der Sturm kommt in der Regel aus der Himmelsgegend, wo sich das Strahlenbündel der Wolken vereinigt.

#### Kälte und früher Frost treten ein,

wenn die Zugvögel schon vor Ende September abreisen, die Enten am Abend von selbst den Stall aufsuchen, das Wiesel bereits im September sein Kleid wechselt, die Mäuse schon im Oktober in die Tiefe wühlen, die Maulwürfe und Ameisen ihre Haufen im Herbst höher als gewöhnlich aufwerfen, die Wasservögel ihren gewohnten Standort verlassen und große, nicht leicht zufrierende Ströme aufsuchen, die Krähen im Herbst bereits vor Sonnenaufgang zur Nahrungssuche fliegen und erst nach Sonnenuntergang ohne viel Lärm zurückkommen (Nachtfrost!), die Winkelspinnen im Herbst um die schon fertigen Gewebe kämpfen.

# Weihnatskrippen

Im Aiblinger Wochenblatt von 1859 ist zu lesen, daß in den ersten Monaten desselben Jahres in Weyern verschiedene Darstellungen der dortigen Weihnachtskrippe zu sehen seien; im Dezember gleichen Jahres ist die Krippe bereits zum Verkaufe ausgeschrieben.

Dieses Schicksal ereilt viele Krippen, die oft in jahrzehntelanger Arbeit und unter Aufwendung erheblicher Geldmittel aufgebaut werden. Krankheit und Tod machen

dem Schaffen ein Ende. Kinder spielen dann mit den oft sehr wertvollen Figuren, die Gebäulichkeiten kommen auf den Speicher oder es wird die ganze Herrlichkeit für weniger Geld verkauft.

Der seit 30 Jahren bestehende Verein bayerischer Krippenfreunde (Gg. Grübel, Regensburg, Gesandtenstraße 8) bemüht sich, durch Wort, Schrifttum und Lichtbildervorträge, dieses wertvolle Volksgut zu hegen und einen tüchtigen Nachwuchs heranzuziehen.

## Inhaltsübersicht der Veröffentlichungen im Jahrgang 1952

1. Heimatpflege und Brauchtum		Nr. S.	Nr. S.
Heck, Theodor, Dem sechzigjährigen Dr. Ritz	1	1	7 49
Heck, Theodor, Musikalische Erneuerung i. Rahmen der Heimatvereine	1	4	7 51
Herrgott, Friedrich, Wir tanzen	1	6	8 57
Herrgott, Friedrich, Wir tanzen (Schluß)	2	10	
Brückner, Dr. B., Die erneuerte Mühldorfer Heimatracht	2	11	8 61
Brückner, Dr. B., Die erneuerte Mühldorfer Heimatracht (Schluß)	3	21	8 64
Zaborsky, Oskar von, Ostereier	3	17	9 67
Greiner, Rud., Beim Wachszieher und Lebzelter	4	26	9 70
Moser, Dr. H., Das Volksschauspiel früher u. jetzt	4	30	9 72
Moser, Dr. Hans, Das Volksschauspiel früher und jetzt (Schluß)	5	35	
Gutenberg, Ch., Der gute und getreue Knecht Sauer, Josef, Der Kranztag	5	38	10 73
Kastner, Heinrich, Das Spinnrad	5	36	
Köbe, H. Ch., Wir sind auf dem richtigen Weg	5	39	10 75
Hanika, Dr. J., Der bayerische Heilmattag	6	41	
Heck, Th., Was der Heimatpfleger sah und hörte	6	43	10 79
Hornsmann, Dr. Erich, Warum ist die Erosion für uns so gefährlich?	6	44	10 89
Sauer, Josef, Der Dorfschmied	6	46	11 86
Sauer, Josef, Der Dorfschmied (Schluß)	6	47	
Heck, Theodor, Tiernamen	7	54	11 87
Sauer, Josef, Zinn	7	52	
Heck, Theodor, Treu dem guten alten Brauch	8	59	12 94
Schwarzenberger, H., Sinnvoller Uferschutz	8	65	
Schwarzenberger, Sinnvoller Uferschutz (Schluß)	9	69	
Köbe, H. Ch., Der Bayerische Landesverein für Heimatpflege jubiliert	10	77	
Sauer, Josef, Bauerngeschirr aus alter Zeit	11	81	
Sauer, Josef, Das Weihnachtskrippel	11	83	
Moser, Dr. Hans, Vom weihnachtlichen Singen und Spielen in vergangenen Tagen	11	85	
Sauer, Josef, O, hl. Stephanus, wir bitten dich!	12	89	
Ulrich, Georg, Weihnachtskrippen	12	92	
Ulrich, Georg, Weihnachtskrippen	12	96	
<b>2. Heimatgeschichte</b>			
Hartmann, Adolf, Die Geschichte von der gottseligen Alta	1	2	
Kirmayer, Siegl., Der Kapellenkranz von Sankt Jakob zu Wasserburg	1	7	
Kirmayer, Siegl., Der Kapellenkranz von Sankt Jakob zu Wasserburg (Schluß)	2	12	
Braßler, K., Die Frühgeschichte der Pfarrkirche Aibling	2	9	
Braßler, K., Die Frühgeschichte der Pfarrkirche Aibling (Schluß)	3	20	
Bauer, Anton, Wer hat den Plan zur Gnadenkapelle Weihenlinden entworfen?	3	19	
Esterer, M., Beredtes Oberbayern	3	22	
Sieghardt, August, Die Wasserburger Familie von Kern	3	23	
Skrabal, Gerhard, Zum 45. Todestag des Rembrandtdeutschen	4	25	
Oswald, M., Die Edlen vom Thal	4	27	
Albrecht, Jak., Einwanderer aus dem Süden	4	28	
Legner, Ant., Von unseren Vesperbildern	4	31	
Barth, Nik., Armenpflege in der Herrschaft Hohenaschau	4	32	
Sieghardt, Aug., Eine Dichterin des Chiemsees	5	33	
Kirmayer, Jos., Streifzug durch heimatische Geschichtsforschung	5	32	
Sieghardt, Aug., Rosenheim — eine sehr wohlgebaute Ortschaft	7	49	
Bauer, A., Seit wann in Wiechs eine Kirche steht	7	51	
Sieghardt, Aug., Ritter Ratholdus von Aibling	8	57	
Legner, Ant., Kulturhistorischer Beitrag zur Wasserburger Barockkanzel	8	61	
Braßler, K., Eine Ehrenrettung für Pang	8	64	
Kirmayer, Siegl., Das Hellig-Geist-Spital im neuen Gewand	9	67	
Finsterwalder, K., Zur Entstehung des Ortsumamens Götting	9	70	
Albrecht, Jak., Das Aufkommen unserer Familienamen	9	72	
Stadler, Dr. Klem., Wesen und Bedeutung der Gemeindewappen	10	73	
Moser, Hans, Der St.-Luzien-Tag im alten Wasserburg	10	75	
Sieghardt, Aug., Leibl und Spitzweg am Feurigen Tatzelwurm	10	79	
Legner, Ant., Die Karmelitenkirche im Inntal	10	89	
Albrecht, J., Die Zunamen im Wandel der Zeiten	11	86	
Müller, Dr. Rolf, Der Wendelstein	11	87	
Sauer, Josef, Jeder sein eigener Laubfrosch	12	94	
<b>3. Verschiedenes</b>			
Stemplinger, Dr. Ed., Altbayerische Dorfkinder — deutsche Kulturträger	1	5	
Mayr Johann	2	16	
Hund Wiguleus	2	16	
Hagenauer Johann	4	29	
Utzschneider Josef	5	40	
Markhauser Wolfgang	7	56	
Günther Matthäus	8	60	
Ganghofer Jörg	8	61	
Oettl Georg	8	61	
Wagner Josef	11	88	
Schlicht Josef	2	13	
Sauer, Josef, Drei Wünsche	2	16	
Kögl, Otto, Die Spreißbände	3	18	
Winter, Karl, Der alte Bauer	5	34	
Ränkl, Eugen, Bauernhof im Chiemgau	6	48	
Scher, Peter, Der Thoma von dazumal	7	56	
Haider, B., Im Banne eines alten Aberglaubens	8	62	
Ringler, Max, Die Inntaler Ries'n	8	63	
Strobl, Lor., Wiesenpracht	9	71	
Maihammer, Jos., Das Amulett	9	72	
K., De., Optische Täuschung	12	93	
Gutenberg, Ch., Weihnachtliches Zwiesgespräch			
<b>4. Museen, Vereinsleben</b>			
Kelm, F. K., Aus der Arbeit des Heimatbundes Mühldorf	1	8	
Bergmann, Erhard, Kralburger Heimatmuseum bisher wenig beachtet	2	14	
Albrecht, Jak., Kunsthistorische Studienfahrt des Historischen Vereins Aibling	5	40	

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.

